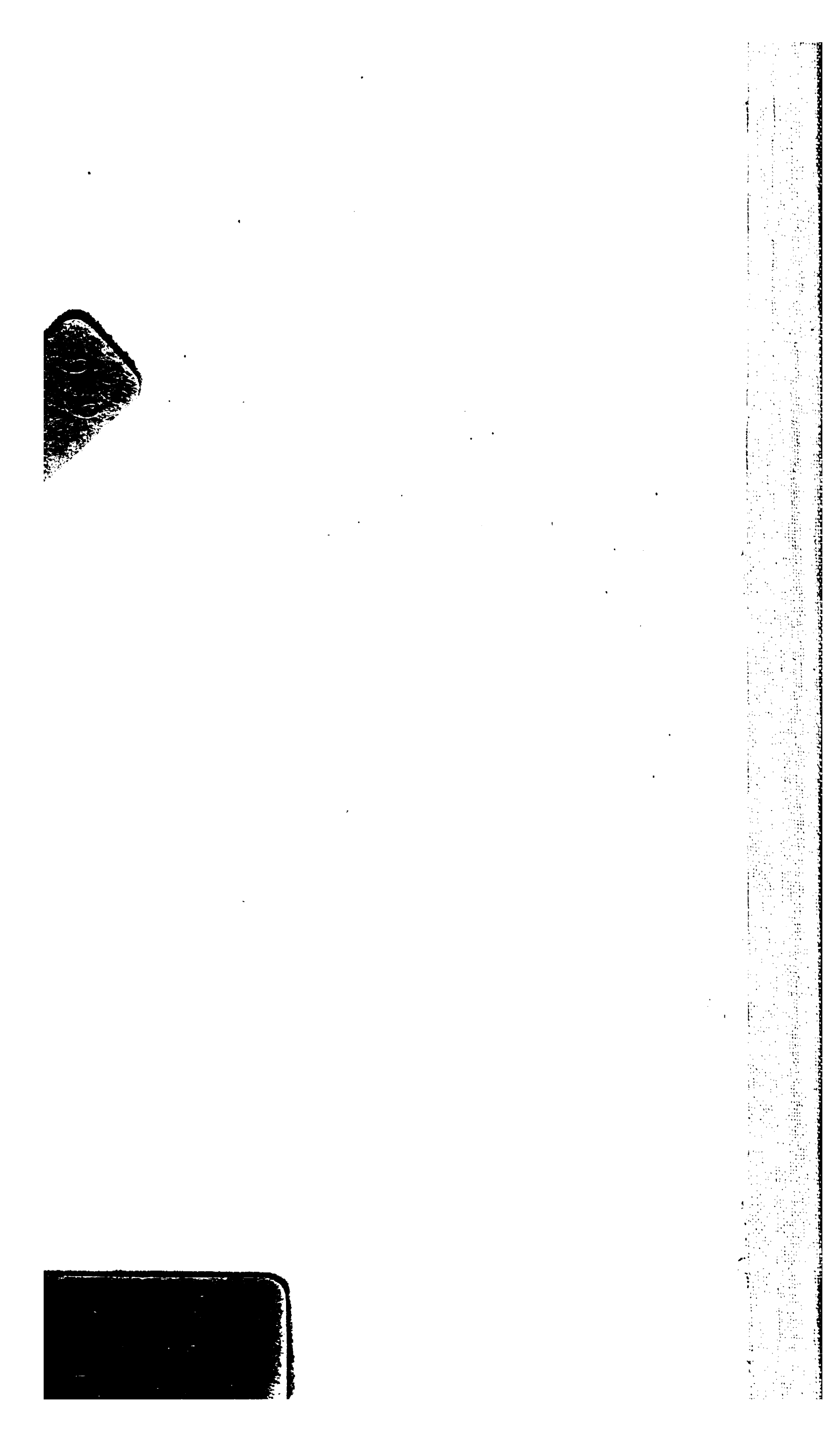
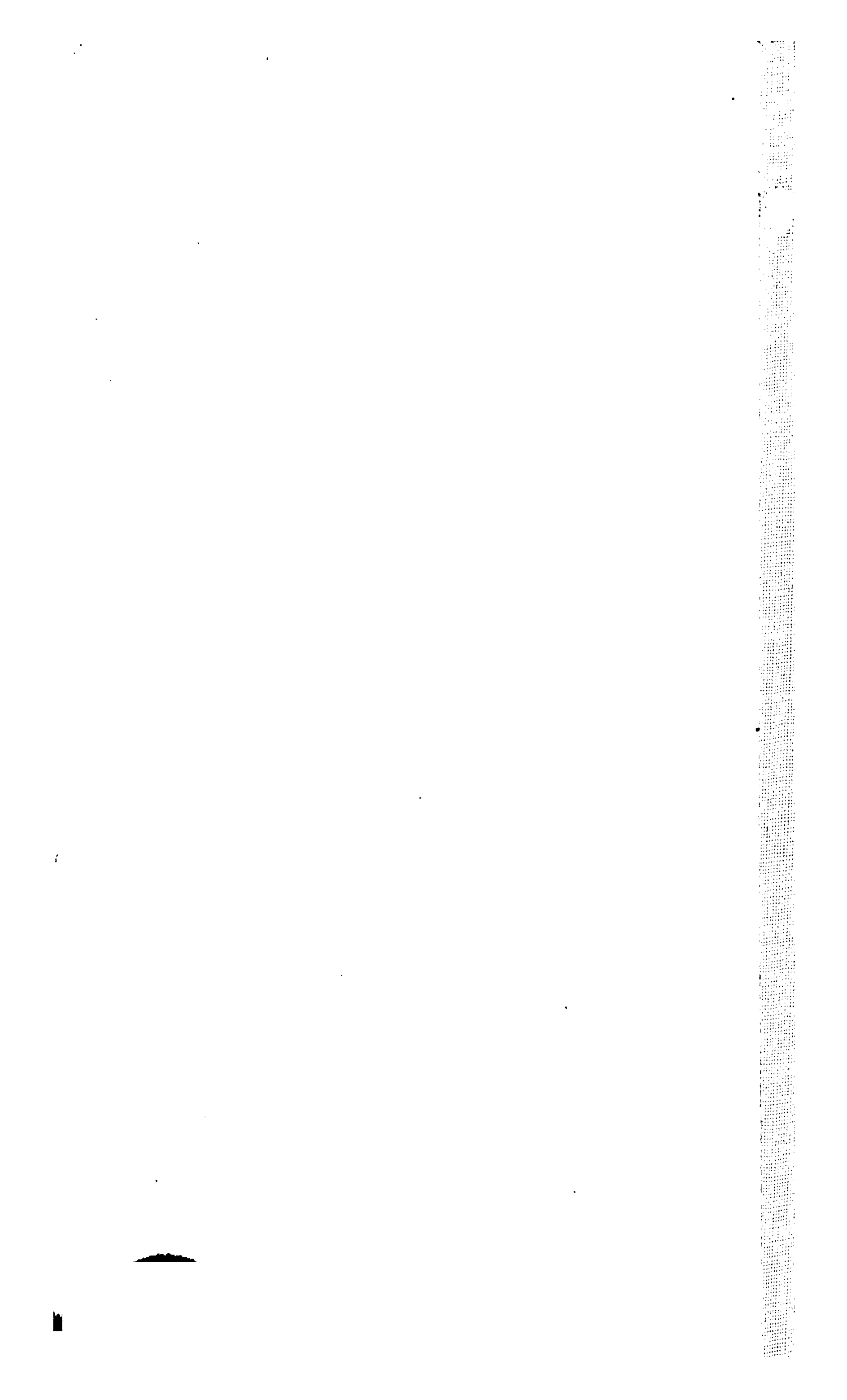
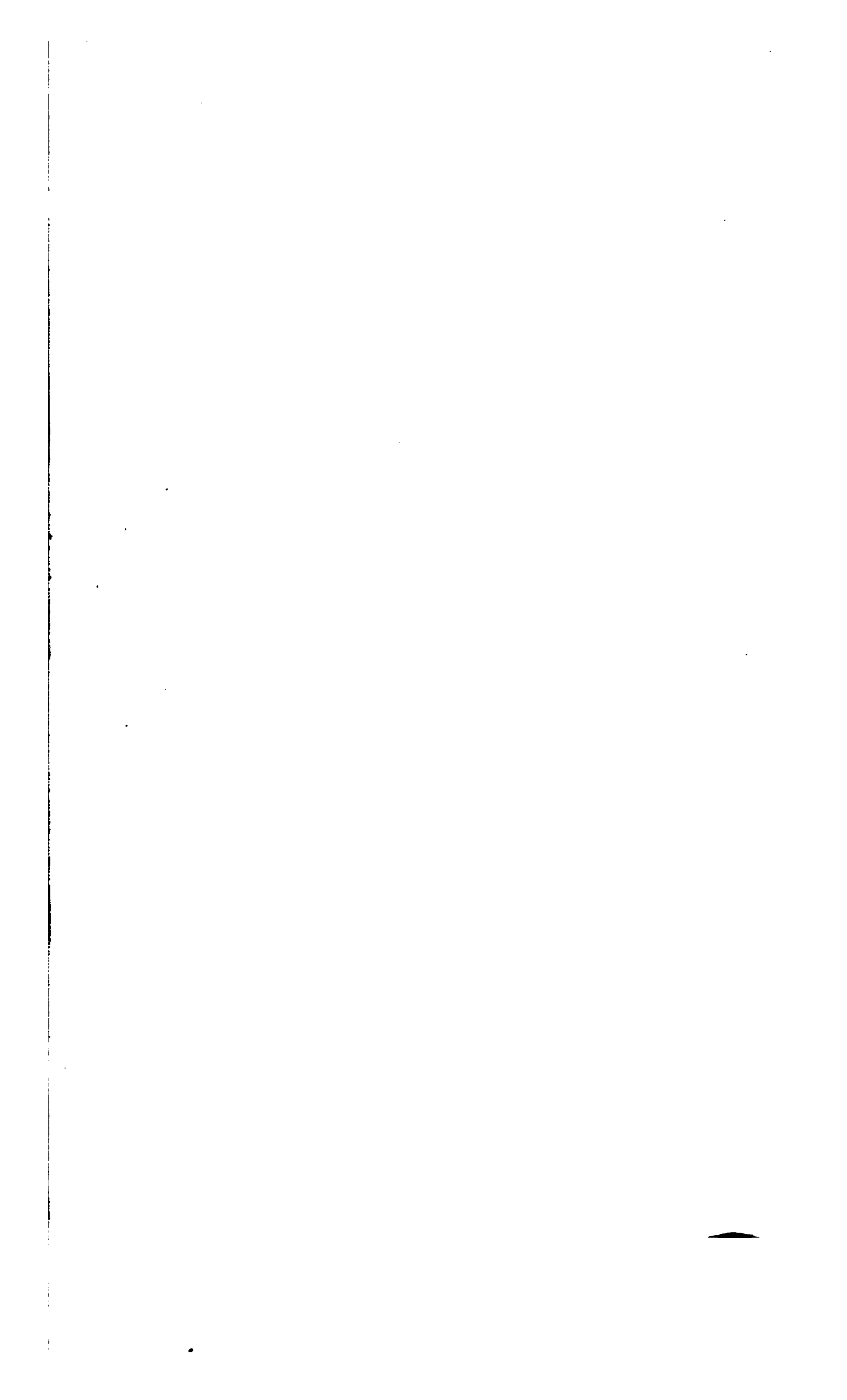
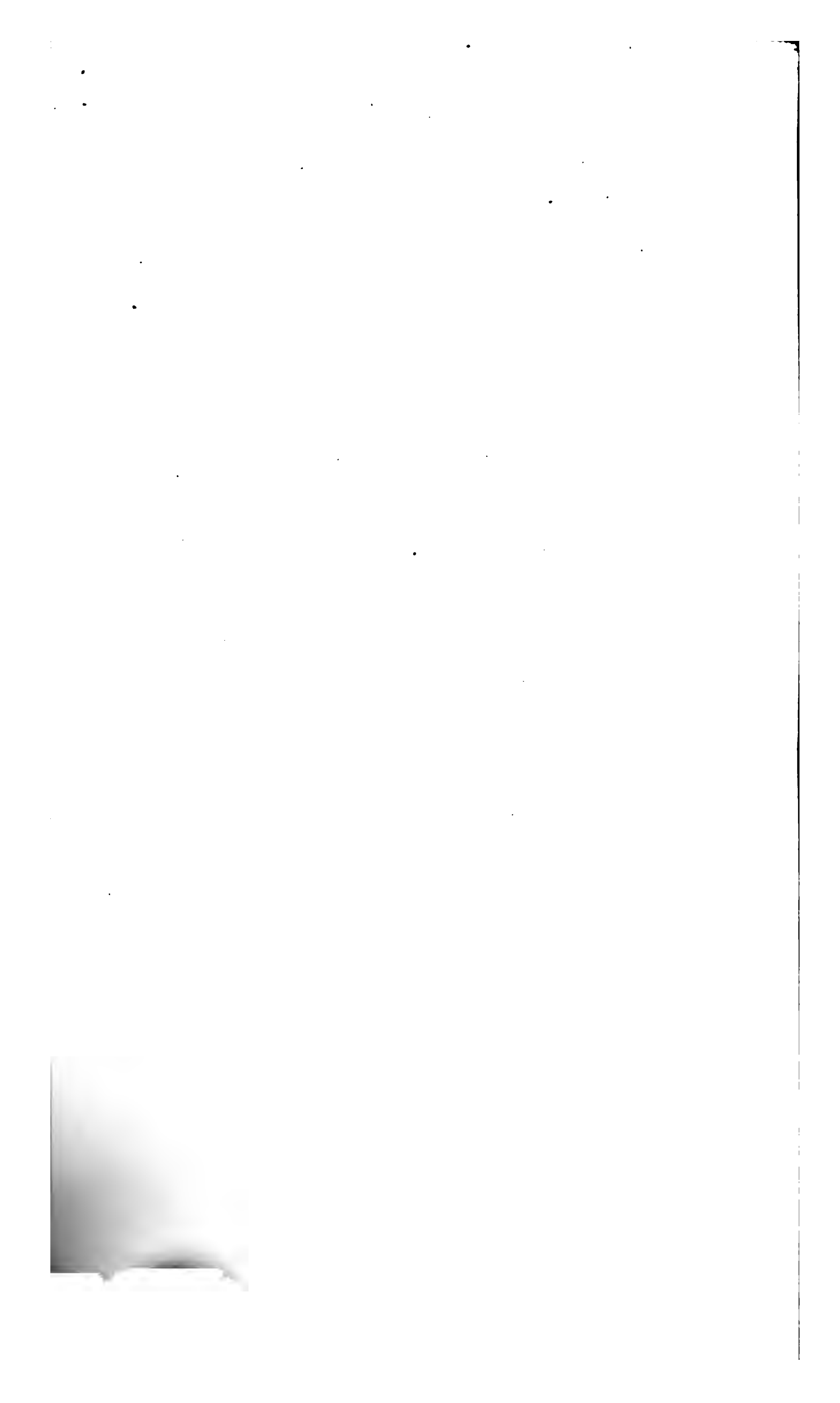
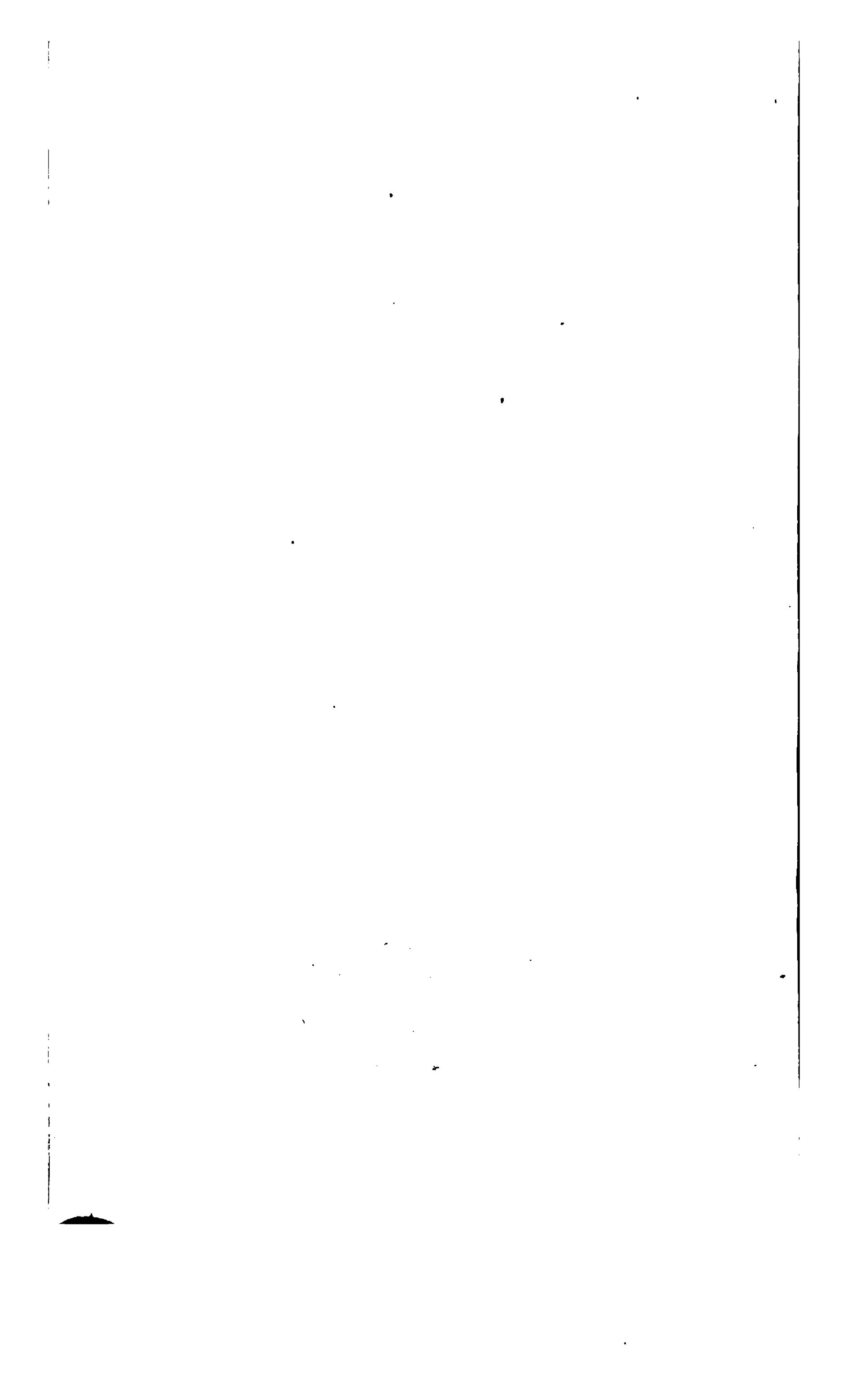










# Geschichte

der

# französischen Nationallitteratur

von der

Renaissance bis zu der Revolution

von

**Eduard Arnd.**

---

**Erster Band.**




Berlin.

Verlag von Duncker & Humblot.

1856.

# Vorwort.

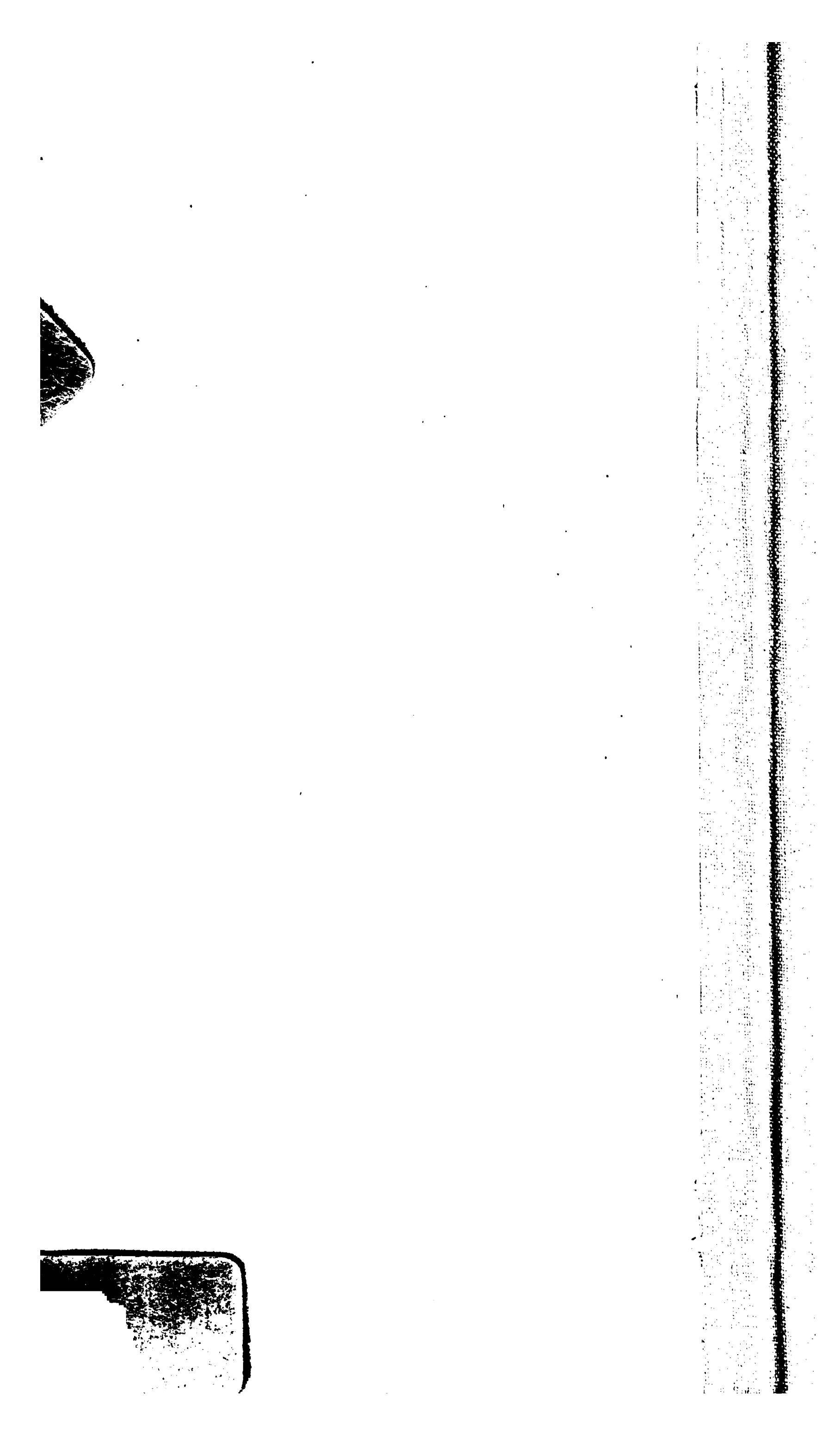
Eine allmälig entstandene und lange fortgesetzte Bekanntschaft mit dem litterarischen Entwickelungsgange der französischen Nation, und der bisher statt gefundene Mangel an einer anderweitigen, umfassenden und zusammenhängenden Darstellung desselben, hat zu diesem Werk die nächste Veranlassung gegeben. Als Ausgangspunkt ist der Anfang des sechszehnten, als Schlussstein das Ende des achtzehnten Jahrhunderts gesetzt, und keine bedeutende Erscheinung von Rabelais bis Beaumarchais ausser Acht gelassen worden. Ich habe die bewährtesten französischen Autoritäten, welche sich über einzelne Abschnitte ihrer Litteratur in grösseren Arbeiten oder in einzelnen Aufsätzen ausgesprochen haben, Chateaubriand, Guizot, Villemain, Cousin, Saint Marc

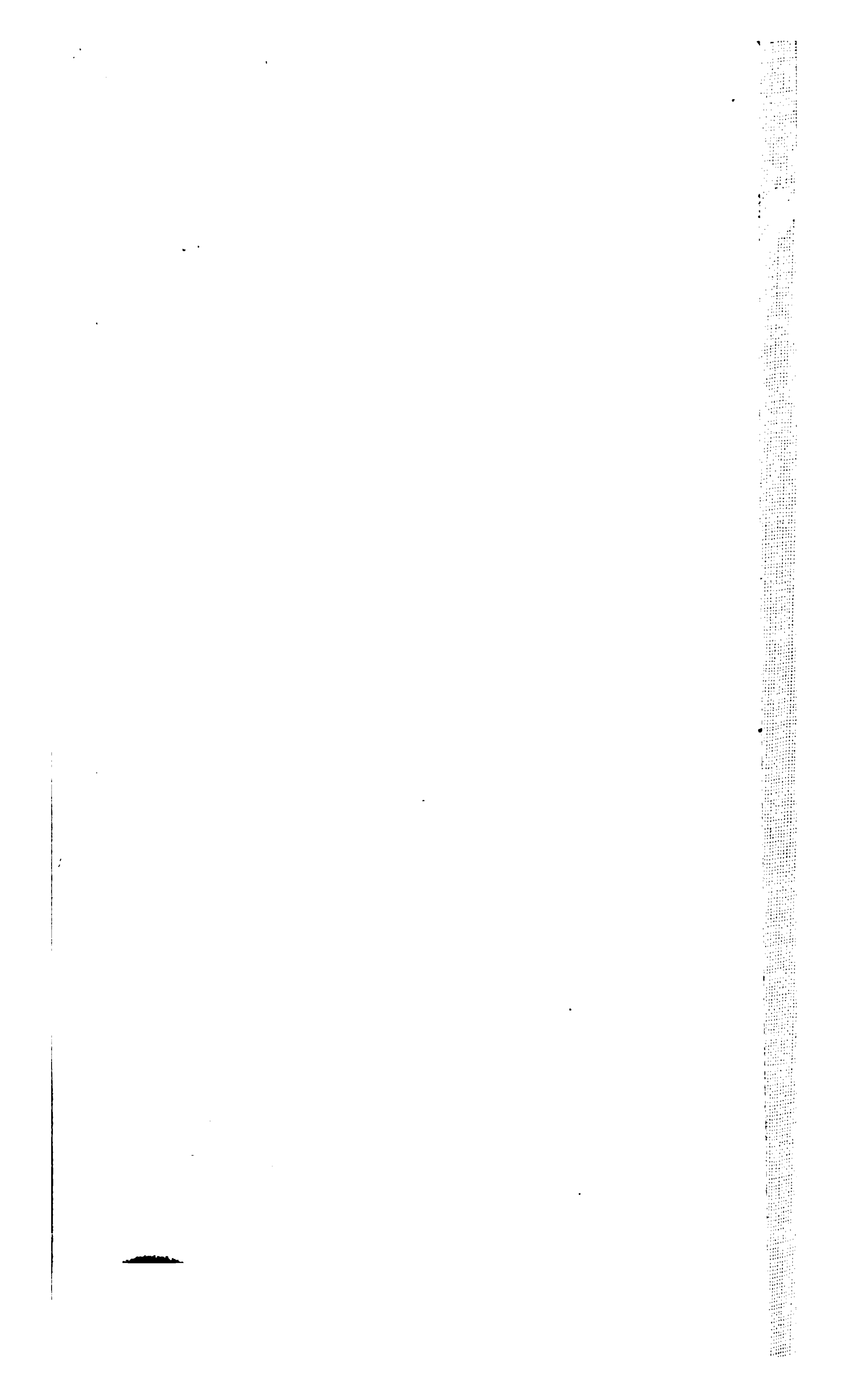
Girardin, Sainte Beuve, und viele andere in Deutschland weniger bekannte zu Rathe gezogen, ihre Meinungen mit dem Gegenstande selbst und unter einander verglichen, und keine Mühe gescheut, um über diese Materie ein unparteiisches und begründetes Urtheil zu gewinnen.

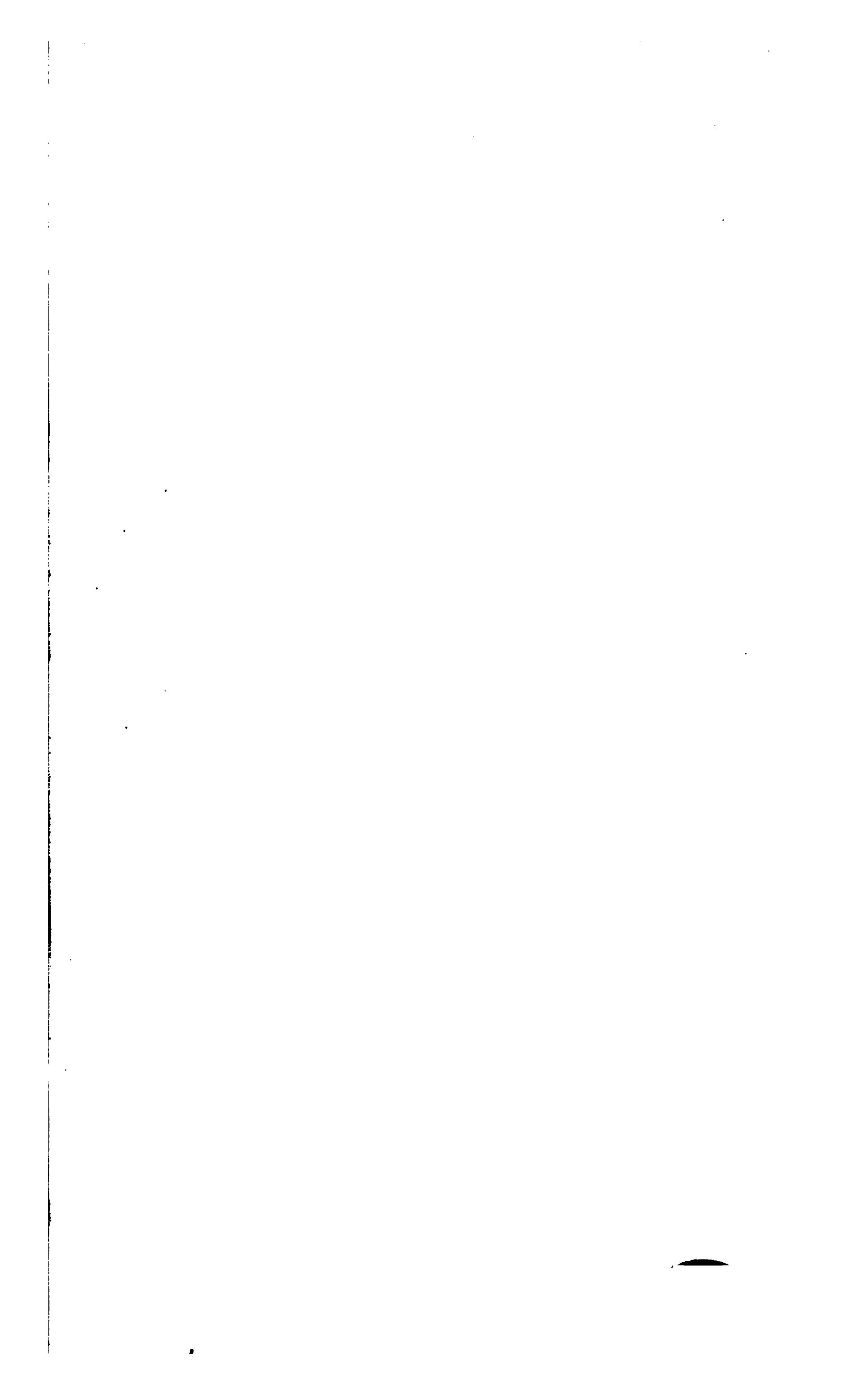
Der Begriff der Nationallitteratur umfasst die Werke, welche aus der besonderen Eigenthümlichkeit eines Volkes hervorgegangen sind, und wiederum auf dieselbe eingewirkt haben, und schliesst Das aus, was entweder ganz allgemeiner Natur, oder in keiner charakteristischen Form aufgetreten ist. Es ist deshalb hier vor Allem Dichtung, Beredtsamkeit, Geschichte, so weit letztere durch die Darstellung eine Bedeutung gehabt, behandelt, Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaft, die eigentliche Gelehrsamkeit, Philologie u. s. w. sind aber, sobald sie nicht einen bestimmten Einfluss auf den Geist der Nation ausgeübt, und sprachliche Denkmale hervorgebracht haben, ausgeschlossen worden. Descartes, Condillac, Buffon, d'Alembert, Barthélemy sind nicht als spekulative Philosophen, Naturforscher, Mathematiker, Archäologen, sondern wegen der Stellung, welche sie in dem allgemeinen Bildungsgange ihrer Zeit einnehmen, in Betracht gezogen worden.

Ich habe mich bemüht, einmal ein möglichst zusammenhängendes Bild der französischen Schriftwelt des 16., 17. und 18. Jahrhunderts zu liefern, dann aber die Verbindung nachzuweisen, in welcher der litterarische Geist und seine vornehmsten Erscheinungen mit dem öffentlichen Leben der Nation, ihren religiösen und politischen Institutionen, ihrem inneren und äusseren Schicksal gestanden hat, was besonders bei einer Litteratur, wie die französische, die immer mit der Wirklichkeit so eng verbunden gewesen, unerlässlich ist. Es ist in diesem Werk das mir Mögliche geschehen, um den eigenthümlichen Charakter der französischen Schriftwelt seit ihrem Bruche mit dem Mittelalter, ihre Stellung in der europäischen Civilisation, ihre Licht- wie ihre Schattenseiten, ohne vorgefasste Meinungen, ohne Uebertreibung nach dieser oder jener Seite hin, überall auf aus der Sache selbst geschöpfte Beweise gestützt, dem deutschen Publikum in klaren und bestimmten Zügen vor Augen zu führen.

Wie tadelnd oder ablehnend auch fremdes Urtheil über einzelne Erscheinungen der französischen Litteratur ausfallen mag, dieselbe steht in ihrer Gesammtheit, mit dem übrigen Leben der Zeit in Verbindung gebracht, und als der fort-







# Einleitung.

Das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert ist in Frankreich, in den Einrichtungen des Staates wie in den geistigen Bewegungen, in der Politik wie in der Litteratur, eine Epoche des Ueberganges gewesen, deren Ziel sich anfangs nur dunkel ankündigte, die lange mit der Vergangenheit zu ringen hatte, auf ihrer Bahn mehr als einmal still zu stehen gezwungen wurde, aber im sechszehnten Jahrhundert sich der Lösung ihrer Aufgabe zu nähern anfing.

Diese Aufgabe war eine doppelte. Einmal musste das Feudalwesen als eine herrschende Institution aufgehoben und der Monarchie untergeordnet werden, weil, so lange dasselbe in seiner Kraft bestand, für den Staat keine Einheit und für das Volk keine Freiheit möglich war, und dann musste eine nationale Sprache und Lit-

teratur geschaffen werden, ohne welche der Fortschritt im öffentlichen Leben, so zu sagen, laut- und bewusstlos, und ohne Einfluss auf den Geist der Nation geblieben wäre.

So wie der französische Staat vom dreizehnten Jahrhundert an sich von den Banden des Lehnswesens zu befreien suchte, und mit seiner Vergangenheit zu brechen begann, eben so musste eine Schriftwelt, die mit dieser Richtung übereinstimmen sollte, danach streben, sich den mittelalterlichen Ueberlieferungen zu entziehen, und in neuen Formen einen neuen Geist erzeugen. Es war nöthig, dass der feudalen Poesie und den lateinisch geschriebenen Chroniken eine andere Weise, das Leben zu begreifen und darzustellen, an die Seite gesetzt wurde. Es mussten Werke entstehen, in welchen die Interessen der Wirklichkeit sich in der nationalen Sprache vernehmen liessen, wenn die Litteratur ein Mittel zu einer höheren Gesittung werden, und nicht ein verborgener nur Wenigen zugänglicher Schatz bleiben sollte.

Mit Villehardouin und Joinville hatte sich das Streben erhoben, die grossen Begebenheiten der Zeit, die fränkische Eroberung Konstantinopel's und den Kreuzzug Ludwig des Heiligen, in der Form der Prosa, auf eine einfache, natürliche, den Zeitgenossen vollkommen fassliche, Weise vor Augen zu legen. In Froissart bereicherte sich die Sprache durch die in seiner Chronik so zahlreich erscheinenden Schilderungen und Malerien des äusseren Lebens; in Christine von Pisa, Chastelain, Olivier de la Marche u. s. w. fing in der Erzählung der Thatsachen ein moralisches Urtheil, ein Suchen nach einem allgemeinen Massstabe, eine Berücksichtigung der inneren Natur der Dinge sich geltend zu machen an, ein

Fortschritt, der sich in Philipp von Commines zu einer pragmatischen Behandlung des Staats- und Völkerlebens erhob. Die französische Prosa hatte demnach fast drei hundert Jahre lang, von Villehardouin*) bis Commines**), unablässig danach getrachtet, mit der Entwickelung des öffentlichen Lebens, so weit es ihr, die sich unter noch ungünstigeren Umständen als der Staat entwickelte, möglich war, Hand in Hand zu gehen.

Durch das Gedicht, der Roman von der Rose genannt, namentlich durch seine Fortsetzung von Jean de Meung***), ward auch in die Poesie ein neuer Geist eingeführt. Sie wandte sich von der Bearbeitung der Sagen der mittelalterlichen Vorzeit ab, und nahm ebenfalls die Darstellung der Gegenwart zu ihrem Gegenstand. Da sie sich jedoch nicht darauf beschränken konnte, die Wirklichkeit im buchstäblichen Sinne wiederzugeben, ohne allem schaffenden Triebe zu entsagen, aber unvermögend war, sich zu einer unmittelbaren und eigenthümlichen Anschauung des Lebens zu erheben, so wählte sie die Form der Allegorie, in welcher sie die Zustände, Sitten, Vorzüge und Mängel der sie umgebenden Welt zu schildern versuchte. Durch den Roman von der Rose ward der Kreis der Darstellung und Betrachtung in der Poesie des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts erweitert. Die Dichtung des eigentlichen Mittelalters hatte sich darauf beschränkt, Kirche, Ritterthum und Minne zu verherr-

---

*) Geb. um das Jahr 1167, gest. nach 1213. Seine Chronik umfasst die Zeit von 1198 bis 1207.

**) Geb. 1445, gest. 1509.

***) Geb. in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, gest. um 1320.

lichen. Alles Uebrige war übersehen, oder ihm eine nur sehr geringe Berücksichtigung gewährt worden. In dem Roman von der Rose dagegen und den Produktionen, welche dem von ihm gegebenen Impuls folgten, traten fast alle damaligen Zustände, obschon immer nur in allegorischem Gewande auf. Es lag indessen diesen Allegorien stets ein natürlicher Typus, eine reale Erscheinung zu Grunde, die aus Mangel an gestaltender Kraft nicht zur Individualität gesteigert werden konnte, jedoch immer einen Kern von Natur und Wahrheit in sich trug.

Die Poesie der Feudalwelt war, die gereimten Chroniken, und kleinere Produktionen, welche die Vorfälle des gewöhnlichen Lebens behandelten, ausgenommen, ebenfalls keine unmittelbare Darstellung der Wirklichkeit gewesen, sondern hatte dieselbe in gewissen Symbolen dargestellt, welche für die Repräsentanten des Glaubens, des Muthes, der Treue u. s. w. gehalten wurden. Diese Symbole schlossen sich dem Wesen der Dinge, die sie darstellten, allerdings oft näher als die Allegorie an, und drückten sie eigenthümlicher aus. Denn das Symbol wird aus der Natur genommen, und ist ihr verwandt, während die Allegorie dem Verstande angehört, und von diesem beliebig hervorgerufen werden kann. Aber der Inhalt der Allegorie ist dagegen viel reicher und ihre Anwendung freier. Da es nun der französischen Poesie nicht, wie einigen anderen z. B. der italienischen vergönnt war, schon im Jugendalter der Nation mit grossen und vollendeten Werken aufzutreten, dieselbe vielmehr, lange mit Hindernissen aller Art ringend, als das letzte Resultat der inneren Entwickelung spät, gewissermassen als der Schlussstein der nationalen Bildung erscheinen

sollte, so war ihr in früheren Zeiten vor Allem die Auffassung und Darstellung allgemeiner Ideen, die Beurtheilung und Beleuchtung der vorhandenen Zustände und Sitten, kurz, eine mehr reflektirende als phantasievolle Richtung nothwendig, wenn sie als Mittel zur Erreichung einer höheren Gesittung dienen sollte. Deshalb kann die allegorische Poesie, deren vornehmstes Denkmal der Roman von der Rose ist, ungeachtet ihrer geringeren Kraft und Tiefe, als ein Fortschritt, im Vergleiche zu der symbolischen Dichtung früherer Zeiten angesehen werden. Denn in ersterer sprach sich mehr als in letzterer ein allgemein verständlicher Inhalt, verbunden mit einer freien mannigfaltigen Bewegung des Geistes aus.

Die allegorische Poesie hatte jedoch im funfzehnten Jahrhundert, wie schon früher die symbolische ihre Endschaft erreicht Der letzte Dichter von einiger Bedeutung, welcher sich in ihr hervorthat, war ein Prinz aus dem französischen Königshause, der Herzog von Orleans, gewesen, der in der Schlacht von Azincourt (1415) gefangen genommen, einen grossen Theil seines Lebens in England zugebracht hatte. Er hatte sich seinen poetischen Vorgängern nur durch eine reinere und anmuthigere Form überlegen gezeigt, war aber dem Inhalt nach nicht über sie hinausgegangen. Diese Dichtungsart mannigfaltiger, freier und verständlicher, als die symbolischen zur Verherrlichung der Kirche und des Ritterthums bestimmten Epopöen, war jedoch immer aus der Feudalwelt hervorgegangen, blieb in deren Ideen befangen, und musste natürlich deren Schicksal theilen, immer hohler und schwächer werden, und zuletzt ganz verschwinden. Ein originelles Talent wie Villon hatte, schon im fünf-

zehnten Jahrhundert, einen eigenen Weg eingeschlagen, und, sich von dem Allegorismus des Romans von der Rose, dem ganzen künstlichen Apparat von personifizirten Abstraktionen befreiend, was er empfand und erlebte, unmittelbar, wie es in ihm entstanden war, ausgedrückt. Aber Villon war und blieb eine vereinzelte Erscheinung, ohne Vorgänger und Nachfolger, wie dies zuweilen in der lyrischen Poesie hervortritt, und in ihr allein möglich ist, da in dieser Sphäre ein begabter Geist am wenigsten dem Beispiel Anderer, dem Zwange der Regeln, der Herrschaft der Formen unterworfen ist, sondern mehr oder weniger Alles aus seinem Innern nehmen kann.

Die Prosa hatte von Villehardouin bis Commines mehr Fortschritte als die Poesie in derselben Epoche gemacht. Erstere konnte der Sprache und Litteratur schon dadurch grosse Dienste leisten, dass sie die bedeutenderen Ereignisse der Wirklichkeit so treu als möglich wiederzugeben und zu überliefern suchte. Letztere aber, die nothwendiger Weise einen Theil ihrer Darstellung der Phantasie entlehnen, neue Anschauungen und Gestalten schaffen sollte, stiess bei ihrer Arbeit, in der Welt, welche sie umgab, auf fast unübersteigliche Schranken.

Es gab damals ausserhalb der Hierarchie und der Feudalwelt, welche seit dem vierzehnten Jahrhundert fortwährend im Sinken begriffen waren, keine die ganze Gesellschaft umfassenden Einrichtungen. Es boten sich demnach dem Geiste keine anderen Ideen und Typen dar, als die, welche in jenen beiden grossen Institutionen lagen, die, überhaupt eines allgemein menschlichen und natürlichen Inhalts entbehrend, durch den langen Gebrauch allmälig abgenutzt waren. Bei der symboli-

schen Poesie des früheren Mittelalters stehen zu bleiben war nicht möglich, da deren Geist verschwunden, und eine blosse Wiederholung ihrer Formen nicht nur einen Stillstand, sondern, wie jede lange fortgesetzte Nachahmung, eine Schwächung des nationalen Genius herbeiführen musste. Die allegorische Poesie war ein Versuch gewesen, sich von dieser Erstarrung loszumachen, die Darstellung des Lebens freier zu behandeln, in sie mehr Mannigfaltigkeit und Bewegung zu bringen. Aber es hatten sich, während des vierzehnten und der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ungeachtet alles Wechsels und Fortschrittes im Einzelnen, keine eigentlich neuen allgemeinen Begriffe und Anschauungen erhoben, und die Menschen hingen, ohne mehr mit der Kirche und dem Staate des Mittelalters in vollkommener Uebereinstimmung zu stehen, noch immer von deren Ueberlieferungen und Einrichtungen ab. Deshalb erschöpfte sich die allegorische Dichtungsart wie die symbolische, und führte die Intelligenz der Nation nur sehr langsam vorwärts.

Um einen höheren geistigen Standpunkt zu gewinnen, eine grosse und tief wirkende Anregung zu empfangen, dazu gehörte, dass dem damaligen Geschlecht, das Alles was in der langen Epoche von der germanischen Eroberung Galliens an emporgekeimt war, verarbeitet und verbraucht hatte, eine neue Welt von Gedanken und Gestalten erschien, von denen es sich verschieden, und zu denen es sich gleichwohl hingezogen fühlte, so dass der Reiz der Neuheit zu deren Erkenntniss anregte, und zugleich das Gefühl einer ursprünglichen Verwandtschaft ein Eindringen, eine Bemächtigung und innere Verbin-

dung mit denselben möglich machte. Zu der Begegnung und Befreundung mit einer solchen Welt ward von der Vorsehung in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts eine Gelegenheit geboten, die überhaupt auf die Gesittung Europa's vom grössten Einfluss gewesen, namentlich aber der französischen Litteratur einen lebendigeren Geist einhauchen, und ihre Formen wesentlich verändern sollte.

Nach der Zerstörung des weströmischen Reiches und der Erhebung der Hierarchie und des Feudalwesens im grössten Theile Europa's, war Konstantinopel der Mittelpunkt aller aus dem Alterthum übrig gebliebenen Kultur geworden. Die griechische Litteratur, besonders Philosophie und Poesie, hatte daselbst, da die Sprache im Wesentlichen lange dieselbe blieb, und die Verwaltung in dem von den Nachfolgern Konstantin des Grossen angegebenen Gleise fortging, nie aufgehört ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit und der Bemühung aller aufgeklärten Geister zu sein. Ungeachtet des immer sichtbarer werdenden politischen Verfalles, und der Verkehrtheiten des theologischen Sektengeistes, war die Kenntniss der Sprache Homer's und Plato's, und der in ihr niedergelegten Ideen, an den Höfen und in den Schulen des oströmischen Reiches nicht verschwunden. Durch die seit der fränkischen Eroberung Konstantinopels im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts vermehrten Beziehungen jener Welstadt zum Abendlande, besonders aber durch die Handelsverbindungen Venedig's, Genua's und Pisa's, war der ohnedies nie ganz erstorbene Einfluss Griechenlands auf das übrige Europa vermehrt werden.

Die beiden grossen Leuchten Italiens im vierzehnten Jahrhundert, Petrarca und Bocaccio, gaben zu dem Studium der griechischen Sprache den ersten mächtigen Impuls. Einige gelehrte Griechen, wie Leon Pilatus und Emanuel Chrysoloras, lehrten dieselbe öffentlich in mehren italienischen Städten. Der Versuch die griechische und lateinische Kirche zu vereinigen, und die Anwesenheit griechischer Gelehrten und Geistlichen auf dem in dieser Absicht gehaltenen Concil von Florenz trug dazu bei, die Kenntniss dieser Litteratur zu verbreiten. Bessarion*), der sich dem römischen Stuhle unterwarf und zum Kardinal ernannt wurde, blieb, ungeachtet er sich von der Kirche seines Vaterlandes getrennt, diesem selbst treu, und wirkte von Rom aus für die Kenntniss des griechischen Alterthums. Eine Anzahl gelehrter Griechen, wie Georg von Trapezunt, Theodor von Gaza, Argyropulus, Demetrius Chalcocondylas, Johann Lascaris und andere mehr verbreiteten, von Rom, Florenz, Venedig unterstüzt, und in den italienischen Universitäten mit Beifall aufgenommen, die Kenntniss ihrer Litteratur. Die Uebertragung eines Theils der vornehmsten Erzeugnisse des griechischen Geistes in das Lateinische vermehrte die Begierde bis zu den Quellen selbst emporsteigen zu können. Die türkische Eroberung Konstantinopels, anstatt in dieser Beziehung ein Unglück zu sein, erleichterte vielmehr die Verbreitung griechischer Bildung, indem sie eine grössere Anzahl Griechen als früher ihre Heimath zu verlassen bewog. Diese führten, vor der Barbarei ihrer Feinde flüchtend, die geistigen Schätze

*) Geb. 1395 in Trapezunt, gest. 1472 in Ravenna.

ihrer Vorfahren, wie einst Aeneas die Penaten Troja's, zu den Gestaden Hesperiens hinüber. Italien wurde im funfzehnten Jahrhundert, wie schon einmal, zwei tausend Jahre vorher, von dem aus Griechenland herübergekommenen Samen befruchtet, und seine grosse für ganz Europa wichtige Kulturepoche begann.

Aber nicht blos die den Blicken des Abendlandes so lange entzogen gebliebene Welt der griechischen Ideale und Spekulationen trat auf's neue mit ihrem bezaubernndem Einflusse hervor, und erregte den in den Banden des feudalen und scholastischen Lebens eingekerkerten Geist der europäischen Menschheit, sondern das derselben viel näher liegende römische Alterthum ward ihr ebenfalls erst von dieser Zeit an, wenigstens seinem Wesen nach, aufgeschlossen. Diese Erscheinung kann auf den ersten Augenblick befremden. Denn die Kenntniss der lateinischen Litteratur hatte in Europa nie aufgehört, war selbst nie unterbrochen worden. Die Sprache der Römer hatte die politische Existenz derselben überlebt, und war als ein geheiligtes und gelehrtes Idiom nicht nur da, wo sie einst geherrscht, erhalten, sondern durch den Einfluss der Kirche auch da, wo es nie lebendig gewesen, über den ganzen christlich-germanischen Norden verbreitet worden. Aber diese Kenntniss war im Ganzen eine todte Ueberlieferung geblieben. Die, von den ersten Zeiten der germanischen Eroberungen an, durch äussere Umstände, gebotene Bekanntschaft mit den Formen der lateinischen Sprache war es gerade gewesen, was die Auffassung und Ergründung der in ihnen enthaltenen Ideen verhindert hatte. Das Lateinische war allmälig ein, den Bedürfnissen des politischen und

kirchlichen Geistes des Mittelalters gemäss, zugeschnittenes Idiom geworden, in welchem sich ein seinem ursprünglichen Wesen vollkommen fremdes Leben aussprach. Diese scheinbare Nähe und Verwandtschaft liess keinen Gedanken an die tiefe Verschiedenheit der beiden Welten aufkommen, welche sich desselben Organes der Mittheilung bedienten. In der langen Epoche vom Untergange des Lateinischen, als einer lebenden Sprache, bis in das funfzehnte Jahrhundert hinein, können nur wenige Werke aufgeführt werden, in welchen eine Ahnung des den Römern eigenthümlichen Geistes weht. Die meisten, und selbst die besseren darunter, erinnern fast nur durch die mehr oder weniger gelungene Nachahmung grammatischer Formen und Phrasen an den Charakter der antiken Originale. Dieser seelenlose Gebrauch des Lateinischen, und seine Entstellung, durch einen ihm auferzwungenen fremden Inhalt hervorgebracht, machte es dem Mittelalter, welches sich seiner auf diese Art bediente, unmöglich, aus ihm, als einer Quelle allgemein menschlicher Vorstellungen und höherer Begriffe zu schöpfen, und die Kenntniss dieser fremden Welt zu einer Bereicherung der eigenen anzuwenden.

Alle mit der menschlichen Natur, ihrem innersten Gehalt nach, übereinstimmenden Erzeugnisse des Geistes sind, wie dieser selbst, unsterblich, und überleben den Verfall des äusseren Daseins, von welchem sie umgeben sind. Nach der Zerstörung dieses letzteren können sie lange unerforscht oder unbekannt bleiben, von Nacht und Schutt bedeckt werden, sie verschwinden aber nicht, sondern treten zur geeigneten Zeit wieder an das Licht, und ihre Erkenntniss befruchtet das Innere Derer, die

sie empfangen, und geht in einer neuen Schöpfung auf. Die Litteratur eines Volkes ist deshalb nicht nur die Blüthe, sondern die Seele seines Lebens, das Wahrste und Höchste in seinem Dasein, weil sie allein dessen materiellen Untergang überleben kann.

Kein anderes Volk hat aber in seiner Schriftwelt eine solche Fülle lebendiger, aus dem Wesen der Menschheit unmittelbar hervorgegangener, Ideen und Typen, wie die Griechen entwickelt und der Nachwelt überliefert. Allerdings erscheinen diese Erzeugnisse des griechischen Genius mit dem Stempel einer bestimmten Nationalität bezeichnet. Aber der Reichthum und die Tiefe des hellenischen Geistes versenkte in sie einen dem Bewusstsein aller anderen Völker verständlichen Inhalt, und die Vollendung der Form, in welcher sie auftraten, verlieh ihnen den Charakter einer abgeschlossenen Wahrheit, und allgemein menschlichen Offenbarung, über die hinaus in dieser Art nichts gedacht und erfunden werden konnte. Die vollkommenste Vereinigung der geistigen und sinnlichen Natur des Menschen, unter der Form der Schönheit, ward von den Griechen entdeckt, und dieselbe allen nachfolgenden Zeiten wie ein Ideal aufgestellt, mit dem sie sich vergleichen, und an dem sie sich hinaufbilden sollten. Diese Anlage und dieses Streben ging, bei der ursprünglichen Verwandtschaft beider Nationalitäten, ihrer Nähe und Zeitgenossenschaft, auf die Römer über, welche die Höhe und Reinheit des hellenischen Daseins nicht erreichen konnten, von demselben aber Alles, was mit ihrer Eigenthümlichkeit und Bestimmung vereinbar war, sich zu eigen machten, und unter den ihnen unterworfenen Völkern verbreiteten. Die römische Welt

musste demnach, wie die griechische, eine Schule für die übrige Menschheit werden, nur dass in jener die allgemeinen Begriffe und Gestalten, in denen sich der Geist unter den Hellenen manifestirt hatte, mit keiner so absoluten Vollendung auftreten, und, wie weniger ursprünglicher Natur, auch keinen so unmittelbaren und belebenden Einfluss ausüben konnten.

Aus diesem Grunde geschah es, dass, wie oben bemerkt worden, der Geist der lateinischen Litteratur, obgleich ihre Formen das ganze Mittelalter hindurch bekannt gewesen, erst im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, in Folge des Verständnisses des griechischen Alterthums, gefühlt und begriffen zu werden anfing. Bis dahin war die Sprache jener alten Eroberer nichts als ein überliefertes Werkzeug der Mittheilung und des Ausdruckes in gewissen Sphären, ohne befruchtende Wirkung auf die Intelligenz derer, welche sie anwandten, geblieben. Jener Zeit ging eine Anschauung von der Wahrheit und Eigenthümlichkeit des römischen Lebens erst dann auf, als sie dasselbe mit der dem hellenischen Genius entlehnten Fackel beleuchten konnte, und beider ungleiche aber verwandte Natur erkannt hatte. Die lateinische Litteratur ist für den modernen Geist erst durch den Reflex der griechischen lebendig geworden.

Italien war für eine so grosse Erscheinung, wie die erneuerte Kenntniss des klassischen Alterthums, mehr als andere Theile Europa's vorbereitet. Seine Sprache konnte durch Dante's, Petrarca's und Bocaccio's Werke in den wesentlichsten Erfordernissen als vollendet angesehen werden. Ausserdem hatte sich die Kunst, vom dreizehnten Jahrhundert an, zum Theil durch byzanti-

nischen Einfluss, zu entwickeln angefangen. Ein Trieb zu bilden, zu dichten, zu schaffen, regte sich von einem Ende der hesperischen Halbinsel bis zum anderen. Italien, unter der Herrschaft der Römer einst durch und durch von griechischen Ideen und Symbolen belebt, fühlte, wie unter den Ruinen, unter denen die Weltherrschaft begraben worden, jene erdrückten aber nicht erstorbenen Keime sich zu regen begannen. Die ursprüngliche Verwandtschaft dieser beiden Theile Europa's brach von Neuem hervor. Italien sollte im funfzehnten Jahrhundert nicht nur, wie einst zur Zeit der dorischen und jonischen Kolonien, und der pythagoräischen und platonischen Schulen, von griechischen Einflüssen befruchtet werden, sondern auch erst durch sie zum Genusse der Erzeugnisse seiner eigenen Vergangenheit kommen. Das Studium der lateinischen Litteratur und des gesammten römischen Lebens wurde vom funfzehnten Jahrhundert an, von einer Reihe grosser Talente, wie eine einheimische und nationale Angelegenheit, mit dem grössten Eifer betrieben. Mit der Rückkehr des Pabstthums von Avignon nach Rom fing dieser Mittelpunkt der alten Welt wieder eine allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen an. Die Trümmer der römischen Grösse und der Boden, welcher unter ihnen lag, wurden, so zu sagen, bis in ihre Eingeweide hinein untersucht, und mitten unter Schutt und Dornen, eine Anzahl grosser Werke der antiken Kunst, und zahllose bedeutende Erinnerungen an die, lange verschwunden gewesene, Herrlichkeit gefunden und an's Licht gebracht. Diese erste Bewegung, von der erneuerten Kenntniss des Alterthums angeregt, glich einem begeisterten Rausche, und es ge-

hörte dazu die ernste und tiefe Anregung, welche namentlich von der griechischen Poesie und Philosophie, Homer und Plato, ausgegangen war, um unter der Freude über die gefundenen Schätze nicht die Kraft zu eigenen Leistungen zu verlieren.

Diese Richtung auf Erforschung und Bemächtigung der Gedanken und Gebilde der alten Welt blieb nicht lange auf Italien beschränkt. Das Mittelalter und namentlich die Kirche hatten dem grössten Theile Europa's, wie dieselben äusseren Einrichtungen, so auch dieselben Vorstellungen und geistigen Bedürfnisse verliehen. Als die hierarchischen und feudalen Institutionen vom vierzehnten Jahrhundert an zu sinken anfingen, erwachte überall die Sehnsucht nach einem anderen Zustande. Das Mittelalter, welches nicht, wie das Alterthum, aus uranfänglichen, sich unaufhörlich verwandelnden Zuständen, die aber nie ihren Zusammenhang unter sich verloren hatten, hervorgegangen war, sondern mit einem bestimmten äusseren Faktum, einer Eroberung und der Zerstörung eines anderen Daseins, begonnen hatte, hielt sich selbst nie für eine vollendete Welt, sondern fühlte, dass es nur zu einer Epoche des Ueberganges, zur Vorbereitung auf eine andere Organisation bestimmt war. Daher die ihm eigenthümliche Unruhe, der Drang, sich durch fast in jedem Menschenalter erneuernde innere Kämpfe, ferne Kriegszüge, grösseren und kleineren Wechsel, für den Mangel an geistiger Befriedigung zu entschädigen, und über dem Genuss der Thaten die Entbehrung der Ideen zu vergessen. Die Kirche gewährte in diesem wilden und finstern Chaos allerdings einen festen Halt, und ward eben deshalb lange mit so

grosser Ehrfurcht und so tiefem Vertrauen betrachtet. Indessen konnte sie, ihrer Natur nach unbeweglich, und ihrem Ursprunge, ihren Einrichtungen und Zwecken nach, zum Theil ausser der Welt stehend, den Völkern bei einer fortschreitenden Gesittung nicht Das bleiben, was sie ihnen im Anfange ihrer Entwickelung gewesen war. Es musste nothwendig ein Moment eintreten, wo sich im Herzen der Menschheit Bedürfnisse, Wünsche, Hoffnungen erhoben, die von der Kirche allein nicht erfüllt werden konnten. Sie selbst hatte durch Begünstigung einer, wenn auch von ihr überwachten, intellektuellen Thätigkeit jenen Trieb der Unabhängigkeit genährt. Besonders war eine gewisse Kenntniss des Alterthums, als zu ihrer eigenen Entstehung und Verbreitung gehörig, von ihr unterstützt worden. Indessen konnte sie hierin, wie in allen anderen Dingen, da sie, bei dem ascetisch-mysteriösen Princip, von welchem sie beseelt war, das Leben nur als eine Stufe des Ueberganges zu einem höheren Dasein behandelte, den Drang nach einer freieren Entwickelung des Geistes nicht befriedigen. Sie war, da sie sich zu einer allgemeinen Herrschaft berufen glaubte, nothwendig ausschliessend, und geneigt Alles, was sie nicht in ein Mittel für sich verwandeln konnte, von sich zu stossen.

Die in der Lage der Welt eintretende Veränderung ward besonders lebhaft in Frankreich gefühlt. Das Sinken des päbstlichen Einflusses, welcher früher der allgemeine Verband der christlichen Welt gewesen war, von der Regierung Philipp des Schönen an — der Geist der Unabhängigkeit, welcher sich seit Abailard in der Pariser Universität zu regen anfing — die durch den

langen zuletzt glücklich beendeten Krieg mit den Engländern, das Emporsteigen der Monarchie, den Verfall der Lehnseinrichtungen, und die Befreiung der Massen vom Joche der Hörigkeit fester gegründete Einheit des Staates — dies Alles hatte eine grössere Fülle von nationalen, politischen und moralischen Vorstellungen, als früher bestanden, und einen Trieb nach rascherem Fortschritt hervorgerufen.

Die französische Litteratur hatte dieser Bewegung zu folgen, und dem neu erwachten Geiste, mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln, eine Form zu verleihen gesucht. Aber, ungeachtet ihres Strebens mit den starren Ueberlieferungen des Mittelalters zu brechen und eine selbstständige Richtung einzuschlagen, war ihr das wirkliche Leben immer vorangeeilt, war reicher, erfüllter als die gleichzeitige Schriftwelt gewesen, wovon, da der Geist in seinem Denken und Dichten freier als in seinem Thun ist, das Gegentheil hätte stattfinden sollen. Die Litteratur jener Zeit konnte sich, selbst in ihren begabtesten Repräsentanten, nicht von der Kette der mittelalterthümlichen Traditionen, dem engen, finsteren und dabei widerspruchsvollem phantastischen Wesen, welches dieselbe, von ihrem ersten Entstehen an, durch ihre Verbindung mit der klerikalen und feudalen Gesellschaft, angenommen, losmachen. Eine Menge der wichtigsten Vorstellungen und Anschauungen war ihr entweder ganz unbekannt oder in Dunkel gehüllt, so dass, wenn sie sich derselben bemächtigen wollte, sie einen Schatten statt eines Körpers umfasste. Die äussere Darstellung entsprach diesem Mangel an Klarheit, Fülle und Bestimmtheit. Gedanke und Ausdruck konnten sich zu

keinem Ganzen vereinigen. Es war dies kein inneres Unvermögen, wie die Folgezeit bewies, sondern aus einer in das gesammte Leben jener Zeit verwebten Ungunst der Verhältnisse entstanden.

Das Mittelalter war und konnte keine aus eigenen Mitteln sich vollendende Epoche der Gesittung sein, wie es deren sonst in der Geschichte mehre gegeben. Sein Geist verschwand, während viele seiner Formen übrig blieben, die übrigens, wie seine beiden vornehmsten Elemente, die Kirche und das Feudalwesen, beweisen, nie vollkommen mit einander übereinstimmten. Es war dem Mittelalter, welches so viel Fremdes und Widersprechendes sich äusserlich anzueignen von den Umständen veranlasst worden, und aus demselben nie ein wahrhaft Ganzes zu bilden fähig gewesen, vom Schicksal nicht vergönnt, sich aus sich selbst zu ergänzen, zu erheben, sein Walten in einer grossen abgeschlossenen Schriftwelt, wie vom Alterthum geschehen, niederzulegen, und dadurch dem Gehalt, der in ihm gelebt, eine unvergängliche Bedeutung zn geben.

Die Uebelstände, welche in der Feudalwelt das intellektuelle Leben niederhielten, waren in Frankreich in noch grösserer Menge und Schwere als in manchen anderen Gegenden Europa's vorhanden gewesen. Wenn die französische Litteratur, seitdem der ihr vom Mittelalter gegebene Impuls mit dessen Verfall von selbst aufgehört, sich eine neue Bahn brechen, zu weiterem Schaffen Kraft bekommen sollte, so musste sie mit jenen aus dem Innersten der menschlichen Natur hervorgegangenen, und unter den glücklichsten äusseren Einflüssen gebildeten Ideen und Typen des griechischen und römischen

Alterthums in Berührung kommen, welche, von einem wahren und deshalb unzerstörbaren Inhalt beseelt, und in den edelsten und reinsten Formen verkörpert, von dem Bewusstsein aller Nationen verstanden und aufgenommen werden konnten. Diese hielten der Menschheit des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts einen äusserlich verschwundenen aber geistig erhaltenen Spiegel vor, in welchem sie ihr eigenes verklärtes Bild wiedererkennen, und es in sich hinüberziehen sollte.

So bedeutend indessen auch diese erneuerte Kunde des Alterthums, seiner Thaten, Vorstellungen und Anschauungen an und für sich sein mochte, dieselbe musste, wenn ihr Einfluss sich einzig auf Sprache, Wissenschaft und Kunst, kurz, auf das Allgemeinste im Menschen, die Intelligenz, beschränkte, von einseitiger Wirkung bleiben, und hätte allein keine neue Kulturepoche unter den europäischen Nationen begründen können. Das Christenthum, welches unter diesen auf eine unerschütterliche Grundlage gestellt worden, das für sie nicht nur der Stern der Hoffnung, sondern lange die einzige Quelle der Wahrheit gewesen, hatte sich ebenfalls, wie Philosophie, Poesie, Geschichte u. s. w. in den Formen des hellenischen und lateinischen Alterthums ausgesprochen, und mit Anwendung der beiden klassischen Sprachen über die Welt verbreitet. Es war nur mit Hülfe der Begriffe und Ausdrücke, welche die in diesen beiden Idiomen niedergelegte Civilisation bot, den Gesetzgebern der Kirche der ersten beiden Jahrhunderte möglich gewesen, aus den einzelnen zerstreuten Lehren und Offenbarungen des Evangeliums, ein zusammenhängendes Ganze, ein System, einen Kodex von Vorschriften, Erklärungen

und Gebräuchen zu bilden. So neu und von allem bisher Vorhandenen der Geist und das Wesen des Christenthums blieb, seine Entwickelung und Ausbildung konnte, sobald es einmal aus Christi und seiner unmittelbaren Schüler Händen in die von Griechen und Römern übergegangen war, dem Einflusse der beiden Sprachen, in welchem es sich ankündigte, nicht entgehen. Es war dies nicht nur natürlich, sondern zur Begründung der neuen Religion sogar nothwendig, welche unter den Formen des Orients nie für Europa lebendig geworden sein würde.

Aus dieser Verbindung des Christenthums mit dem Alterthum entstand für die, welche es in seiner Entstehung, Verbreitung, seinen frühesten Schicksalen kennen lernen wollten, die Nothwendigkeit der Vertrautheit mit den beiden Sprachen, in welchen seine Lehren und seine Geschichten niedergelegt waren. Die alte Litteratur war grossentheils nur durch und um des Christenthums willen erhalten worden. Ihre Kenntniss aber verminderte sich während des Mittelalters und der Entstehung der modernen Idiome, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Wenn es hier und da Zeiten gab, wie unter Karl dem Grossen und Innocenz III, wo das Studium des klassischen Alterthums wiederaufzuleben schien, so folgten ihnen sehr bald Epochen der Abnahme und Verfinsterung, und einzelne kräftige Geister, welche ihren Durst des Wissens in den Quellen selbst zu stillen, und zu ihnen emporzuklimmen versuchten, verirrten sich entweder auf dem selten betretenen Wege, oder vermochten es nicht von dem Tranke, den sie genossen, Anderen mitzutheilen.

In der Geistlichkeit, welche allein während des Mittelalters in das innere Heiligthum der Religion eindringen konnte, verschwand zuletzt jede wahre und reine Anschauung des Alterthums und damit der Uranfänge des Christenthums selbst. Denn das Studium des Griechischen war allmälig im Abendlande sehr selten geworden, und das barbarische, für den Gebrauch des Mittelalters zugestutzte Latein hinderte eher den Zugang zu den Schätzen der römischen Bildung, als dass es dieselben eröffnet hätte. Mit der abnehmenden Kenntniss der Formen verlor sich auch die des Geistes, welcher in ihnen enthalten war. Nie wäre jedoch eine tiefere Ergründung der Sprachen, unter deren Hülle sich das Christenthum ausgebildet, nöthiger als im Mittelalter gewesen. Bei der Willkühr, welche in dieser Epoche waltete, und dem Dunkel, welches über ihr lag, bei dem Verluste so vieler ächten Traditionen und rationellen Kenntnisse, durch den Untergang der alten Welt herbeigeführt, war das Christenthum von der Hierarchie, welche dasselbe als ein Mittel zur Herrschaft brauchte, mit vielen ihm durchaus fremden Bestandtheilen vermischt, seine Lehren und Offenbarungen beliebig verwandelt und gedeutet, seine ursprüngliche Gestalt häufig unkenntlich, und selbst sein Wesen in mancher Beziehung entstellt worden. Die einzige Möglichkeit, im Christenthum das Uranfängliche vom Aufgedrungenen, die Ueberlieferung von der Erfindung, die Wahrheit vom Irrthum zu unterscheiden, war die Kenntniss der Sprachen, welche seine Gründung und Entwickelung enthielten.

Die Erneuerung der griechischen und lateinischen

Littteratur, im funfzehnten Jahrhundert begonnen, und sich rasch über den grössten Theil Europa's verbreitend, wurde deshalb für die Religion eine Begebenheit von unermesslicher Wichtigkeit. Dadurch ward vom Antlitz des Christenthums der phantastische Schleier abgezogen, welchen Mystik und Scholastik über dasselbe gelegt hatten, seine wahren Züge zu erkennen möglich gemacht, und dasselbe gewissermassen von Neuem entdeckt. Die theologischen Wissenschaften entstanden, durch die erlangte Fähigkeit aus den Quellen selbst zu schöpfen, zu vergleichen, zu beurtheilen, eigentlich erst damals, da vorher Alles auf diesem Gebiete mystische Exaltation, scholastische Spitzfindigkeit, oder geradezu willkührliche Verdrehung und absichtliche Täuschung gewesen war.

Der Wiederherstellung der alten Litteratur folgte unmittelbar die Reformation, die ohne das Licht, welches das Alterthum in allen strebenden und freien Geistern entzündet hatte, entweder gar nicht hervorgetreten, oder eine partielle und sterile Opposition gegen die römische Kirche, wie mehre frühere Versuche der Art, geworden wäre. Auf der anderen Seite würde die erneuerte Kunde des Alterthums, ohne den Heerd der Freiheit und Prüfung, welchen der Protestantismus im Mittelpunkte Europa's errichtete, nur eine Angelegenheit der Schule und Theorie geblieben sein, und keine das gesammte Dasein der modernen Nationen berührende Bedeutung erlangt haben. Beide Erscheinungen, die Restauration der alten Litteratur und die Reformation, können deshalb ihrem Geist und Ziel nach nicht von einander getrennt werden.

Obgleich die Wiederherstellung des Alterthums für

Frankreich, wo die Reformation zuletzt nach langem Kampfe erlag, wichtiger als diese letztere geworden, so ist die Erscheinung des Protestantismus durch seinen sittlichen Einfluss auch für die Nationen, welche ihn als Konfession verwarfen, von grosser Bedeutung gewesen. Das Grundübel der katholischen Welt, welches besonders seit dem Erlöschen des ascetisch-mysteriösen Geistes des Mittelalters fühlbar wurde, und die grosse kirchliche Opposition des sechszehnten Jahrhunderts zum Theil hervorrief, war die Unwissenheit und Trägheit des unermesslich zahlreichen Klerus, welcher, wie nie ein anderer Stand, die gesammte moralische Leitung der Völker in seiner Hand hatte. Aus seiner Unwissenheit war bei der Macht, welche er besass, seine Unsittlichkeit, Starrheit und Willkühr, und die Neigung, in der höchsten und ätherischsten aller Sphären, der christlichen Religion, die Form über den Geist zu stellen, entstanden. Durch die, von dem Studium der alten Litteratur, gegebene Möglichkeit das Christenthum in seinen Quellen erforschen zu können, ward gegen die Uebergriffe der Hierarchie eine Schranke aufgestellt, welche sie nicht mehr zu überschreiten vermocht hat.

Die Restauration der klassischen Litteratur und die Reformation sind die beiden grossen Erscheinungen des sechszehnten Jahrhunderts, der seit der Völkerwanderung einflussreichsten Epoche der Geschichte, gewesen. Der Protestantismus hat sich, ungeachtet der Kraft, mit welcher er auftrat, und der Bedeutung, die er errang, nur in einem gewissen Kreise von Nationalitäten geltend machen können, obgleich die moralische Freiheit, welche er gegründet hat, auch auf die kirchlichen Gegner von

Einfluss gewesen ist. Aber die Erneuerung der Alterthumskunde hat alle gesitteten Völker berührt, ist in allen Richtungen des geistigen Lebens thätig gewesen, und ohne sie würde die Bildung der modernen Welt ein unvollendetes Chaos geblieben sein.

---

# Erstes Buch.

## Unmittelbarer Einfluss der Renaissance auf die französische Litteratur.

### Rabelais. — Montaigne.

## Erstes Kapitel.

Die Epoche, in welcher eine tiefere Kenntniss der alten Litteratur, eine lebendigere Neigung für bildende Kunst, und ein grösserer Drang zu Prüfung und Untersuchung, als je seit dem Untergange der griechischen und römischen Welt, sich geltend zu machen anfingen, wurde und wird noch jetzt in Frankreich „La Renaissance“ oder die Wiedergeburt genannt. Die Franzosen jener Zeit glaubten, von der Stimme des Alterthums, von den vielen neuen Ideen und Formen, die ihnen vorher entweder ganz unbekannt gewesen, oder deren Dasein sie nur dunkel geahnt hatten, zu einem neuen Leben erweckt zu werden. Lange wandten sich alle strebenden Geister dem Studium antiker Weisheit und Wissenschaft zu, und alles selbstständige Arbeiten und Schaffen ward dieser Begierde zu lernen und zu wissen nachgesetzt. Die bedeutendsten Männer fingen, so zu sagen, ihre Erziehung wieder von vorn an, und suchten immer tiefer in die Sprache und die Vorstellungen Homer's und Virgil's, Plato's und Cicero's einzudringen. Die ganze bisherige hierarchische und feudale Vergangenheit ward in ihrem Geiste wie ausgelöscht, und ein unermesslicher Sprung über das Mittelalter zurück nach dem Alterthum gethan. Die Kriege, die Karl VIII, Ludwig XII und

Franz I in Italien führten, auf dem Boden, welcher die reichsten Erinnerungen jener grossen Zeit, nach deren Erkenntniss sich Alles drängte, trug, gab diesem Verlangen neue Kraft. Seit dem dreizehnten Jahrhundert waren der Staat und die politischen Einrichtungen der Litteratur voran gewesen, und hatten sie in Schatten gestellt. Vom sechszehnten Jahrhundert an wendet der erleuchtete Theil der Nation seine Aufmerksamkeit fast eben so sehr den Erscheinungen der Ideenwelt wie den Thaten des realen Lebens zu. Erasmus, obgleich kein Franzose, aber auf Frankreich damals von bedeutendem Einfluss, machte durch seine Schriften nicht weniger, als die Generale und Minister Franz I durch ihre Schlachten und Unterhandlungen, von sich reden. Die Ankunft Lionardo's da Vinci am französischen Hofe fand eben so grosse Theilnahme wie die Besuche gleichzeitiger Grossen, und die Stiftung des College de France durch Franz I galt für ein wichtiges Ereigniss. Man trug sich mit glänzenden, übertriebenen, zum Theil phantastischen Hoffnungen über die unmittelbaren Wirkungen dieser neu erwachten Liebe zu Alterthum und Kunst, die von dem Hereinbrechen der langen Religionskriege in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zwar nicht vernichtet, aber sehr verzögert werden sollten.

Diese grosse geistige Bewegung am Ende des fünfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, auf Erkenntniss der antiken Civilisation und der christlichen Uranfänge gerichtet, machte sich nicht sogleich in der nationalen Litteratur mit entscheidendem Erfolge geltend. Die griechische und lateinische Sprache zog fast alle denkende und bildende Kraft an sich. Ihr Studium nahm alle Zeit in Anspruch, und ward das Band,

welches die Gelehrten der verschiedenen Länder und Völker unter einander verknüpfte, wie dies im Mittelalter die Theologie und scholastische Philosophie gethan hatte. Aber während das Alterthum in früheren Jahrhunderten eine todte Ueberlieferung, sein Geist unerforscht, und seine Formen den neuen Bedürfnissen gemäss zugestutzt gewesen, so wurde jetzt dagegen in sein Inneres gedrungen, die Fülle von Begriffen und Anschauungen, die es enthält, hervorgesucht, unter einander verglichen, geordnet, seine vollendete Darstellung in allen ihren Theilen empfunden und oft mit Glück wiedergegeben, dasselbe überhaupt als ein Ganzes, Lebendiges und Gegenwärtiges behandelt. Hieraus entstand nicht nur eine Bereicherung der Ideen, eine Erweiterung des moralischen Horizontes, eine Lust und Leichtigkeit der Forschung und Erkenntniss, sondern dieses erhöhte Leben musste, da die modernen Nationalitäten schon hinlänglich individualisirt waren, und die verschiedenen Idiome längst eine gewisse Bestimmtheit und Festigkeit erlangt hatten, so dass sie weder verschwinden, noch in einander übergehen konnten, allmälig auf deren Behandlung von Einfluss werden. Nur geschah dies nicht alsbald. Einmal ward das Alterthum lange um seiner selbst willen, ohne unmittelbare Anwendung auf die lebenden Sprachen erforscht, dann musste, um deren harte und spröde Natur zu mildern und zu formen, eine Menge neuer Vorstellungen und Anschauungen zu ihrem Gebrauch gewonnen werden, die nur der antiken Welt, aber nicht dem zwar thatenreichen aber ideenarmen Mittelalter entlehnt werden konnten. Die modernen Litteraturen, mit Ausnahme der italienischen, welche am frühsten erwacht war, konnten sich deshalb, sollte der

in sie vom Studium des Alterthums gestreute Same lebendige Früchte tragen, nur langsam entwickeln. Ein kürzeres Verweilen in der Bewunderung und dem Genusse der Ideen und Formen der hellenischen und römischen Bildung, und die rasche Verpflanzung derselben auf den Boden der neuen Sprachen würde deren Schöpfungskraft überzeitigt, und wahrscheinlich nur leere Nachahmungen und Wiederholungen hervorgebracht haben. Zu dem grossen Werke der Befruchtung der modernen Substanz durch den antiken Genius gehörte, ausser der inneren Empfänglichkeit, vor allen Dingen Zeit.

Diese Epoche intellektueller und religiöser Erneuerung, die sich in Italien vornehmlich auf Erkenntniss des Alterthums und Erhöhung und Vollendung der schon vorhandenen Kunsttypen warf, in Deutschland den Drang nach innerer Unabhängigkeit und Prüfung unterstützte, in England einen politischen Einfluss ausübte, und die Gründung einer freien Verfassung vorbereitete, sprach sich in Frankreich anfänglich, ehe noch die öffentlichen Zustände von diesem neuen Geist erschüttert wurden, in einer gewissen Verfeinerung der Sitten, Verschönerung der geselligen Verhältnisse des Lebens, und was die Litteratur betrifft, in der Darstellung dieses Fortschrittes aus. Dieser erste Versuch, sich in der nationalen Sprache einem der Form nach dem Alterthum entlehnten, aber zugleich im Charakter der Nation liegenden Ideal von Gesittung zu nähern, ward zwar an keinen grossen Gegenständen angestellt, und von keinem ausserordentlichen Erfolge gekrönt, verdient aber als ein Zeichen jener Zeit, und weil er den später in der französischen Litteratur sich entwickelnden Geist ankündigte, beachtet zu werden. Was indessen in diesem von dem

ersten Hauche der Renaissance in Frankreich berührten Werken besonders hervortritt, ist der Dienst, den sie der Sprache leisteten, die sie von ihrer Rauheit, Unbeholfenheit und Erstarrung zu befreien, und für den Gebrauch eines verschönerten und beweglicheren Daseins einzurichten beitrugen.

Unter den Talenten dieser Art, an denen der Charakter jener Epoche, der doppelte Einfluss des Alterthums und der Reformation, wenn auch in ungleichem Grade hervortritt, muss vor Allen eine französische Prinzessin, Margarethe von Valois*), sowohl ihres Ranges als Verdienstes wegen genannt werden. Sie war eine Schwester Franz I, und wurde, noch sehr jung, mit dem Herzoge von Alençon, einem Prinzen von Geblüt, verbunden. Nach dessen Tode vermählte sie sich mit Heinrich d'Albret, König von Navarra. Von ihm hatte sie eine Tochter, Johanna d'Albret, die Anton von Bourbon heirathete, und die Mutter Heinrich IV wurde. Margarethe von Valois ist die erste, der Zeit nach, unter den französischen Frauen des sechszehnten Jahrhunderts, die sich durch eine umfassende Geistesbildung und selbst gelehrte Kenntnisse hervorgethan haben, und die weder früher noch später so zahlreich gewesen. Sie verstand lateinisch, griechisch, hebräisch, dichtete in ihrer Muttersprache, liebte die Künste, und nahm überhaupt an allem Wissenswürdigen lebhaften Antheil. Ihr Hof war ein Sammelplatz der Gelehrten ihres Landes, und besonders solcher, die mit dem herrschenden kirchlichen System nicht übereinstimmten. Mochte es nun der Einfluss dieser persönlichen Berührungen oder einer allge-

*) Geb. 1492 in Angouleme, gest. 1549 in Odos.

meinen Richtung der Zeit sein, sie zeigte sich den Ideen der Reformation geneigt, obgleich sie sich vom Katholicismus nie äusserlich und vollkommen trennte. Die Rücksicht auf ihren Bruder Franz I, der theils aus Politik, theils aus Schwäche, sich zur Verfolgung seiner protestantischen Unterthanen fortreissen liess, hielt sie von einem offenen Bruche mit der alten Kirche zurück, obgleich sich in ihrem Leben wie in ihren Schriften häufig genug Spuren ihrer wahren Gesinnung vorfinden. Sie ist indessen, ohne Zweifel, noch mehr von der allgemeinen geistigen Bewegung jener Zeit als von der besonderen kirchlichen bestimmt worden, die litterarische Erneuerung hat sie tiefer als die religiöse berührt, und sie ist mehr vom Geist der Renaissance als dem der Reformation erfüllt gewesen. Indessen berührten sich damals beide Richtungen häufig, in Frankreich wie in Deutschland. Der Protestantismus schien der durch das Studium des Alterthums angeregten Bildung günstiger als der Katholicismus zu sein, der für die Religion des Mittelalters galt, und in Vieler Augen das Dunkel und die Unfreiheit darstellte, die jene Epoche bezeichnet. Auch waren, besonders im Anfange der Reformation, die Anhänger der neuen Lehre ihren Gegnern an Geist und Wissen bei weitem überlegen.

Die Schwester Franz I gehörte zu dem damals zahlreichen Kreise der Vornehmen und Aufgeklärten, die, von den Ideen des Alterthums genährt, sich von der Kirche entfernten, oder wenigstens gleichgültig gegen sie wurden, weil der mönchische und scholastische Geist, der so lange in ihr vorgeherrscht, zu den aus Plato und Cicero geschöpften Vorstellungen einen äussersten Gegensatz ausmachte, von dem man sich mit Widerwillen ab-

wandte. Indessen bildeten Solche, die sich der neuen Lehre mehr aus litterarischen als religiösen Gründen, mehr aus Lust an geistiger Freiheit als sittlicher Wahrheit zuneigten, im Grunde immer nur eine Klasse der Unentschiedenen oder Halben, die weder vollkommen beistimmten noch vollkommen verwarfen, und dem Protestantismus weder viel helfen noch dem Katholicismus viel schaden konnten. Ohne die Begeisterung, mit der sich die Volksmassen für die Reformation, da wo diese sich fest begründen sollte, erhoben, hätte jene gelehrte Opposition wenig ausgerichtet, höchstens einige litterarische Monumente zurückgelassen, und die Hierarchie würde, ungeachtet aller satyrischen, polemischen und skeptischen Schriften gegen sie, dieser ganzen Bewegung bald Herr geworden sein. Jene Begeisterung war es vornehmlich, die den Stifter des Protestantismus so gross gemacht, und ihn allen seinen Anhängern und Jüngern so überlegen erscheinen lässt. Martin Luther war, obgleich er eine gelehrte Erziehung bekommen, nicht durch eine litterarische, sondern eine religiöse Richtung zu dem Werk veranlasst worden, das er unternahm. Alle Gelehrsamkeit jener Zeit, selbst in einer einzigen Person vereinigt, hätte nicht Luther's flammende Beredsamkeit aufgewogen, die noch mehr aus seiner Entschlossenheit und Thatkraft, aus seinem Charakter, als aus einer besonderen Anlage des Geistes oder einer erworbenen Bildung hervorging.

Das Werk, welches Margarethe's von Valois Namen in der französischen Litteratur erhalten, ist: „L'Heptaméron ou l'Histoire des amants fortunés“ — betitelt. Es ist eine Sammlung von Erzählungen, in welchen die Liebe tragischen und komischen Inhalts eine grosse Rolle spielt.

Wer den Decameron von Bocaccio kennt, kann sich von dieser Komposition eine Vorstellung machen, die aber, auf der Skala der Erfindungskraft und Schönheit des Ausdruckes, um mehre Stufen niedriger anzusetzen ist. Gleichwohl ist diese Arbeit nicht ohne Verdienst, und vielleicht das erste Monument der französischen Prosa, das dem heutigen Leser klar und frei entgegentritt, während die früheren Werke in der nationalen Sprache jetzt oft dunkler und schwerer zu verstehen sind, als die gleichzeitigen, lateinisch abgefassten, Schriften. Der Heptameron ist der Ehrentitel der Schwester Franz I in dem litterarischen Pantheon ihres Landes, denn die Briefe an ihren Bruder sind, obgleich für die Zeit gut und leicht geschrieben, doch sonst ohne Bedeutung, und in ihren Poesien, z. B. dem didaktischen Gedicht: „Miroir de l'ame pécheresse“ nimmt die Theologie zu vielen Raum ein, weshalb das Ganze der dichterischen Farbe und Anschauung entbehrt. Auch ist die Diktion vernachlässigt, voll lahmer und mühsamer Verse. Eine milde, und namentlich in der Religion duldsame, und ihrer Zeit vorausgeschrittene Gesinnung, aber ohne Kraft und Tiefe, ist darin überall sichtbar.

Im Heptaméron erscheint die Eigenthümlichkeit der französischen Auffassungs- und Darstellungsweise mehr als in allen früheren litterarischen Leistungen, und nähert sich schon hier und da einer gewissen Vollendung. Die bald oberflächlichen, bald leichtfertigen Gegenstände, welche den Inhalt dieser Erzählungen ausmachen, sind mit einer eigenen Anmuth und Zartheit behandelt, die sie, ohne ihrer Natur einen Zwang anzuthun, für den Geist bedeutender macht und für das Gefühl verschönert. In manchen früheren Werken, z. B. in Commines Prosa

und in Villon's Poesien, kann mehr Ausdruck und Bestimmtheit, mehr Schwung und Kühnheit als im Heptaméron gefunden werden, aber jene sind im Ganzen für die Entwickelung der Sprache von weniger Bedeutung als diese letztere Komposition gewesen. Denn es waren nicht sowohl hier und da angebrachte tiefe Gedanken, glänzende Bilder und treffende Vergleiche, einzelne grosse Züge der Betrachtung oder der Schilderung, welche damals die Darstellung vervollkommnen konnten, als vielmehr eine durchgängige und in das Einzelne gehende Verfeinerung des Ausdruckes, aus einer schärferen Beobachtung der inneren Natur des Menschen, einer ruhigen und klaren Auffassung seiner Zustände, einem Verlangen nach einer freieren und vielseitigeren Entwickelung des Lebens, aus einer höheren Sphäre der Gesellschaft genommen. Dies ward zum ersten mal in der französischen Litteratur im Heptaméron geleistet, und kann als eine Frucht des jene Epoche durchdringenden bildsamen Charakters angesehen werden. Die Sprache, welche bis dahin oft kräftig und ausdrucksvoll, aber fast immer einförmig und schwerfällig aufgetreten, sich wie ein Gewappneter unter seinem Harnisch langsam und mühevoll bewegt hatte, begann jetzt mannigfaltig, leicht, gegliedert zu werden.

Man fühlt bei Lesung des Heptaméron, dass der Geschmack an einer verfeinerten Gesellschaft, an einer freien Entfaltung des Geistes, an einer gewissen Analyse und Reflexion über das Leben schon damals in den vornehmen und erleuchteten Klassen des französischen Volkes ein Bedürfniss geworden war. Was dieses Werk indessen ganz besonders charakterisirt, und worin es die eigenthümliche Richtung des französischen Wesens,

wie es in der Litteratur erscheint, reiner als alle ihm vorangegangenen Leistungen darstellt, ist ein eigenthümlicher Gehalt von praktischer Lebensphilosophie, eine milde und anmuthige Weise des Urtheils über Personen und Zustände, ein gewisses Mass- und Zurückhalten in Lob und Tadel, und eine unparteiische leidenschaftslose Stimmung, wie sie die geselligen Verhältnisse der Menschen unter einander verlangen. Auf der anderen Seite fehlt es aber auch an tragischem Ernst, ebenso wie an tiefer Ironie, an jenen Stürmen der Leidenschaft und Blitzen der Heiterkeit, deren Darstellung das Herz erschüttert und den Geist erfrischt, und deren es in Bocaccio, dessen Genie bei Abfassung dieses Werkes als Muster vorgeschwebt, so viele giebt. Der im Heptaméron herrschende Ton ist ein durchaus geselliger, mit allen Vorzügen und Mängeln eines solchen. Daher die anmuthige Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Form, ohne Tiefe und Grösse des Inhalts. Da aber die französische Litteratur überhaupt mehr durch erstere als letztere Eigenschaft glänzen, mehr durch ihre Gesammtwirkung auf das Leben, als durch einzelne, ausserordentliche, aus dem Innern der menschlichen Natur gezogene, Hervorbringungen bedeutend werden sollte, so war der Heptaméron ein dem nationalen Charakter und Bildungsgang entsprechendes Werk, das deshalb eine Stelle in deren Geschichte einnimmt.

Neben Margarethe von Valois verdient Clemens Marot*) genannt zu werden, der für die Poesie jener Epoche ungefähr dasselbe wie sie für die Prosa gethan, das heifst: ihre Form veredelt und beflügelt hat, ohne damit einen

*) Geb. 1495 in Cahors, gest. 1544 in Turin.

neuen und bedeutenden Inhalt zu verbinden. Auch sind sich Beide im Leben, obwohl in sehr ungleichen Verhältnissen, nahe gestanden. Denn Marot wurde, als sein Talent Aufmerksamkeit zu erregen anfing, von der Schwester Franz I unter ihre Hofdienerschaft aufgenommen. Er richtete manche anmuthige Verse an sie, in welchen er seine Bewunderung und Verehrung für seine Gebieterin lebhaft ausspricht, was Beide sogar dem Verdacht eines näheren zärtlichen Einverständnisses ausgesetzt hat. Es war dies indessen nur ein Wiederschein von den ritterlichen Sitten des Mittelalters, wo die Stegereifdichter und wandernden Sänger vornehme Frauen so oft durch ihre Kunst, als Gegenstände allgemeiner Huldigung, verherrlicht hatten, ohne daſs dabei nothwendig eine persönliche Leidenschaft mitgewirkt hätte. Aber Beider Talent war einander verwandt, und von der Natur ungefähr nach demselben Modell gegossen worden, obgleich Margarethe von Valois, zumal wenn man ihr Geschlecht in Betracht zieht, ein festeres und gehaltvolleres Wesen als Marot bewiesen, und tiefer in den Geist ihrer Zeit eingedrungen ist. Auch begegneten sich Beide, die Fürstin und ihr Sänger und Diener, in ihrer Neigung für den Protestantismus, oder vielmehr in ihrer Abneigung gegen die Miſsbräuche des damaligen Katholicismus, denn Beide gehörten mehr der Renaissance als der Reformation an.

Am bekanntesten ist Marot durch seine metrische Uebersetzung der Psalmen geworden, weil sie lange von den französischen Protestanten bei ihrem Gottesdienste angewandt wurde. Diese Arbeit erregte damals grosse Bewunderung, und man hat Heinrich IV, selbst nach seinem Uebertritt zum Katholicismus, zuweilen diese Psalmen halb leise für sich singen hören. Es war, ausser

den Weisen, welche der damals berühmte Tonsetzer Goudimel dafür erfunden hatte, der leichte anmuthige Fall der Verse und Reime, der sie beliebt machte, obgleich diese Uebersetzung die Höhe des Originals nur selten erreichte.

Marot besass übrigens ein wirklich lyrisches Talent, was seine freien Compositionen, besonders manche kleine reizende Gelegenheitsgedichte hinlänglich bekunden, die, obwohl weniger bekannt, der Uebertragung der Psalmen an poetischem Werth voranstehen. Er hatte damit angefangen, die Allegorien des Romans von der Rose nachzuahmen. Die in seiner Jugend sich in Frankreich rasch verbreitende Kenntniss und Liebe zum Alterthum, von dem er sich übrigens nur mit dem lateinischen vertraut machte, führte ihn von jenen leeren Spielereien des Geistes auf würdigere Gegenstände hin, obgleich er auch unter den Alten mehr die, welche wie Ovid, Martial u. s. w. durch Witz und Feinheit des Ausdrucks geglänzt haben, als die grosse und gehaltvolle Manier Virgil's und Horaz' empfand und nachzuahmen suchte. Die strengen Ideen der Reformation konnten seiner flüchtigen und beweglichen Natur im Grunde nur wenig zusagen. Er folgte bei ihrer Annahme wahrscheinlich mehr der unter der Mehrzahl der damals Strebenden herrschenden Sitte als einer tiefen Ueberzeugung, und gefiel sich in der Kritik und Satyre, mit der die Reformation die alte Kirche anzusehen erlaubte, ohne dass er sich mit dem Kern und Wesen der neuen Lehre besonders beschäftigt hätte.

Marot's Poesien beweisen, dass er eine Eigenschaft, welche im Leben wie in der Litteratur seines Volkes so sehr hervortritt, nämlich Das, was die Franzosen „Esprit“

nennen, in ausgezeichnetem Grade besass. Sie selbst können es eigentlich nicht recht definiren, und es wird durch die deutschen Ausdrücke: Geist — oder Witz — nur unvollkommen wiedergegeben. Dieser Esprit ist keine bestimmte Fähigkeit des Innern, wie Verstand, Einbildungskraft u. s. w. die jede auf ihrem besonderen Gebiet thätig sind, und zu der Hervorbringung und Darstellung der Gedankenwelt auf eine eigenthümliche Art beitragen. Es ist dies vielmehr eine gewisse allgemeine Art der Empfindung, der Vorstellung und Vergleichung, die nicht wie das Genie schafft, sondern das Vorhandene nur klarer bezeichnet, schärfer ausdrückt, und ihm durch den Gesichtspunkt, von dem aus dasselbe betrachtet wird, und durch die Zusammenstellung mit Anderem, den Reiz der Neuheit verleiht. Die besondere Stimmung des französischen Geistes, der mehr an der Aussenwelt haftet, als in sich selbst zurückgeht, mehr Beweglichkeit als Tiefe besitzt, die heiteren Sitten dieses Volkes, das im gewöhnlichen Leben jedes Extrem scheut, nichts Ursprüngliches, Ausserordentliches, Ueberschwängliches liebt, weil dadurch die Uebereinstimmung der verschiedenen Glieder des gesellschaftlichen Körpers aufgehoben, und dieser oder jener einzelnen Funktion ein das Ganze störendes Uebergewicht gegeben wird, haben diese Form der Intelligenz, Esprit genannt, hervorgerufen, und ihr eine so vielfältige Anwendung gegeben.

In Marot's Talent finden sich alle charakteristischen Züge dieser Eigenschaft vor. Seine Art zu empfinden ist mehr fein als kräftig, seine Einbildungskraft mehr fröhlich als kühn, sein Urtheil mehr klar als umfassend, sein Witz mehr schimmernd als blitzend. Seine Trauer strömt nicht leicht in Thränen aus,

seine Freude ist ohne Rausch, sein Spott verwundet den getroffenen Gegenstand nicht tief. Ueberall wird man eines gewissen Masshaltens gewahr, was, im Gegensatz zu dem oft ungestümen und gewaltsamen Eingreifen der Franzosen in die Wirklichkeit, der Charakter ihrer Betrachtung und Behandlung der Ideenwelt ist. In der die Gefühlsstimmung einer Nation und ihre Poesie bezeichnenden Darstellung der Liebe giebt Marot ebenfalls die Eigenthümlichkeit seiner Landsleute, wie sie seit dem Aufhören des Mittelalters geworden, wieder. Die Galanterie, oder der mehr sinnreiche als leidenschaftliche Ausdruck der Empfindung, ist die besondere Form der Liebe in seinen Poesien. Sein Gefühl wird, wie dies unter den Franzosen meist der Fall ist, von seinem Verstande geleitet, entsteht oft nur in ihm, und dient mehr zu einer anmuthigen Unterbrechung der gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens, als dass es den ganzen Menschen ergriffe, und dessen innere Natur offenbarte. Dies ist einer der bezeichnenden Züge des französischen Wesens.

In Margarethe's von Valois und Clemens Marot's Leben und Bildung, in der Prosa der ersteren und der Poesie des letzteren, wird zum erstenmal der Einfluss, welchen die Renaissance der Wissenschaften und Künste von Italien, und die Reformation von Deutschland ausgehend, auf die französische Litteratur geäussert hat, sichtbar. Es lässt sich in Beiden, wenigstens in Bezug auf Form und Ausdruck, mit ihren selbst unmittelbaren Vorgängern verglichen, ein Fortschritt nicht verkennen, der aber im Vergleich zu jenen grossen Einflüssen nicht bedeutend genug ist. Der Kreis von Ideen, in welchem sich Margarethe und Marot bewegen, ist zu eng und arm. Sie besitzen keine tiefe Erfindungs- und Auffassungsgabe.

Weder die allgemein menschlichen Vorstellungen und Gestalten des heidnischen Alterthums, zu denen namentlich das Studium des Griechischen von der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts an den Zugang eröffnet hatte, noch die mit diesem Studium zusammenhängende Erkenntniss der Quellen der christlichen Vorzeit hat ihr Talent auf einen höheren Standpunkt zu stellen vermocht. Es findet sich in ihren Werken nur ein schwacher Abglanz jenes grossen Gestirns des wieder aufgegangenen Alterthums vor, von dessen Licht die ganze Gesittung der neueren Zeit erleuchtet werden sollte. Nur ein kleiner Theil ihres Wesens ist von jener gewaltigen Bewegung zur Erringung des Rechts auf innere Freiheit und Prüfung, die der Protestantismus angeregt hatte, ergriffen worden. Der Gewinn, den sie aus jener reichen Epoche gezogen, thut sich nur in einer sorgfältigeren Reinheit der Darstellung und einer freieren und mannigfaltigeren Betrachtung, obwohl ohne grossartigen Inhalt, kund.

Für die bedeutendsten geistigen Ergebnisse jener Zeit sind, im Ganzen und Grossen betrachtet, überhaupt nicht sowohl die Versuche, in der nationalen Sprache etwas Eigenthümliches und Lebendiges hervorzubringen, als vielmehr die Arbeiten zu erachten, welche die Ergründung des Alterthums und die Prüfung der religiösen Grundsätze und Ueberlieferungen zum Zweck hatten. In Italien allein gab es damals ein grosses und freies Leben in Poesie und Kunst. Ariosto vollendete den harmonischen Bau der italienischen Sprache, und Raphael vereinigte in seinen vorzüglichsten Werken den reinen Schönheitssinn der hellenischen Welt mit der geheimnissvollen Tiefe des Christenthums. Im übrigen Europa drehte sich mehr

oder weniger Alles um die Erneuerung der Alterthumskunde und die Beleuchtung der religiösen Wahrheiten.

Es erhoben sich jedoch in der französischen Litteratur zwei Talente, die auf eine viel bestimmtere und kräftigere Weise, als vor ihnen geschehen, die beiden vornehmsten Richtungen jener Zeit, die Begeisterung für die klassische Welt und den Drang nach moralischer Freiheit, wenn auch auf verschiedene Weise und zu verschiedenen Zwecken, in ihren Werken darstellten. Es war dies Rabelais, der aus der alten Litteratur und namentlich der griechischen, eine Fülle allgemeiner Begriffe und Wahrheiten entlehnte, und dieselben mit dem ihm eigenthümlichen Humor zu einem regellosen aber merkwürdigen Ganzen zu verbinden wusste, und Calvin, der durch sein Studium der christlichen Uranfänge zu einem noch tieferen Bruche mit dem Katholicismus als Luther selbst veranlasst wurde. Beide haben, abgesehen von der besonderen Bedeutung ihrer Persönlichkeit und ihrer Meinungen, der französischen Sprache und Bildung ausgezeichnete Dienste geleistet, und können auch in rein litterarischer Beziehung für grosse und seltene Erscheinungen gelten.

## Zweites Kapitel.

Franz Rabelais*) wurde, nach den meisten Zeugnissen, in Chinon im alten Touraine, wo sein Vater einen Gasthof gehalten haben soll, geboren, obgleich diese wie mehre andere Umstände seines Lebens, ungeachtet der

*) Geb. 1483, gest. 1553.

Berühmtheit seines Namens, nie mit vollkommener Gewissheit ermittelt worden sind. Seine Eltern hatten ihn zum geistlichen Stande bestimmt, und er trat, nachdem er in verschiedenen Klöstern die erste Vorbildung erhalten, zu Fontenay-le-Comte in den Franziskanerorden ein, und wurde daselbst auch zum Priester geweiht. Aber Rabelais innerste Natur war diesem ihm auferlegten Berufe fremd. Er suchte, im Bunde mit mehren gleichgesinnten Genossen, sich die Einförmigkeit und Trauer des Klosterlebens durch gelehrte Studien, besonders durch die Beschäftigung mit der griechischen Litteratur zu erheitern, und brachte es durch unablässigen Fleis darin bald so weit, dass er die Aufmerksamkeit des ersten französischen Hellenisten jener Zeit, Wilhelm Budé, auf sich zog, und mit demselben einen in altgriechischer Sprache geführten Briefwechsel unterhielt. Aber die Mönche von Fontenay-le-Comte sahen mit Neid und Misstrauen, wie Rabelais jeden freien Augenblick zum Studium der ihnen ganz unbekannten Sprache anwandte. Einmal fühlten sie sich durch die Aufmerksamkeit, mit welcher er, hier und da, von fremden Gelehrten durch Besuche oder Briefe ausgezeichnet wurde, bei der sonst in den Klöstern herrschenden Gleichheit verletzt, und dann galt die Kenntniss des Griechischen in ihren und der meisten damaligen Bettelmönche Augen, für den Anfang zur Ketzerei, und für nichts Besseres als eine geheime und verbotene Kunst, für eine Art von Kabala. Auf Befehl des Priors von Fontenay-le-Comte wurden Rabelais seine griechischen Bücher und Manuscripte mit Gewalt entrissen. Diese Behandlung hat wahrscheinlich die erste Veranlassung zu der tiefen Abneigung und Geringschätzung gegeben, die derselbe später bei jeder Gelegenheit

gegen die Mönche und besonders die Bettelmönche äusserte. Wie denn überhaupt die Erlebnisse seiner Jugend auf seine ganze Anschauungs- und Empfindungsweise, bis in die kleinsten Züge hin, einen in seinen Schriften überall sichtbaren Einfluss ausgeübt haben.

Nicht lange nachher traf Rabelais ein noch viel härteres Schicksal. Man hat nie genau ermitteln können, wie und warum, aber er wurde in demselben Kloster zu einem lebenslänglichen einsamen Gefängniss verurtheilt. Diese Strafe hiess im Mönchslatein „vade in pace“ oder auch nur „in pace“ weil dem Verurtheilten, während er in der Nacht, eine Kerze in der Hand, in einen unterirdischen Kerker geführt wurde, seine versammelten Gefährten jene lateinischen Worte zuriefen. Das Wahrscheinlichste ist, dass Rabelais sich diese Strafe durch eine Handlung grober Religionsspötterei zugezogen, und die ihm feindlichen Mönche diese Gelegenheit benutzt hatten, um sich an ihm für seine geistige Ueberlegenheit zu rächen. Durch Hülfe einiger einflussreichen Freunde, die ihm seine Gelehrsamkeit erworben, ward er aus dieser verzweifelten Lage befreit, und für ihn sogar ein päbstliches Breve ausgewirkt, welches ihn ermächtigte, den Orden des heiligen Franz mit dem des heiligen Benedikt zu vertauschen. Er ging hierauf in das Benediktinerkloster zu Maillezais, ebenfalls im ehemaligen Poitou gelegen, in welchem er aber nur kurze Zeit blieb, und von da aus als Secretair in die Dienste des Bischofes von Maillezais trat. Dieser Prälat, Gottfried von Estissac genannt, war in der Theologie, der Geschichte und den alten Sprachen sehr bewandert, und auch ein Freund der aufkeimenden nationalen Litteratur. Dort wurde Rabelais mit vielen gelehrten Geistlichen und Layen be-

kannt, und schrieb einige poetische Episteln und andere Gelegenheitsgedichte, die zu den besseren Erzeugnissen jener Epoche gehören, und ihm, ausser seiner Gelehrsamkeit, auch den Ruf eines geistreichen Dichters erwarben.

Es war um diese Zeit, dass Rabelais die persönsönliche Bekanntschaft Clemens Marot's, und einiger anderen durch ihr Talent ausgezeichneter Männer, wie Hugo Salel, Anton Heroet, Bonaventura des Periers machte, die sich, wie der Bischof von Maillezais selbst, im Stillen den Grundsätzen der Reformation zuneigten. Was die Bekanntschaft mit Calvin betrifft, so glaubt man, dass Rabelais diesem schon einige Jahre früher, als er aus dem Franziskanerorden trat, begegnet war. Durch solche Verbindungen ward Rabelais, der gegen den Zwang seiner Kirche und sein Mönchsgelübde eine angeborne Abneigung in sich trug, immer mehr auf das Gebiet des Zweifels und inneren Widerstandes geführt, die sich bei ihm in einer allgemeinen Skepsis unter der Form der Satyre aussprachen, ihn aber keine entschiedene Partei, die selbst immer eine Schranke enthält, ergreifen liessen. Er theilte mit Calvin dessen Abneigung gegen die römische Kirche und dessen Bewunderung des Alterthums, ohne daran zu denken, sich einer systematischen Opposition gegen den herrschenden Glauben anzuschliessen.

Unterdessen ward Franz I von seinem politischen Interesse, der Verbindung mit dem römischen Hofe, der lauten Stimme des niederen Klerus und der grossen Mehrheit des Volkes zu einer Verfolgung der französischen Protestanten veranlasst, in der eines ihrer berühmtesten Opfer, Ludwig Berquin, fiel, der im Jahre 1530 auf dem Greveplatz in Paris hingerichtet wurde. Dieses tragische

Ereigniss brachte einen allgemeinen Schrecken, besonders unter der Klasse von freisinnigen Gelehrten und Denkern hervor, die sich damals im westlichen Frankreich, im alten Angoumois und Poitou, versammelt hatten. Rabelais, der, wenn er auch nie eine bestimmte Neigung zum Protestantismus zu erkennen gegeben, sich gegen die scholastische Theologie und das Mönchswesen bei vielen Gelegenheiten mit der ihm eigenthümlichen Schärfe und Rücksichtslosigkeit ausgesprochen hatte, glaubte an seine Sicherheit denken zu müssen, und fasste den Entschluss sich nach Montpellier zu begeben, um auf dieser damals in ganz Europa berühmten Universität der Medicin obzuliegen, obgleich er längst über das zu solchen Studien geeignete Alter hinaus war. Sein Talent, sein Gedächtniss, die Biegsamkeit und Empfänglichkeit seines Geistes waren so gross, dass er nach kurzer Vorbereitung, ohne Doktor und Professor zu sein, Vorlesungen über Hippokrates und Galen hielt. Auch muss seine Persönlichkeit an und für sich, selbst von seiner Gelehrsamkeit getrennt, eine bedeutende gewesen sein, denn er übte, ehe er noch durch Schriften bekannt geworden, schon einen grossen Einfluss auf Andere aus, und Alles was er z. B. während seines Aufenthaltes in Montpellier gethan, blieb in der Erinnerung, und erbte sich auf dieser Universität wie eine Tradition fort. Von Montpellier begab sich Rabelais nach Lyon, liess sich dort als Arzt nieder, hielt Vorlesungen und gab medicinische Abhandlungen heraus. In dieser Stadt trat er zum ersten mal mit einer selbstständigen Produktion auf, und legte den Grund zu seinem litterarischen Ruhme. Der Buchhändler, der eine von ihm verbesserte Ausgabe der Aphorismen und Traktate des Hippokrates und Galen verlegt hatte, beschwerte

sich eines Tages darüber, dass er nur wenige Exemplare abgesetzt, und bei diesem Unternehmen verloren habe. Rabelais antwortete ihm ohne Weiteres: „Bei Jupiter, beim Styx und bei dem Namen, den ich führe, ich will euch für euren Verlust entschädigen, und ich schwöre, dass Rabelais, der jetzt kaum von einigen Wenigen gekannt ist, bald auf allen Lippen sein, durch alle Hände gehen, und sein Ruf bis in die Fremde verbreitet werden wird." — Als Beleg für diesen Ausspruch liess Rabelais im Jahre 1532 einen Roman unter dem Titel: „Les grandes et inestimables Chroniques du grand et enorme géant Gargantua, contenant la généalogie, la grandeur et force de son corps, aussi les merveilleux faicts d'armes qu'il fict pour le roi Artus" — erscheinen, der einen solchen Beifall fand, dass davon, wie er sagt, in zwei Monaten mehr Exemplare als von der Uebersetzung der Bibel in neun Jahren verkauft wurden.

Dieses Werk ist, ungeachtet des Aufsehens, das es verursachte, einige Jahre nachher, von einer Umarbeitung desselben Gegenstandes, die Rabelais unternahm und der weiter unten gedacht werden wird, verdunkelt und vergessen gemacht worden. Ein Jahr nach dem Erscheinen der „Chroniques Gargantuines" gab Rabelais als Fortsetzung derselben den Roman „Pantagruel" Sohn des Riesen Gargantua, heraus. Diese Fortsetznng steht dem Styl und der Tendenz nach viel höher als jener erste Versuch. Die „Chroniques Gargantuines" die später aus Neugierde, um von Rabelais erster Manier eine Vorstellung zu haben, wieder hervorgesucht worden, waren nichts als eine Darstellung wilder und wüster Abentheuer, im Geiste der damaligen Ritterromane, nur hier und da von dem Witz und der Heiterkeit durchdrungen, die

Rabelais' eigenthümliches Genie ausmachen, aber ohne allgemeine Ideen und höhere Richtung. Im Pantagruel tritt dagegen eine eigene Lebensphilosophie, die sich die Befreiung von allen Vorurtheilen und die Entdeckung der Wahrheit zur Aufgabe macht, als Faden und Ziel des bunten Gewirres abentheuerlicher Erzählungen und unmöglicher Ereignisse auf. Es ist schwer, von diesem Roman eine genauere Vorstellung zu geben, ohne ihn halb auszuschreiben oder zu übersetzen. So viel kann indessen erwähnt werden, dass Pantagruel, Sohn des Gargantua, zum Geschlecht der Riesen gehört, und seine Genealogie, die eine Menge alttestamentarischer, mythologischer und mittelalterthümlicher Namen enthält, eine der seltsamsten Ausgeburten der Laune Rabelais ist. So wird z. B. unter den Vorfahren Pantagruel's ein „Happemouche" erwähnt, der, wie es heisst, die wichtige Erfindung machte, die Rinderzungen zu räuchern, da sie bis auf ihn wie die Schinken eingesalzen gewesen, und dergleichen mehr. Aber bei Gelegenheit der Kindheit und Erziehung Pantagruel's kommen viele bedeutende Gedanken und Rathschläge über Bildung, Unterricht, in einer eigenthümlichen und ausdruckvollen Sprache mitgetheilt, vor. Bemerkenswerth ist ausserdem Pantagruel's Ankunft in Paris; das satyrische Verzeichniss der Bücher in der Abtei St. Victor (Cap. 7) — seine Begegnung und Freundschaft mit Panurge (Cap. 9) — wo besonders die Schilderung dieses letzteren von einer seltenen Vollendung und Anmuth der Darstellung ist, und Panurge's Leben und Treiben in Paris. (Comment Panurge feut amoureux d'une haute dame de Paris. — Comment Panurge feit un tour à la dame de Paris, qui ne feut point à son advantaige. Cap. 21—22.) Im Verlaufe dieses

Romans tritt Panurge immer mehr als der höhere Verstand und die Weisheit in den dargestellten Situationen hervor, und es wird, abgesehen von dem Ton des Ganzen, aus manchen Einzelheiten klar, dass Rabelais sich in dieser Gestalt des Panurge selbst personificirt hat.

Um diese Zeit wurde Johann du Bellay, Bischof von Paris, Oheim des in der französischen Litteraturgeschichte bekannten Joachim du Bellay, dessen später in diesem Werk Erwähnung gethan werden wird, von Franz I mit einer Mission nach Rom gesandt. Dieser fand Rabelais, welchen er schon früher gekannt, in Lyon, und schlug ihm vor, ihn nach Rom zu begleiten. Johann du Bellay war in jeder Beziehung eine der bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit und seines Landes, von ausgezeichneter Herkunft, mächtigen Verbindungen, ein geschickter Diplomat, ein so guter Redner, dass er „die Blume Galliens“ genannt wurde, und einer der ersten unter den vielen damaligen lateinischen Dichtern. Ausserdem neigte er sich, mit den Mängeln des herrschenden kirchlichen Systems durch seine eigene Stellung vertraut, zu den Ideen der Reformation, aber in der Art, wie damals so manche ausgezeichnete Geistliche und Layen in Frankreich und selbst in Italien, sie als ein Mittel zur Erweiterung der moralischen Freiheit betrachtend, ohne sich ihr als Konfession anzuschliessen, weshalb er auch nicht mit seiner Kirche brach. Johann du Bellay stand mit Melanchthon in Briefwechsel, und unterzeichnete sich in seinen Briefen an diesen: „Tuus ex animo“ — was ungefähr sein Verhältniss zu dem Freunde Luther's andeutet, während dieser letztere sich mit einer so allgemeinen Anerkennung wahrscheinlich nicht begnügt haben würde. Bei einem solchen Manne war Rabelais wohl auf-

gehoben, und diese Verbindung ist, wenn auch nicht für seinen Geist, der mehr zu geben als zu empfangen geeignet war, und der nicht sowohl aus einzelnen Quellen als vielmehr aus dem Gesammtreiche der Erscheinungen schöpfte, aber wohl für sein äusseres Schicksal von Wichtigkeit gewesen. Denn Rabelais würde bei seinen freisinnigen Grundsätzen und seinem Hange zur Satyre, in so gefährlichen und drangvollen Zuständen, wie damals obwalteten, ohne den Schutz eines mächtigen und aufgeklärten Kirchenfürsten, wie du Bellay war, wahrscheinlich zu Grunde gegangen sein.

Rabelais, welcher von Jugend an Rom zu sehen gewünscht hätte, benutzte die Musse, welche ihm seine Stellung als Arzt und Secretair des Bischofes von Paris liess, zum fleissigen Studium des Alterthums, und ging mit einer Topographie des alten Rom's um, als er hörte, dass ein mailändischer Archäologe Namens Marliani ein solches Werk schon vollendet hatte, weshalb er seinen Plan aufgab, aber später, in Frankreich, von der Arbeit des Mailänders eine neue Ausgabe mit einigen Berichtigungen veranstaltete. Die satyrischen Scherze und Einfälle, die übrigens dem Geist und den Sitten des sechszehnten Jahrhunderts, und der damals im äusseren Leben herrschenden Freiheit nicht so auffallend erscheinen mochten, mit denen „der grosse französische Spassmacher“ (the great jester of France) wie Bacon von Verulam Rabelais nennt, bei einigen Gelegenheiten den Pabst Clemens VII unterhalten haben soll, mögen weder so wörtlich wahr sein, wie sie erzählt werden, noch sind sie für ganz erfunden zu erachten. Die wunderlichen Sprünge der Phantasie und des Humors dieser originellen Persönlichkeit mögen auch im gewöhnlichen Leben, nur nicht ganz so zügellos

wie in der Litteratur, hervorgebrochen sein. Nach einem Aufenthalt von sechs Monaten verliess er Rom, und kehrte nach Lyon zurück. In Rom hatte Rabelais, der schon die meisten neueren Sprachen verstand, auch das Studium des Arabischen angefangen. Denn er besass, ungeachtet der Unabhängigkeit seines Wesens, einen ausserordentlichen Trieb des Lernens und Wissens. In Lyon beschäftigte er sich, neben seiner Stellung als Arzt an dem dortigen grossen Hospital, viel mit Astronomie, und brachte, nachdem er den Tag über in dem anatomischen Theater Vorträge gehalten, die Nacht im Observatorium zu.

In derselben Zeit (1535) gab Rabelais die schon oben erwähnte, fast ganz veränderte Umarbeitung der „Chroniques Gargantuines" unter dem Titel: „La Vie inestimable du grand Gargantua, père de Pantagruel" heraus, in welche aus dem früheren Werke nur die Namen und einige komische Stellen übergingen, die aber sonst für eine ganz neue und viel bedeutendere Schöpfung gehalten werden muss. Dieser neue Gargantua bildete fortan das erste Buch des merkwürdigen Romans, von welchem die vier übrigen Bücher: „Pantagruel" betitelt sind, und an dem Rabelais sein ganzes Leben hindurch verbessernd und bereichernd fortarbeitete. In der Umarbeitung des Gargantua blieben allerdings die abentheuerlichen Schicksale dieses Riesen, seine Geburt, Erziehung, Thaten stehen, aber überall treten, als Ersatz für diese damals üblichen und von dem Gegenstande unzertrennlichen Seltsamkeiten, die schönsten und scharfsinnigsten Bemerkungen über Erziehung, Leben, Welt, wie farbige Stickereien auf einem dunkeln Grunde hervor. Der merkwürdigste und glänzendste Theil im Gargantua ist die Schil-

4*

derung der Abtei Theleme (Cap. 53—57) wo eine auf das Glück aller Theilnehmer berechnete gesellschaftliche Ordnung, in phantastischer Weise, aber mit vielen feinen und treffenden Zügen verwebt, dargestellt wird. Der in dieser Utopie vorherrschende Geist ist der des Epicuräismus im edleren Sinne des Wortes, als eines heiteren aber gemässigten Genusses der irdischen Güter, und in diesem Sinne ist die Regel dieser sogenannten Abtei, die übrigens von einer Abtei nur den Namen hat, und als ein freiwilliges Zusammenleben geistig hochstehender Personen beider Geschlechter hingestellt wird: „Thu was du willst" (fay ce que vouldras) — zu verstehen.

Das Erscheinen des Gargantua verschaffte Rabelais, besonders in den höheren Klassen viele Freunde, missfiel aber in demselben Grade nicht nur den kirchlichen Eiferern, die, wie besonders die Mönche, darin hier und da arg mitgenommen wurden, sondern auch den orthodoxen Protestanten, denen der in dieser Produktion herrschende Skepticismus und verfeinerte Materialismus, bei ihren damals sehr strengen Ideen über Glauben und Sitte, zuwider war. Bis dahin hatte Calvin, der Rabelais Abneigung gegen Mönchsthum und Klerisei kannte, dessen Beistand zur Bekämpfung der alten Kirche erwartet. Von der Bekanntmachung des Gargantua an, gab er aber die Hoffnung auf, ihn für sich zu gewinnen, und seine feindselige Stimmung gegen Rabelais brach später bei mehren Gelegenheiten, namentlich bei Herausgabe seiner Schrift: „de scandalis" — hervor. Dagegen verband sich Rabelais seit jener Zeit noch enger als früher mit Clemens Marot, Stephan Dolet, und einigen anderen Gesinnungsgenossen, die allerdings dem Protestantismus, aber in anderer Weise als Calvin, zugethan waren.

Bei Gelegenheit der Verstümmelung einiger Marienbilder in den Pariser Strassen, und der Bekanntmachung gegen den katholischen Glauben gerichteter Flugblätter, erhob sich im Jahr 1536 eine neue heftige Verfolgung, in deren Folge ein Auto da Fe in Paris auf dem Platze Estrapade statt fand, dem Franz I, sein Hof und seine Familie beiwohnten, und wo sechs der neuen Lehre angeklagte Personen langsam verbrannt wurden. Clemens Marot entfloh, Stephan Dolet wurde verhaftet, und Rabelais, welcher sich der kirchlichen Partei durch seinen Gargantua noch verhasster als jene gemacht hatte, reiste in grosser Eile nach Rom ab, wo Johann du Bellay, Bischof von Paris, noch immer die Interessen Franz I am römischen Hofe wahrnahm. Johann du Bellay war von Paul III, der Clemens VII gefolgt war, zum Kardinal ernannt worden, und Rabelais, so verdächtig er auch sonst sein mochte, im Hause seines Gönners, bei welchem er von Neuem als Arzt und Secretair eintrat, wenigstens für den Augenblick in vollkommener Sicherheit. Doch fürchtete er, dass seine Gegner in Frankreich ihn zuletzt auch in Rom, unter dem Vorwande, dass er ein entflohener und abtrünniger Mönch sei, erreichen könnten. Seine Freunde riethen ihm, durch eine Bittschrift (supplicatio pro apostasia) die ein Geständniss über sein ganzes Leben, von seinem Austritt aus dem Benediktinerkloster in Maillezais an, enthalten sollte, eine allgemeine Absolution beim päbstlichen Stuhle nachzusuchen, um sich dadurch vor den möglichen Folgen der bestehenden Kirchengesetze zu sichern. Rabelais fügte sich diesem Ansinnen, und reichte eine Supplik ein, in welcher er, von der Nothwendigkeit gedrängt, allerdings ganz andere Gesinnungen als im Gargantua und Pantagruel zu erken-

nen gab. Er bat, nach dem Bekenntniss seiner Fehltritte und Uebertretungen, den Pabst um die Erlaubniss in ein Benediktinerkloster zu treten, aber auch die Heilkunde, obwohl nur aus Nächstenliebe, und ohne Feuer oder Eisen anzuwenden, d. h. ohne zu schneiden und zu brennen, was ihm als Priester unter allen Umständen verboten war, ausüben zu dürfen. Rabelais, der wenn man sein Leben und seine Schriften in Betracht zieht, zumal in einer Zeit der Religionskriege, vom Glück wie wenige andere begünstigt gewesen, erreichte auch diesmal seine Absicht. Ein päbstliches Breve gestand ihm eine allgemeine Absolution und Gewährung seiner übrigen Bitten zu.

Man erzählt, dass Rabelais Paul III, dem er als Arzt und Secretair des Kardinals du Bellay vorgestellt wurde, bei einigen Gelegenheiten, mit seinen kühnen Einfällen und Scherzen eben so wie einst Clemens VII belustigt habe. Indessen war ihm das frühere überaus zügellose Leben Paul III wohl bekannt, wie denn sein mehrmaliger Aufenthalt in Rom ihn dem Pabsthume und der Kirche noch mehr als sonst vielleicht geschehen sein würde, entfremdet zu haben scheint. In einem seiner Briefe an seinen Freund und Gönner, den Bischof von Maillezais, äussert sich Rabelais über das gemuthmasste Verhältniss jenes Pabstes zu der eigenen Schwester, Julia Farnese, nach seiner gewöhnlichen Offenheit und dem Geschmacke jener Zeit, in so unverschleierter Weise, dass die meisten späteren Herausgeber diesen Brief unterdrückt haben.

Im Jahre 1537 begab sich Rabelais, der mit dem oben erwähnten päbstlichen Breve in der Hand seinen Feinden in Frankreich trotzen zu können glaubte, nach Montpellier, wo er erst damals, obschon er längst die

Medicin mit grossem Erfolge ausgeübt hatte, den Doktorgrad annahm, und eine Zeit lang Vorlesungen hielt.

Der Kardinal du Bellay war unterdessen aus Rom zurückgekommen, und hatte am Hofe und im Rathe Franz I eine einflussreiche Stellung eingenommen. Du Bellay lag seinen Schützling an, die Bedingungen der päbstlichen Absolution zu erfüllen und seinen Aufenthalt in einem Kloster zu nehmen, da eine längere Vernachlässigung dieser Verpflichtung ihm gefährlich werden konnte. Rabelais entschloss sich endlich mit schwerem Herzen zu diesem Schritt, und der Kardinal du Bellay, in seiner Eigenschaft als Bischof von Paris, verlieh ihm ein Kanonikat in dem in seiner Diöcese gelegenen berühmten Benediktinerstift Saint-Maur-des-Fossés. Aber die Mönche verweigerten dem neuen Ankömmling den Eintritt, weil er den Bestimmungen des päbstlichen Breve nicht in der vorgeschriebenen Zeit nachgekommen, und dies unterdessen ungültig geworden war. Rabelais reichte von Neuem eine Eingabe beim päbstlichen Stuhle ein, und erreichte auch diesmal was er wünschte. Auf ein Bekenntniss seiner Schuld erfolgte wiederum eine völlige Lossprechung unter den früheren Bedingungen. Rabelais trat jetzt wirklich in jenes Benediktinerkloster ein, und nahm von seinem Kanonikat Besitz, blieb aber daselbst nur so viel Zeit als unumgänglich nothwendig war. Unter dem Vorwande, die Arzneikunde auszuüben, was ihm auch in dem letzten päbstlichen Breve zugestanden war, wohnte er an verschiedenen Orten in Poitou, Touraine und Normandie, besuchte seine alten Freunde, machte neue Bekanntschaften, und war überall, seiner Lebendigkeit und Originalität wegen, gut aufgenommen.

Rabelais hatte unterdessen an dem Pantagruel weiter

gearbeitet, dessen erster Theil zehn Jahre vorher so grosse Aufmerksamkeit erregt hatte, und dachte an die Herausgabe dieser Fortsetzung. Aber im Jahre 1543 brach eine neue noch heftigere Verfolgung als alle früheren gegen die Widersacher der herrschenden Kirche aus. Stephan Dolet*), Rabelais vertrautester Freund, war auf dem Platze Maubert in Paris verbrannt worden, und Bonaventura des Periers hatte sich, um einer Verurtheilung zu entgehen, selbst entleibt, Clemens Marot war abermals flüchtig geworden. Diese drohenden Umstände hinderten Rabelais an der Herausgabe des dritten Buches seines Romans. Die Unruhe und Kühnheit in seinem Wesen überwand aber zuletzt jedes andere Bedenken, und er liess diese Fortsetzung des Pantagruel erscheinen, obgleich so manche andere für viel geringern Angriffe auf Kirche und Geistlichkeit als im Gargantua und Pantagruel vorkommen, mit dem Tode bestraft worden waren. Aber, sei es Glück oder Geschicklichkeit, Rabelais wusste sich auch diesmal vor Unglück zu hüten, und er verschaffte sich durch mächtige Freunde, wie der Bischof von Maillezais, der Kardinal Odet von Chatillon und andere, ein Privilegium von Franz I, worin die übel lautenden Stellen der beiden ersten Bücher des Romans der Nachlässigkeit oder dem Irrthum des Druckers beigelegt wurden. Zugleich ward die Erlaubniss zur Bekanntmachung des dritten Buches ertheilt. Dieses dritte Buch erschien unter dem Titel: „Le Tiers livre des Faicts et dictsz heroiques du noble Pantagruel.“ — Bei dieser Fortsetzung nannte sich Rabelais als Verfasser,

*) Geb. 1509 in Orleans, galt für einen der besten lateinischen Dichter seiner Zeit.

was er früher nicht gethan, setzte aber in seiner burlesken Manier und um das Publikum dennoch irre zu führen, nach seinem Namen und Titel: „François Rabelais docteur en médecine“ — noch hinzu: „Calloier des îles d'Hières“ — hinzu, wo es damals ein griechisches Kloster gab, dessen Mönche den Namen Calloiers führten, mit denen aber Rabelais nie etwas gemein gewesen war.

Dieses dritte Buch des Romans stand den beiden ersten an Geist und Witz nicht nach, und übertraf sie bei weiten an Neuheit und Mannigfaltigkeit des Inhalts. Was in den beiden ersten Büchern oft störend aufgefallen, die abentheuerlichen Kämpfe und Siege der Riesen, kamen in dieser Fortsetzung nicht mehr vor, und ein früher oft zu enger, und, so zu sagen, lokaler Humor, der sich mehr oder weniger nur über die Personen und Dinge der Touraine und Ile de France verbreitet, macht einer weiteren und höheren Lebensansicht Platz. Es finden sich in diesem Abschnitte des Werkes weniger dunkle und unverständliche Anspielungen als in den vorhergehenden, weniger rein persönliche Satyre vor. Es enthält eine Kritik der damaligen Welt und Gesellschaft, welche, da sie mehr auf das Allgemeine und Dauernde als auf das Besondere und Zufällige geht, nicht veraltet ist, und in vielen ihrer Züge auf alle Zeiten passt. Der Pantagruel wird von diesem dritten Buche an, in viel höherem Grade als früher, eine humoristische Darstellung des menschlichen Lebens, eine: „humana comoedia.“ — Rabelais betrachtet in ihm die einflussreichsten Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, ihre Eigenthümlichkeit, gegenseitige Aehnlichkeit und Verschiedenheit, und ihre Verbindung mit dem Ganzen, den Theologen, Arzt,

Richter, Advokaten, zieht eine Menge dem Publikum jener Zeit vorher unzugänglicher, damals ganz neuer Wahrheiten an das Licht, und verbindet in dieser Darlegung mit einer überlegenen Einsicht einen unerschöpflichen Witz. Als charakteristische Einzelheiten, in denen Rabelais Manier besonders hervortritt, können die Kapitel angeführt werden, wo Panurge Veranstaltungen zu seiner Heirath trifft — die originelle Figur des Frater Jean des Entommeurs, dessen Rathschläge in Betreff der Ehe, und die Gutachten, die Panurge darüber von einem Theologen, einem Juristen und Philosophen einholt. Ausserdem werden in diesem dritten Buch die Missbräuche des damaligen Gerichts- und Anwaltwesens (III. 42 Comment naissent les procès et comment ils viennent à perfection) die, unter anderer Form, in manchen Ländern, noch heute vorkommen, mit scharfer Laune dargestellt.

Rabelais hatte auch in diesem dritten Buche seine alten Feinde, die Sorbonne und die Mönche, nicht vergessen, und ihnen bei Gelegenheit starke Seitenhiebe versetzt. Dies waren aber damals mächtige Körperschaften, zumal in einer Zeit der Religionskriege. Die Sorbonne galt für eines der ersten theologischen Tribunale der Christenheit, und das Mönchsthum für den rechten Arm und die Miliz des Pabstthums. Sie anzugreifen gehörte damals mehr Muth, als später sich über Fürsten und Höflinge lustig zu machen, sobald man sich nicht gerade in deren nächstem Bereiche befand. Kaum war diese Fortsetzung des Pantagruel erschienen, so erhoben die Theologen und Mönche ein Zetergeschrei. Die Sorbonne unterwarf das Buch einer genauen Kritik, und fand mehr als zwanzig Stellen heraus, die ihr verdammungswerth erschienen. Sie wandte sich an Franz I, um

ihn zu einer Zurücknahme des Privilegiums zu bewegen, was eine Verhaftung des Verfassers leicht gemacht haben würde. Der König, mochte er nun an dem Werk persönlich Gefallen finden, oder war er in seinem Innern des klerikalen Fanatismus überdrüssig geworden, blieb gegen diese Vorstellungen taub, und Rabelais, obgleich als Schriftsteller vielfältig angefochten, ward wenigstens in seiner Person nicht bedroht. Auf Franz I Verhalten in diesem Falle ist, ohne Zweifel, seine Umgebung von grossem Einfluss gewesen. Denn es gab damals am Hofe und überhaupt in den vornehmen Klassen eine Menge von Personen, welche den Ansichten Rabelais mehr oder weniger öffentlich anhingen, sich an der Lesung seiner Schriften, der Anführung gewisser Gedanken und Aussprüche erkannten, sich einander näherten, und „Pantagrueliten" von Pantagruel, oder „Thelemiten" von der im Gargantua beschriebenen Abtei Theleme hiessen.

Rabelais wurde indessen von den kirchlichen Zeloten, nach wie vor, mit grosser Heftigkeit angegriffen, und nicht nur als ein Gottesläugner, sondern auch als ein Verderber der Sitten, und mit allen Lastern befleckt dargestellt, und ihm gewisse erotische, lateinisch abgefasste Schilderungen der anstössigsten Art, die damals erschienen, von denen aber nichts beweist, dass sie von ihm herrührten, zugeschrieben. Wollte nun Rabelais diesen Angriffen aus dem Wege gehen, oder ward er durch andere Gründe bewogen, er begleitete den Kardinal du Bellay abermals nach Rom, wohin sich dieser, da er durch den Tod Franz I um seinen Einfluss am Hofe gekommen, für einige Zeit zurückzog. Während dieses Aufenthaltes gelang es Rabelais, sich bei Diana von Poitiers, der Geliebten Heinrich II, des Nachfolgers Franz I,

in Gunst zu setzen. Er verfasste nämlich eine Beschreibung des prachtvollen Festes, das von dem Kardinal du Bellay und dem französischen Botschafter d'Urfé, zu Ehren der Geburt eines Sohnes Heinrich II, in Rom gegeben wurde. Eine dramatische Vorstellung machte einen Haupttheil der Festlichkeit aus, und in dieser war Diana von Poitiers unter der Gestalt der Göttin Diana verherrlicht worden. Huldigungen solcher Art waren damals noch neu, und wurden deshalb, zumal in der ersten Entwickelung eines lebhaft erwachten Litteratur- und Kunstgeschmackes, von den Gefeierten hoch aufgenommen. Mit Hülfe jener mächtigen Frau erhielt Rabelais in einem Moment, wo die des Unglaubens oder der Religionsspötterei Angeklagten, in Menge, in allen grossen Städten des Landes verbrannt wurden, von Heinrich II ein neues Privilegium für die Herausgabe seiner Werke, nachdem er noch einmal die Erklärung abgelegt, dass er alle in den früheren Theilen des Pantagruel enthaltenen anstössigen Stellen missbillige, und dieselben bei einer neuen Ausgabe unterdrücken werde, Versprechungen, die man wahrscheinlich nur der Form wegen verlangt hatte, und die er nicht zu halten gesonnen war.

Die Gunst, die Rabelais bei Diana von Poitiers durch die Schilderung jenes Festes in Rom erlangt, bewog ihn zur Rückkehr nach Frankreich, während sein Gönner du Bellay, dessen Talent und Charakter von der am Hofe herrschenden Partei der Guisen gefürchtet wurde, in Rom zurückbleiben musste. Der Kardinal von Guise hatte von der Herzogin von Etampes, einst der vertrauten Freundin Franz I, das damals sehr grosse und schöne Schloss Meudon bei Paris gekauft, das bei ländlicher Abgeschiedenheit eine leichte Verbindung mit dem Hofe und der

Hauptstadt gewährte. Der Pfarrer des zu dem Schlosse gehörigen Fleckens legte seine Stelle nieder, und Rabelais wurde auf den Wunsch des Kardinals und des Herzoges von Guise, die beide den Sommer in Meudon zubrachten, zu seinem Nachfolger ernannt (1551). Der Kardinal Johann du Bellay, in dessen Diöcese Meudon lag, bestätigte gern diese Wahl, indem er so einen Freund und Anhänger ganz in der Nähe der beiden Guise besass, der ihn nöthigenfalls von deren ehrgeizigen Plänen unterrichten konnte. Der grosse Humorist, der einen so weiten und freien Blick, ein so tiefes und seltenes Wissen besass, endigte damit, sich, wie der dunkelste und beschränkteste seiner Berufsgenossen, in einer kleinen Landpfarrei niederzulassen.

Rabelais Ernennung zum Pfarrer in Meudon erregte bei seinen Feinden grosses Missfallen, und veranlasste sie zu neuen Angriffen auf ihn. Besonders thätig zeigte sich dabei der damals sehr berühmte Peter Ramus, Professor der Philosophie und Mathematik am College de France, ein entschiedener Anhänger Calvin's, und der, wie dieser, Rabelais für einen Ungläubigen und Sittenverderber hielt. Ramus lag in beständigem Streit mit Peter Galland, Principal des College de Boncourt, der die Philosophie des Aristoteles vertheidigte, die von Ramus mit grosser Heftigkeit bekämpft wurde. Ramus und Galland sagten sich, nach Art der damaligen Gelehrten, die gröbsten Beleidigungen, und verglichen zuweilen, um etwas recht Ungereimtes zu bezeichnen, die von ihnen verworfenen Meinungen mit denen des Rabelais im Pantagruel. Rabelais, dessen Geist ungeachtet des hohen Alters, dem er sich näherte, nichts von seiner Schärfe und Lebendigkeit verloren, entschloss sich endlich, darüber

erzürnt von mehren Seiten zugleich angegriffen zu werden, das vierte Buch des Pantagruel vollständig herauszugeben, während früher nur einzelne Fragmente davon in das Publikum gekommen waren. Er schrieb zu demselben einen neuen Prolog, in welchem er Ramus, Galland und die Anhänger Calvin's arg mitnahm, in dem Buche selbst aber seine früheren Angriffe auf Pabstthum (L'isle des Papifigues. cap. 45. — L'isle des Papimanes. cap. 48. — L'archetype d'un Pape. cap. 50.) Mönchswesen, die Ceremonien nnd die Disciplin der römischen Kirche, und auf die damalige Gesetzgebung und Rechtspflege noch überbieten zu wollen schien.

Die Sorbonne versammelte sich und unterwarf dies letzte Werk Rabelais einer Kritik oder Censur (censure), wie man damals sagte, das Parlament verbot den Verkauf, und forderte den Verleger an seine Schranken. Die bei Heinrich II gethanen Schritte zu einer gerichtlichen Verfolgung des Verfassers waren vergeblich, aber der Verkauf des Buches blieb während dieser Zeit unterbrochen, und Rabelais konnte, wenn der König der Sorbonne und dem Parlament auch nur stillschweigend nachgab, sich mit einem lebensgefährlichen Process bedroht sehen. Aus dieser schwierigen Lage ward er abermals vermöge mächtiger Freunde gezogen. Dem Kardinal Odet de Chatillon, dem das vierte Buch des Pantagruel zugeeignet ist, ein Bruder des berühmten Coligny, gelang es, bei Heinrich II den freien Verkauf des Werkes zu erlangen. Chatillon hatte dem Könige eine Vertheidigungsschrift Rabelais vorgelegt, in welcher dieser viel von seiner Entfernung von jeder antireligiösen Idee, von seiner Ehrfurcht für das Heilige u. s. w. sprach, hierin, wie in einigen anderen Zügen, ungeachtet aller übrigen

Verschiedenheit, Voltaire nicht unähnlich, der mehrmals gerade dann, wenn er mit einem Angriff auf Katholicismus und Hierarchie umging, öffentlich einen Akt kirchlicher Rechtgläubigkeit beging. — Das vierte Buch des Romans wurde mit demselben Beifall wie die früheren aufgenommen, und bald sehr verbreitet. Der Verleger wollte auch die beiden ersten Bücher, die zwanzig Jahre vorher erschienen, wieder auflegen. Aber Rabelais, der eben einer persönlichen Gefahr entgangen, willigte in dieses Unternehmen nicht ein, denn für die beiden ersten Bücher besass er kein königliches Privilegium. Auch gab er das fünfte Buch des Pantagruel nicht heraus, obgleich es grossentheils fertig war.

Rabelais lebte in gutem Einverständniss mit den Patronen seiner Pfarrei, dem Kardinal und dem Herzog von Guise, und hatte, wenn auch zahlreiche Gegner, viele und ausgezeichnete Freunde. Der tiefer blickende Theil des Publikums übersah die mancherlei Extravaganzen und Immonditäten in seinen Schriften, selbst von dem häufig trefflichen und seltenen Inhalte ganz abgesehen, über dem unerbittlichen Kriege, welchen er den Lastern und Vorurtheilen seiner Zeit, der religiösen Verfolgungssucht, der Heuchelei und dem litterarischen Pedantismus erklärt hatte. Die Höhe und Freiheit in Rabelais Geist war übrigens auch von einem gewissen Adel des Charakters begleitet. Denn er war uneigennützig, aufrichtig, und hielt an denen fest, die einmal seine Freundschaft gewonnen hatten. In seiner letzten Zeit verfeindete er sich mit dem Dichter Peter von Ronsard, von dem bald weiter die Rede sein wird, der ebenfalls in Meudon als Schützling der Guise lebte, und im Streit zwischen Rabelais und Ramus die Partei dieses letzteren, der sein Lehrer

gewesen, genommen hatte. Ronsard fürchtete den bis in sein hohes Alter stets lebendigen satyrischen Hang Rabelais, und wagte es nicht, ihn öffentlich anzugreifen. Aber nach seinem Tode goss er in einem Gedicht seine Galle über ihn aus, und machte sich einer gehässigen Uebertreibung der Fehler Rabelais schuldig, ohne seiner grossen Eigenschaften zu gedenken.

Rabelais war die wenigen Jahre über, die er in Meudon zubrachte, daselbst beliebt, wie überall wo er gewesen, in Paris, Montpellier, Lyon, Rom u. s. w. Denn nur die damaligen kirchlichen Zeloten in beiden Religionsparteien waren seine Feinde. Er liess die Kirche St. Martin in Meudon, an der er Pfarrer war, auf seine Kosten verschönern, übte die Chorknaben im Kirchengesange und predigte oft. Die Pariser gingen, wenn sie wussten, dass Rabelais die Kanzel besteigen würde, in grosser Menge nach Meudon. Die Erinnerung an ihn erhielt sich im Volke, welches nie eine Zeile von seinen Werken gelesen, ihn also blos nach seiner Persönlichkeit beurtheilen konnte, bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinein. Sein Tod, der wahrscheinlich im Frühlinge des Jahres 1553 in Meudon erfolgte, obgleich andere Ueberlieferungen ihn in Paris, Lyon, Chinon sterben lassen, wird auf die verschiedenartigste Weise erzählt, indem die Einen ihm auf seinem Sterbebett eine christliche Fassung zuschreiben, Andere Witzworte und Spöttereien von ihm berichten, welche die grösste Geringschätzung seines Glaubens und des Christenthums überhaupt beweisen würden. Die meisten französischen Schöngeister jener Zeit machten zu Rabelais Ehren Distichen, Epigramme, Elegien, häufig auch in lateinischer Sprache bekannt, und man brachte sein Bidniss über dem Eingange zum

Pfarrhause in Meudon an, wo es noch lange nach seinem Tode zu sehen war.

Rabelais liess eine grosse Anzahl von Manuscripten über Medicin, Archäologie, Astronomie, alte und neue Litteratur zurück, von denen aber die meisten verloren gegangen sind. Nur das fünfte Buch des Pantagruel, welches er bei Lebzeiten nach den vielen Angriffen, die ihm das dritte und vierte Buch verursacht hatten, nicht herauszugeben gewagt, ward einige Jahre nachher von seinem Freunde Johann Turquet bekannt gemacht, von dem man aber glaubt, dass da im Original einige Lükken vorhanden waren, er dieselben durch Erfindungen von seiner Hand, obwohl in Rabelais Geist, ergänzt habe. Dieses fünfte Buch wurde anfangs unter dem Titel: „L'Ile sonnante“ bekannt, weil es damit anfängt, dass Pantagruel in Folge seiner Abentheuer und Wanderungen in eine Insel kam, wo man ein immerwährendes Geräusch von Glocken aller Art und Grösse wahrnahm. Es enthält besonders viele Ausfälle auf die römische Kirche, das Pariser Parlament, die scholastische Philosophie und auf den Aberglauben, der damals mit dem Studium der Naturwissenschaften verbunden war. Als Einzelheiten verdienen hervorgehoben zu werden: die komische Erzählung über die Geburt der Päbste, Geistlichen und Mönche in dieser „Ile sonnante“ (cap. 3.) — die satyrische Schilderung der geistlichen Ritterorden (cap. 5). Im 27. und 28. Cap. werden die Kapuziner und übrigen Zweige des Ordens des heiligen Franziskus sehr gemisshandelt. — Im 32. Cap. wird erzählt, wie Pantagruel auf seiner Seefahrt „le pays des Lanternois“ das Land der Aufklärung, der Wissenschaften und Künste entdeckt, wo das Orakel der„ dive bouteille“ ist. — Ankunft bei diesem Orakel. —

Beschreibung des Tempels. — Der Hohepriester Bacbuc stellt Panurge vor die „dive bouteille.“ — Wie Panurge und die anderen von einer bachischen Wuth ergriffen werden, und zu dichten und zu singen anfangen. — Bacbuc giebt, als er Pantagruel und Panurge entlässt (cap. 47.) ihnen Lehren, wie es die Vorsteher der alten Mysterien thaten, und theilt ihnen unter Anderem die Definition von der Gottheit mit, die so oft wiederholt worden ist, als eines Kreises dessen Centrum überall, dessen Peripherie aber nirgends ist. (Allez amis, en protection de cette sphère intellectuelle, de laquelle en tout lieu est le centre, et n'ha en lieu aulcun circonférence, que nous apellons Dieu.) Der Pantagruel endigt mit dem Kernspruche, der dem Vorsteher des Orakels in den Mund gelegt wird: dass zur Erlangung der Weisheit von jeher zwei Dinge nöthig erachtet worden, Gottes Leitung und das Anschliessen an den Menschen (guide de Dieu et compaignie d'homme) — und es werden zu diesem Zweck die berühmtesten Freundschaften aus der heroischen Vorzeit, des Orpheus und Musäus, des Herkules und Theseus, des Aeneas und Achates, des Pythagoras und Aglaophemes, angeführt. — So endigt dieses seltsame und in vielen Einzelheiten schwer zu erklärende Werk mit einem erhabenen und allgemein verständlichen Ausspruch.

Rabelais war einer von den Geistern des sechszehnten Jahrhunderts, die von der grossen aus der Betrachtung des Alterthums entstandenen Bewegung am lebendigsten angeregt worden sind. Keine Wissenschaft, Entdeckung, Kunst entging seiner Aufmerksamkeit, aber ohne dass er sie besonders zu beurtheilen, zu ordnen, oder zu einem festen Zwecke, in einer bestimmten Folge von Ideen an-

zuwenden suchte. Er beschäftigte sich mit Philosophie, Poesie, Geschichte, besonders mit Naturkunde, die ihn mehr als alles Andere angezogen zu haben scheint. Die griechischen Schriftsteller, die in den Schulen und Klöstern lange unbekannt, oft sogar eine verbotene Frucht gewesen, und nur im Geheimen studirt werden konnten, wurden von ihm mit noch mehr Eifer als die lateinischen hervorgesucht. Seine genaue Bekanntschaft mit Hippocrates, Plato, Lucian und vielen Anderen geht aus zahllosen Stellen seiner Werke hervor. Einmal war es vielleicht diese Neigung zum Widerspruch gegen das Herkömmliche und zum Theil noch Herrschende, den fähigsten Köpfen jener Zeit gemein, was ihn zu dem schwierigeren und selteneren Studium des hellenischen Alterthums hinzog. Denn das lateinische Idiom war damals wie im Mittelalter, das Rabelais eine cimmerische Nacht nennt, die Sprache der Kirche, der Scholastik, der überlieferten Macht und Gesetzgebung, gegen die man sich eben zu erklären anfing. Dann hatte für ein so vielseitiges, bewegliches, vor Allem nach Neuem begieriges Talent die griechische Litteratur mit ihrem ausserordentlichen Reichthum, ihrer Vereinigung der dem Anschein nach entgegengesetztesten Eigenschaften, wie der grössten sinnlichen Wahrheit und der abstraktesten Spekulation, grösseren Reiz als die einförmigere und abgeschlossenere Natur des römischen Geistes.

Ungeachtet dieser Vorliebe für Naturkunde und griechische Litteratur, schloss Rabelais von seinem Studium und seiner Reflexion kein Gebiet menschlichen Wissens aus. Alles blieb, so zu sagen, in seinem Gedächtniss haften, um, mit seiner eigenthümlichen Art zu denken und zu empfinden vereinigt, in gewissen besonders lebendigen

Momenten, unter einer originellen Form hervorzugehen. Dieser Andrang der verschiedenartigsten Kenntnisse, Sprachen, Ideen und Systeme auf einen Geist, der sich keiner Regel, keiner Disciplin zu unterwerfen geneigt, sich selbst nur mässig zusammenzuziehen und nach einem bestimmten Ziel folgerecht zu streben, aus Anlage und Gewohnheit unfähig war, erzeugte in ihm eine Gährung, aus der in Bezug auf ihren Inhalt grossartige, ihrer Hülle nach aber wunderliche, zuweilen schwer zu enträthselnde Gebilde hervorgingen, und an die kein bekannter Masstab angelegt werden kann.

Der bizarren phantastischen Form ungeachtet, in die das Epische in Rabelais Compositionen, seine Figuren an und für sich, und deren Thaten und Schicksale eingekleidet sind, wird in dem Wesen derselben eine wahre und kräftige Darstellung menschlicher Charaktere und Zustände, eine kühne und scharfe Beleuchtung ihrer Gebrechen, und ein den gewöhnlichen Meinungen und Vorurtheilen der Menge, unter welcher Gestalt sie auch auftreten mögen, überlegener Geist sichtbar. Seine Anschauung vom Leben ist eine der freiesten und eigenthümlichsten gewesen, und er ist in dieser Beziehung in seiner Sprache nie übertroffen worden. Er selbst giebt den Grund der seltenen Unabhängigkeit seines Wesens an, indem er sagt*): „Es ist dies eine gewisse Heiterkeit des Geistes, die aus der Geringschätzung der vergänglichen Dinge entsteht.“ (C'est certaine gaieté d'esprit conficte en mépris des choses fortuites.) Die ernste Seite in seinen Werken, die zu oft über den Kreuz- und Querzügen seiner Einbildungskraft, den mancherlei

*) Im Anfange des neuen Prologs zum IV. Buch.

Verirrungen und Ausschweifungen seines Geistes übersehen wird, ist die Art, wie er über den Menschen als solchen, seine Erziehung, seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, seine Bestimmung; wie er über Recht und Unrecht, Frieden und Krieg, über Gesetz und Willkühr sich vernehmen lässt. Diese grossen und allgemeinen Gegenstände waren bis auf ihn, in französischer Sprache, noch nie mit solcher Kraft und Freiheit behandelt worden. Der populaire und häufig groteske Charakter, den er so manchen Personen und Situationen gab, und der, nur nicht mit solcher Uebertreibung wie oft bei ihm, im Geschmacke jener Zeit als eine Ueberlieferung früherer Jahrhunderte lag, schadete damals dem Eindrucke solcher allgemeinen Wahrheiten nicht, trug sogar zu ihrer Verbreitung bei. Sie erschienen dem Leser noch bedeutsamer durch den Kontrast, in welchem sie zu dem komischen und satyrischen Beiwerke standen, und prägten sich ihm um so tiefer ein.

Aus jenen durch das Studium der Alten gewonnenen, dem Wesen des Geistes und der Natur der Dinge angehörigen, Begriffen und Anschauungen, und dem in jener Epoche erwachten Drange, sie auf die Gegenwart und Wirklichkeit anzuwenden, ist der Fortschritt hervorgegangen, den man in Rabelais Darstellung, im Vergleiche zu seinen Vorgängern bemerkt. Eine Erweiterung der Ideen konnte nicht ohne Einfluss auf den materiellen Theil der Sprache bleiben. Indessen gehörte ein so grosses Talent dazu, um diesen Fortschritt alsbald fühlbar zu machen. Rabelais Prosa unterscheidet sich z. B. von der der Margarethe von Valois im Heptaméron und anderen durch eine viel grössere Bestimmtheit, denn er ist, nach der Meinung der Kenner, der erste Schriftsteller in sei-

ner Sprache gewesen, der bei der Wortfolge gewisse unwandelbare Regeln befolgt und sie dadurch festgestellt hat. Dann zeichnet sich sein Styl durch eine grössere Geschmeidigkeit, eine vorher unbekannte Mannigfaltigkeit von Ausdrücken und Wendungen aus, die er ohne Zweifel seinem eifrigen und unablässigen Studium der griechischen Litteratur verdankte, in welcher diese Vorzüge ganz besonders hervortreten. Seine Uebergänge von einem Ton zum anderen, dem Komischen zum Erhabenen, oder umgekehrt, von einer Schilderung zu einer Betrachtung u. s. w. ein in den Sprachen, die sich zu bilden anfangen, besonders wichtiger und schwieriger Theil der Redekunst, stellen sich so natürlich und wie von selbst ein, dass der Fortschritt in dieser Beziehung nur durch die Vergleichung mit Dem, was die französische Prosa vor ihm gewesen, gefühlt werden kann. In den Farben und Umrissen von Rabelais Darstellung gingen und mussten seinen Zeitgenossen manche neue und weite, ihnen vorher unbekannte, Aussichten und Gesichtskreise aufgehen. Denn es liegt in dem Styl eines eigenthümlichen und bedeutenden Geistes eine Magie, die Alles um ihn her zu beleben und zu verschönern weiss.

Kein anderer französischer Autor ist so viel erklärt und kommentirt worden, wie Rabelais. Er ist übrigens, seiner eigenthümlichen Anschauungs- und Darstellungsweise nach, für einen der Grundpfeiler im Baue seiner Sprache zu erachten, und hat, wie jedes Talent erster Grösse, selbst auf spätere und von ihm ganz verschiedene Zeiten einen unverkennbaren Einfluss ausgeübt. Manche charakteristische Züge seines Wesens, namentlich die ausserordentliche Schärfe und ungebundene Freiheit seiner Betrachtung, finden sich, wenn auch von der Zeit und

Individualität sehr umgestaltet, in Montaigne, Molière und Voltaire wieder, die für seine geistigen Söhne gelten können. Von Rabelais hat die französische Litteratur den ersten grossen Anstoss zu der ihr eigenthümlichen Richtung erhalten.

## Drittes Kapitel.

Dem sechszehnten Jahrhundert war vom Schicksal die Lösung einer doppelten Aufgabe gestellt worden. Einmal sollte es das Alterthum, insofern es einen Inbegriff allgemein menschlicher Vorstellungen und Anschauungen enthielt, dem Verständniss der modernen Welt nahe bringen, dann aber auch die Quellen des Christenthums durch ein gründlicheres und freieres Studium der beiden klassischen Sprachen, in welchen seine Ideen und Dogmen entwickelt und bestimmt worden, wieder eröffnen. Die geistige Verbindung zwischen der antiken und modernen Menschheit war durch die Erhebung des Feudalwesens und die davon unzertrennliche Roheit und Unwissenheit unterbrochen, und die Kenntniss der Uranfänge der Religion durch den Druck der Hierarchie und die Spekulationen der ihr dienenden theologisch-philosophischen Scholastik des Mittelalters getrübt worden. Diese Verbindung und Kenntniss wieder herzustellen, beide, die Wissenschaft und den Glauben zu erneuern und zu reinigen, war das Werk des sechszehnten Jahrhunderts, welches diese Forderung zwar nicht vollkommen erfüllte, aber wenigstens die grössten entgegenstehenden Hindernisse forträumte, und die einzige Erreichung dieses Zieles möglich machte.

Die im klassischen Alterthum herrschenden Begriffe und Anschauungen waren grossentheils, so zu sagen, äussere und reale Wahrheiten gewesen, Das enthaltend, was in einer gewissen Zeit und unter gewissen Umständen den Menschen recht und natürlich erschien. Aber selbst die Wahrheiten dieser Art waren Griechen und Römern, vermöge der in ihr ganzes Wesen verwebten Mängel, wie das zu grosse Aufgehen des Einzelnen im Staate und die daraus entstandene moralische Unfreiheit, nicht vollkommen erkannt worden. Das Individuum wurde damals nur als durch und um der Gesellschaft willen vorhanden gedacht, und die innere Unendlichkeit seines Wesens und damit seine allgemein menschliche Berechtigung kaum geahnt, geschweige denn begriffen. Dieser Staat aber kannte nur äussere und zeitliche Interessen, war nur ein mehr oder weniger geschickt und kräftig eingerichteter Mechanismus, dessen Mangel an sittlichem Bewusstsein durch schöne Fiktionen und edle Symbole aller Art verhüllt, aber nie ganz ersetzt werden konnte. Das Individuum gehörte jedoch einer so organisirten Gesellschaft vollkommen an, ward für ihr verkleinertes Bild genommen. Kein Wunder dass alle Seiten seines Daseins, die mit der politischen und socialen Ordnung in keinem sichtbaren Zusammenhange standen, eine nur sehr untergeordnete Berücksichtigung fanden, und die höheren Vorstellungen einzelner Weisen über die ursprünglichen Rechte der menschlichen Natur ohne Anwendung blieben. Die Erkenntniss des klassischen Alterthums allein, ohne ein Zurückgehen auf die christlichen Uranfänge, die in seiner Sprache ausgedrückt waren, würde nicht hingereicht haben, die moderne Welt zu beleben und zu bilden. Man könnte vielleicht sogar be-

haupten, dass die Restauration der Künste und Wissenschaften im funfzehnten Jahrhundert, ohne die darauf folgende Reformation eher ein Unglück als ein Glück für die neuere Zeit gewesen, und sie mehr aufgehalten als gefördert, ihr wenigstens eine schiefe und einseitige Richtung angewiesen hätte. Denn da von den Ideen und Formen des Alterthums sich nur ein geringer Theil wiederherstellen und anwenden liess, Vieles aber durchaus abgeblüht war, und nur in der Erinnerung aufbewahrt werden konnte, so würde ohne das Hinzutreten der sittlichen Freiheit, die im Protestantismus liegt, die Erforschung der griechischen und römischen Welt ein unfruchtbarer und todter Schatz geblieben sein. Etwaige Versuche, dieser Erkenntniss eine praktische Bedeutung zu geben, und sie in die Wirklichkeit einzuführen, worauf man bei dem tiefen Sinken des mittelalterthümlichen Geistes vielleicht gefallen wäre, würden an dem Widerstreben der bestehenden Zustände gescheitert sein, und selbst den Besitz jener rein idealen Erwerbungen in Gefahr gesetzt haben. Auf keinen Fall hätte die Gesittung der letzten Jahrhunderte aus der erneuerten Kenntniss des Alterthums allein hervorgehen können.

Das Christenthum wandte sich, im Gegensatz zum antiken Staat, ehe es sich zu einer herrschenden Kirche abschloss, ausschliessend an das Innere der Menschen, und wirkte nur durch dieses auf ihre äusseren Zustände ein. Für dasselbe war das Individuum, dessen Wesen über die sinnliche Ordnung, in welcher es stand, hinauszudauern bestimmt war, ein absoluter Zweck, und kein blos zum Dienst des Ganzen bestimmtes Werkzeug. Das Alterthum hatte den Grundsatz ausgesprochen, dass der Staat vor dem Einzelnen dagewesen. Das Evange-

lium sah diesen Staat dagegen nur als eine Stütze für den Einzelnen an. Denn der, welcher für die Ewigkeit geboren war, durfte nicht in einer einzig von den gesellschaftlichen Bedürfnissen gebildeten, rein äusserlichen Organisation aufgehen. Das Innere des Menschen musste deshalb für das Christenthum der ausschliessende Gegenstand der Thätigkeit werden, denn da lag der Keim zu seiner unvergänglichen Bestimmung. Durch die Anwendung der beiden Grundvorstellungen des christlichen Glaubens, des Sündenfalles und der Erlösung, ward der Einzelne beständig darauf geführt, sein Wesen zu ergründen, zu reinigen, sich auf die Zukunft, die seiner wartete, vorzubereiten. Zugleich enthüllte die Religion dem Menschen, so zu sagen, sein eigenes Innere, zerriss den bunten Vorhang, welcher im Alterthum darüber geschwebt, und liess ihn einen wenn auch dunkeln Blick in eine unergründliche Tiefe werfen. Sie hielt ihm das Bild des Erlösers wie ein Ideal vor, mit dem er sich vergleichen und was ihm fehlte erkennen sollte, und legte ihm ihre Lehren und Verheissungen als eine Vorausbestimmung seines eigenen Schicksals dar.

Durch diese Betrachtung des Menschen und Beschäftigung mit seinem Wesen, durch die Beleuchtung seiner Natur und Bestimmung, durch die Art, wie eine unendliche Zukunft von dem Gebrauche der Gegenwart abhängig gedacht wurde, entstand, abgesehen von den eigenthümlichen Mysterien des Christenthums, eine Erkenntniss und Wissenschaft, die im Alterthum nur von einigen philosophischen Sekten, wie namentlich den Stoikern mit Erfolg behandelt worden, der Menge aber ganz fern und unzugänglich geblieben war, nämlich die Sittenlehre, oder die Vorschriften über die Führung dieses Daseins, von

dem Christenthum nicht als ein äusserer und endlicher Zustand, sondern als ein Theil der Ewigkeit gedacht. Diese Sittenlehre war allerdings auf die Religion gebaut und verfolgte mit ihr denselben Zweck. Sie begnügte sich aber nicht damit den Einzelnen zu einem Gläubigen zu machen, beherrschte ihn nicht blos als ein Mitglied des allgemeinen christlichen Verbandes, sah auf ihn nicht von einer unendlichen Höhe herab, sondern gesellte sich zu ihm, zog sein natürliches, ursprüngliches Wesen in Betracht, und suchte ihn, seine Vernunft mit den Forderungen des Christenthums in Uebereinstimmung setzend, seiner wahren Bestimmung entgegenzuführen. Diese Sittenlehre ist Das was man auch wohl die christliche Philosophie genannt hat. Die Religion war gewissermassen der Staat des Christen, enthielt den Codex seiner Rechte und Pflichten, und diese christliche Philosophie wurde die Schule, in welcher jene Gesetzgebung erklärt, begründet, und das Individuum zu ihrem Verständniss und ihrer Befolgung angeleitet wurde.

Diese christliche Sittenlehre, deren erster Grund im Evangelium selbst lag, war von dem Augenblick an, wo die Religion sich in einer herrschenden Kirche abschloss, schon in den letzten Zeiten des Alterthums, den Dogmen und Mysterien nachgesetzt, im Mittelalter aber noch viel mehr vernachlässigt worden. Die scholastische Philosophie, welche den Glauben zu erklären und für die Vernunft zu begründen strebte, war in der Regel nichts als ein Gewebe müssiger und überflüssiger Untersuchungen über abstrakte Gegenstände, wo gewisse missverstandene Formen der aristotelischen Philosophie, auf die christliche Idee angewandt, ein wesenloses Spiel mit der Lösung willkührlich gestellter Aufgaben trieben. Von dem Men-

schen, als solchem, seinem natürlichen Verhältniss zum Christenthum, seiner besonderen Beschaffenheit, von Dem was ihn der Religion näher bringen oder ihn von derselben entfernen konnte, war selten die Rede. Er wurde von der Scholastik nicht als eine freie und bewusste, mit Vorzügen und Mängeln behaftete Individualität, sondern als ein Objekt angesehen, an welchem gewisse logische Experimente angestellt wurden. In der Kirche selbst, die sich von dieser theologischen Philosophie immer noch getrennt hielt, geschah ungefähr dasselbe. In ihr hatte das theokratische System allmälig die Stelle des Christenthums, und die Dogmatik die Stelle der Religion eingenommen. An die Leitung und Führung des natürlichen Menschen, an ein Eindringen in sein innerstes Wesen ward wenig gedacht. Er wurde als ein der Hierarchie angehöriger Unterthan betrachtet, die, wie ein weltlicher Machthaber im Staate, ihm in ihrer Sphäre ihre Gesetze und Gebräuche auflegte, ohne nach seiner Zustimmung zu fragen, ohne auf seine persönliche Ueberzeugung anders als durch ihre Befehle zu wirken. Diese Hierarchie dachte, schrieb, predigte für ihn, aber in der Voraussetzung, dass er sich ihr willenlos hingeben, sie von Hause aus als seine unbeschränkte Gebieterin anerkennen würde. Man bekümmerte sich wenig um sein Inneres, man verlangte im Grunde nur Unterwerfung von ihm. Der Mensch wurde als in dem von der herrschenden Theologie bestimmten Zustande geboren und in ihm einzig lebend gedacht, und derselbe, wenn man ihn mit seinem Schöpfer verglich, für, so zu sagen, weniger als nichts gehalten, ihm aber, wenn man den Preis seiner Erlösung in Betracht zog, eine hohe Bedeutung beigelegt. Da aber die Kirche die Bedingungen vorschrieb, unter denen der

Einzelne sich zu dieser Anerkennung erheben konnte, und ohne deren Erfüllung er für verloren geachtet wurde, so blieb er zu ihr immer im Verhältniss der tiefsten Abhängigkeit, und sie stand gewissermassen als seine verkörperte Gottheit da.

Die in der Kirche enthaltene Religion nahm aber im Mittelalter nicht die Stellung eines Freundes, Führers und Lehrers, sondern die eines Richters ein, der gewisse unabänderliche Gesetze, ohne Rücksicht auf die besondere Natur des Individuums, zur Anwendung bringt. Diese Theologie sann wenig über ihr eigenes System nach, noch weniger über die, welche ihm unterworfen waren. Sie verfügte über den Menschen, ohne ihn zu kennen. Sie sah ihn als ein, nach gewissen Begriffen, ein für allemal, definirtes Wesen an. Alles war im voraus fest gesetzt, und auf diese Vorschriften wurde Alles zurückgeführt. Die Menschheit war gewissermassen eine Formel dieser Theologie, eine Verwirklichung ihrer Abstraktionen geworden. Zu dem inneren Wesen des Individuums hinabzusteigen, dasselbe zum Gegenstand der Untersuchung zu machen, die Widersprüche, welche zwischen ihm und den Forderungen der Religion bestehen, zu ergründen und aufzuheben, wurde der göttlichen Natur des Glaubens für unwürdig gehalten, der nur als ein Gesetz auftrat. Dieses Christenthum war, ungeachtet der Tiefe, mit der seine Mysterien empfunden, und der Kraft, mit der es vertheidigt und verbreitet wurde, mehr von dem Geiste des alten als neuen Testaments beseelt, und Christi erhabene aber zugleich milde und versöhnende Gestalt hatte für jene Zeit Moses drohenden und gebieterischen Ausdruck angenommen.

Diese in so mancher Beziehung dem Wesen und der Bestimmung der christlichen Idee fremde Form und Stellung, welche die Religion im Mittelalter angenommen, war aus verschiedenen Ursachen, aus der übermässigen Erhebung der Hierarchie, welche die christliche Gemeinde in eine unbedingte Abhängigkeit von sich gebracht, und allein für die Kirche galt, aus der lange bestandenen Nothwendigkeit, diese letztere gegen eine widerstrebende oder feindliche Aussenwelt zu schützen, demnach als eine äussere Gewalt zu organisiren, und möglichst zu centralisiren, besonders aber aus dem durch den Untergang der antiken Civilisation und die germanische Eroberung eingetretenen Stillstand aller fruchtbaren Bewegungen des Geistes, aller tieferen Kenntniss der Quellen des Christenthums, entstanden. Die Religion war von der Zeit an, wo die Einrichtungen, Sprachen und Sitten, unter denen sie in die Welt eingetreten, aufgehört hatten, zu einer der Vergangenheit angehörigen Idee geworden, der von der Hierarchie ein neuer Geist eingehaucht, ihr ein von dem ursprünglichen oft sehr verschiedener Sinn untergelegt wurde. Dies war um so leichter möglich, da das Christenthum sich schon in den letzten Zeiten des römischen Reiches, unter den Formen der alten Welt selbst, zu einer herrschenden Kirche erhoben hatte. Die Hierarchie des Mittelalters fand es deshalb ihrem Charakter und Interesse gemäss, statt auf die Uranfänge des Christenthums selbst zurückgehen, und sich an Christi und seiner unmittelbaren Jünger Grundsätze und Lehren zu halten, das theokratische System, welches schon am Ende des Alterthums hervorgebrochen, weiter auszubilden. Ausserdem war durch die Zerstörung des römischen Reiches, die Entwickelung ganz neuer,

mit der Vergangenheit in keinem Zusammenhange stehender Zustände, durch das Ersterben der alten Sprachen, die Seltenheit der Bücher und Schulen, ein tieferes Eindringen, eine freiere und schärfere Betrachtung der Quellen des Glaubens, schwer oder unmöglich geworden. Mystische Exaltation oder scholastische Grübelei traten, bei so unvollkommener Anschauung der christlichen Wahrheit, in dem Verhältniss zu ihr fast ausschliessend hervor, eine Stimmung, die von dem Dunkel und den Drangsalen, welche die Welt des Mittelalters erfüllten, ausserdem noch begünstigt wurde. Diesem Zustande wurde allmälig durch die Befreiung der weltlichen Macht von der Bevormundung der Kirche, die erneuerte Kenntniss der alten Litteratur, die den Zugang zu den Quellen der Religion selbst eröffnete, und die Reformation ein Ende gemacht. Mit der Erhebung der Krone zu einer von der Tiara unabhängigen Höhe, der Bekanntschaft mit aus der menschlichen Natur unmittelbar hervorgegangenen allgemeinen Begriffen und Anschauungen im griechischen und römischen Alterthum, und der Prüfung und Beleuchtung der Grundsätze und Lehren des Christenthums in den Formen selbst, unter denen es sich verbreitet hatte, ging das Mittelalter, und mit ihm der mystische und scholastische Geist, wenigstens als herrschende Form, unter, der in Verbindung mit dem Feudalsystem sein Wesen ausgemacht hat.

Alle grossen Ereignisse und Veränderungen in der Aussenwelt spiegeln sich wie von selbst in der Litteratur eines Volkes ab, so wenig vollendet dieselbe auch sein mag. Von Villehardouin's und Joinville's Chroniken an bis zu Rabelais philosophisch-satyrischem Roman, haben alle Bewegungen des öffentlichen Lebens in dem natio-

nalen Idiom ein, wenn auch zuweilen nur schwaches und fernes, Echo gefunden. Die Reformation war endlich auch in das französische Volk eingedrungen und zu einem Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Eine Zeit lang hatten sich ihre Grundsätze in Frankreich vornehmlich nur unter den Gelehrten durch lateinisch geschriebene Streitschriften und Untersuchungen verbreitet. Es war indessen natürlich, dass sie zuletzt auch in der nationalen Sprache einen Repräsentanten und ein Organ fand. Ein folgenreicher Zufall wollte es, dass der, welcher die in Deutschland entstandene religiöse Bewegung unter den Völkern französischer Zunge verbreiten sollte, nicht nur die dazu erforderliche Kraft des Willens und Geistes besass, sondern auch mit einer bedeutenden Gabe der Rede und Darstellung ausgerüstet war, und die Ideen der Reformation in die Litteratur seines Landes einführte. Es war dies Calvin*), dessen Meinungen und Schriften, ausser Frankreich und der welschen Schweiz, auf England, Schottland, Holland, Ungarn, Polen und Nordamerika von Bedeutung gewesen. Luther hat unmittelbar nur auf einen Theil von Deutschland und den skandinavischen Norden gewirkt, Bevölkerungen, die indessen immer für den eigentlichen Kern des Protestantismus gehalten werden müssen, und sich ihm am meisten aus freier Wahl und innerer Zustimmung angeschlossen haben.

Wir werden später Gelegenheit haben, den bedeutenden Unterschied zwischen Luther's und Calvin's Auffassung des Christenthums zu bemerken. Aber auf das äus-

---

*) Jean Calvin (Chauvin) geb. 1509 zu Noyon in der ehemaligen Picardie, gest. 1564 in Genf.

sere Dasein des französischen Reformators ist im Grunde ein durchaus anderes als das seines grossen deutschen Zeitgenossen gewesen, obgleich der allgemeine Charakter ihrer Epoche und die Aehnlichkeit ihrer Bestrebungen ihnen manche gemeinsame Züge verliehen hat. Es ruht auf Calvin's Leben nichts von dem poetischen Hauche, der namentlich Luther's Jugend umgiebt, und es scheinen in ersterem keine oder wenigstens keine so heissen inneren Kämpfe dem völligen Bruche mit dem alten Glauben vorangegangen zu sein. Calvin, dessen Wesen aus einem weniger reichen Stoffe als das Luther's gebildet gewesen, hat auch nicht so viel wie dieser mit seiner eigenen Natur zu ringen gehabt, hat die in jener Zeit und überhaupt dem menschlichen Geiste vorhandenen Gegensätze weniger tief empfunden, ist sich aber dagegen des Zieles, nach welchem er strebte, und der Mittel, die zu ihm führen konnten, klarer und vollständiger als Luther bewusst geworden, in welchem Gefühl und Einbildungskraft zu ausschliessend vorgewaltet haben.

Nachdem Calvin, der, wie Luther, von dunkler Herkunft, in seiner Jugend aber von den Umständen mehr begünstigt gewesen, seine theologischen Studien in Paris beendigt hatte, begab er sich, bei der damals in allen fähigen Köpfen hervortretenden Richtung auf Erwerbung mannigfaltiger und umfassender Kenntnisse, nach Orleans und Bourges, um sich mit dem römischen und kanonischen Recht bekannt zu machen, womit er zugleich ein eifriges Studium des Griechischen verband. Dort war es, wo er von zweien seiner Lehrer, Olivetan und Melchior Volmar, für die nicht lange vorher aus Deutschland eingedrungenen Ideen der Reformation gewonnen wurde. Obgleich nach allen vorhandenen Nachrichten Calvin schon

damals, von denen die ihm näher standen, für ein seltenes Talent erachtet wurde, so ahnte doch noch Niemand die tief nachwirkende Bedeutung, die er in der Folge erlangen sollte. Im Jahre 1532 gab er einen lateinischen Kommentar über die beiden Bücher des Seneka: „de clementia“ heraus, auf dessen Titel er sich Calvinus nannte, und diese Veränderung seines Familiennamens fortan beibehielt.

Calvin's scharfer, folgerechter Verstand erlaubte ihm nicht etwas halb zu wollen oder zu thun. Kaum hatte er die Bahn der Neuerung betreten, als er auch alsbald mit seiner Vergangenheit vollkommen brach. Er legte mehre Pfründen, die er besass, nieder, von denen eine, ein Canonicat in seiner Vaterstadt, ihm schon, als er noch im Knabenalter stand, ertheilt worden war. Einer 1533 sich gegen die Anhänger der neuen Lehre erhebenden Verfolgung entging er durch den Schutz der Königin von Navarra, der oben erwähnten Margarethe von Valois, Verfasserin des Heptaméron, bei der er sich eine Zeit lang in Poitiers und Nerac verborgen hielt. Im folgenden Jahre begab er sich nach Basel, wo er den Grundriss seines berühmten Werkes: „Institutio christianae religionis“ von welchem später umständlicher die Rede sein wird, entwarf. Es war dies eine Vertheidigung der französischen Protestanten, und arbeitete darauf hin, dieselben nicht mit den der weltlichen Macht besonders verhassten Wiedertäufern verwechseln zu lassen. Von zu weit aussehenden Hoffnungen auf Verbreitung seiner Grundsätze getrieben, begab sich Calvin im Jahre 1535 nach Italien, wo an mehren Orten, namentlich am Hofe von Ferrara, die Reformation im Geheimen Anhänger gewonnen hatte. Die Herzogin von Ferrara, Renata, war

eine Tochter Ludwig XII von Frankreich, und durch ihre Vermittlung glaubte Calvin einen grösseren Wirkungskreis finden zu können. Aber die Nähe des Pabsthums, die Wachsamkeit und Strenge der Inquisition, der Eifer eines Theiles der höheren italienischen Geistlichkeit, die, durch Luther aus ihrem wollüstigen Schlummer aufgeschreckt, sich mit einemmal ermannte, und, vielleicht noch mehr als dies Alles, die Abneigung des italienischen Volkes gegen jede religiöse Neuerung machten es der Reformation unmöglich, dort Fuss zu fassen. Calvin's so wie alle späteren Bestrebungen der Art waren vergebens. Er musste Italien, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, verlassen. Der Same, den er und einige Andere dort ausgestreuet, war dem Boden zu fremd, auf den er gefallen, um in ihm Wurzeln schlagen zu können. Später flüchteten viele dieser italienischen Protestanten nach der Schweiz, besonders nach Graubünden, und die Reformation erlosch in Italien, ohne eine Spur zurückzulassen. Im Jahre 1536 war Calvin wieder in Paris, konnte aber daselbst nicht bleiben. Er dachte über Genf nach Basel zu gehen, fand aber in ersterer Stadt, wenn auch anfänglich nur vorübergehend, den Ankerplatz, an den er seine Pläne befestigen, und später eine neue kirchliche und politische Ordnung errichten sollte.

Genf, das durch seine Lage zwischen Frankreich und Italien, schon seit längerer Zeit ein Zufluchtsort für religiöse und politische Flüchtlinge gewesen, bot ein für die Ideen der Reformation besonders geeignetes Feld dar. Der katholische Gottesdienst hatte in dieser Stadt schon ein Jahr vor Calvin's Ankunft aufgehört, aber es war, aus Mangel an einer einigen kräftigen Leitung, ein in-

6*

neres Schwanken, ein unbestimmtes Zu- und Abneigung an die Stelle der früheren Zustände getreten. Calvin wollte dieser Bewegung eine bestimmte Grenze und Richtung anweisen. Im Bunde mit Farel*), der ein Feuerkopf aber ohne inneren Schwerpunkt war, setzte er ein bestimmtes Glaubensbekenntniss auf, und entwarf auch die Grundlage zu einer neuen Verfassung. Aber die strenge religiöse Ueberwachung und moralische Disciplin, welche er beabsichtigte, erregte in einem Theile der, während der langen bürgerlichen und kirchlichen Streitigkeiten, an eine grosse Freiheit gewöhnten Bevölkerung einen Widerstand, mit welchem Calvin fast sein ganzes Leben über zu kämpfen hatte. Calvin nannte diese seine Gegner, sowohl wegen ihrer Sittenlosigkeit als ihres Unglaubens „Libertins“ und stellte sie, vielleicht etwas übertrieben, als Feinde aller gesetzlichen Ordnung dar. Indessen fand Calvin's Eifer, selbst bei denen, die sonst in vielen wesentlichen Dingen mit ihm übereinstimmten, hier und da Widerstand, und verwickelte ihn in mancherlei Streitigkeiten. Er wollte sich den Beschlüssen einer in Lausanne versammelten Synode nicht fügen, die den Gebrauch des gewöhnlichen Brodtes bei der Communion, und die Entfernung der Taufbecken aus den Kirchen angeordnet hatte. Das Bedürfniss einer festeren Einigung des kirchlichen und bürgerlichen Lebens und Calvin's geistige Ueberlegenheit ward damals in Genf noch nicht gefühlt. Der grosse Reformator, der auf seinem Widerspruch gegen die Lausanner Synode beharrte, ward verwiesen und wandte sich nach Strassburg. Dort hatte Martin Bucer schon 1528 die Reformation eingeführt.

*) Geb. 1489 zu Gap in der ehemaligen Dauphiné, gest. 1565.

Calvin hielt daselbst Vorlesungen über Theologie, und heirathete eine Wittwe, Jodella von Bure, die vorher mit einem früher von Calvin selbst bekehrten Anabaptisten aus Lüttich verbunden gewesen war. Als Abgeordneter der freien Stadt Strassburg besuchte Calvin die Reichstage in Worms und Regensburg, wo er mit Melanchthon bekannt wurde. Im Jahre 1541 ward er nach Genf zurückberufen, wo er, unter mancherlei offenem und geheimen Widerstreben, seine Grundsätze zuletzt vollständig zur Anwendung brachte, und Genf in religiöser und politischer Beziehung ein Gepräge aufdrückte, das noch jetzt, ungeachtet alles Wandels und Wechsels im Einzelnen, im Ganzen nicht verwischt ist. Ausserdem machte er Genf zum Mittelpunkt derjenigen protestantischen Richtung, die sich von Pabstthum und Hierarchie am weitesten entfernt hat. Lange blickte man aus allen Ländern, in welchen Calvin's Lehre Eingang gefunden, auf Genf fast mit derselben Ehrfurcht, wie die Katholiken auf Rom.

Calvin's Streben, weniger als das Luther's auf das Innere des Menschen gerichtet, griff schärfer und folgerechter in dessen äusseres Dasein ein. Er hatte indessen in gewisser Beziehung mehr mit dem Buchstaben als dem Geiste der alten Kirche gebrochen. Die leidenschaftliche und selbst grausame Verfolgung Derer, die sich seinen Meinungen oder Anordnungen widersetzten, besonders aber die Hinrichtung Michael Servet's, beweist dass Calvin mehr von dem Character eines Glaubensrichters als eines Seelenhirten besass, und eine der wesentlichsten Vorschriften des Evangeliums, die gegenseitige Liebe und Duldung, verkannte. Dadurch dass Calvin in einem Freistaate wirkte, und zu dessen Befestigung beitrug, durch

den Einfluss seiner Grundsätze auf England, Schottland und Holland hat Calvin mittelbar zu den politischen Bewegungen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts beigetragen, was bei Luther, der in einem, ungeachtet des Aufschwunges der religiösen Ideen, in politischer Beziehung, sinkenden und zersplitterten Gemeinwesen auftrat, nicht der Fall sein konnte. Dagegen hat Luther das Christenthum, wie es im Evangelium enthalten ist, tiefer und reiner als Calvin aufgefasst, und die Ideen des Lutheranismus sind weniger als die des Calvinismus ein Werkzeug für zeitliche und weltliche Parteikämpfe und Interessen gewesen.

Wenn man einzig Calvin's religiöse Wirksamkeit in Betracht zieht, so muss man bekennen, dass er, der so lange nach Luther kam, und eine schon gebrochene Bahn vorfand, nichts wahrhaft Neues zu schaffen und aufzustellen brauchte. Das Schwierigste in dem grossen religiösen Kampfe, die Hierarchie durch das Evangelium zu widerlegen, und dieses selbst nicht als ein blosses Mittel des Sieges zu brauchen, sondern dasselbe zugleich als ein unverletzbares Heiligthum über dem Parteigewühl zu erhalten, war durch Luther vollbracht worden, der in seinen Neuerungen die Grenze einzuhalten verstand, deren Ueberschreitung das Christenthum selbst und nicht blos die Hierarchie verletzt haben würde. In dieser Beziehung liess Luther wenig zu thun übrig. Calvin steht demnach als geistlicher Reformator nicht von der Glorie umgeben da, die immer nur das Haupt Solcher umstrahlt, aus deren Geist eine wahre und neue Idee zum erstenmal mit entschiedener Wirkung, wie die Sonne aus den Wolken, hervorgebrochen ist. Der spätere politische Einfluss des Calvinismus, mit allen seinen weit verbreiteten

Folgen in einem Theile Europa's und Amerika's, ist grösser als die rein religiöse Thätigkeit des Genfer Reformators gewesen. In letzterer Beziehung begnügte sich Calvin damit, aus den von Luther aufgestellten Grundsätzen die strengsten und weitesten Folgerungen zu ziehen.

Luther hatte von dem Missbrauche, der von der Hierarchie mit den sogenannten guten Werken getrieben wurde, empört, ihre Wirksamkeit verworfen, und erklärt, dass der Glaube allein zur Erreichung des Heiles hinlänglich sei. Er stellte einem Christenthum, das fast nur in Formen und Ceremonien bestand, und in welchem der Glaube zu erlöschen drohte, ein anderes Christenthum gegenüber, in welchem der Glaube Alles war. Die Uebertreibungen, zu welchen ihn sein Streit mit der Hierarchie veranlasste, die Einmischung der weltlichen Machthaber in die Reformation, die Interessen ihrer Politik führten diese Bewegung weiter, als ursprünglich beabsichtigt worden war.

Jenes erste Princip aber, die Erhebung des Glaubens über die Werke, blieb das unterscheidende Merkmal des Protestantismus, der den das innerste Leben tödtenden Ceremoniendienst durch eine höhere Idee, die lebendige Ueberzeugung von der Wahrheit Dessen was Christus gelehrt hatte, und der Erlösung durch ihn ersetzte. Obgleich Luther den Grundsatz der Heilserlangung einzig durch den Glauben, ohne die Werke, als oberstes Kriterium seiner Lehre voranstellte, so entzog er jedoch den Werken nicht allen Antheil an der Beseligung des Menschen. Denn wenn dieser durch den Glauben an Christus unmittelbar gerechtfertigt werden konnte, so war er es doch nicht für immer, er konnte diese Rechtfertigung durch seine Schuld wieder verlieren. Die Möglichkeit des Falles einmal zugegeben, so musste es ein Mittel der

Wiedererhebung geben. Luther hatte deshalb die Busse, obgleich ihr allerdings weder dieselbe Gestalt noch Bedeutung wie im Katholicismus gebend, als ein Heilsmittel bestehen lassen. Er verwarf nicht sowohl die Bedeutung der guten Werke, als er sie nur der inneren Ueberzeugung unterordnete, wovon in der alten Religion fast das Gegentheil statt fand. Es stand dies jedoch eigentlich mit dem von ihm aufgestellten Grundsatz, dass der Glaube allein rechtfertige, im Widerspruch. Aber es war dies einer jener Widersprüche, die aus dem Wesen der Wahrheit, wie sie sich in der Erscheinung bricht, hervorgehen. Es war dies eine Inconsequenz der Vernunft selbst, die sich gegen die Herrschaft eines abstrakten Princips auflehnte. Denn wie wäre es möglich, aus der Vernunft und dem Evangelium heraus, die Meinung, dass die innere Ueberzeugung ohne äussere Bethätigung hinreiche, beweisen zu wollen? Christus selbst sagt: „So ihr solches wisset, selig seid ihr so ihr es thut"*).

Calvin, in dessen Talent der logische Verstand die charakteristische und dominirende Eigenschaft war, fühlte diese formelle Inconsequenz und hob sie auf, aber übersah zugleich, dass er sich in diesem Falle sowohl zu der Vernunft als dem Evangelium in Widerspruch setzte. In dem lutherischen System konnte die durch den Glauben erlangte Rechtfertigung durch Begehung neuer Sünden verloren und durch die Busse wiedererlangt werden. Calvin dagegen, von dem Gedanken ausgehend, dass die Rechtfertigung einmal erworben, nicht mehr verloren werde, indem die Gottheit denselben Menschen nicht

*) Evang. Joh. 13, 17.

jetzt begnadigen und später wieder verwerfen könne, hob die Busse auf oder machte sie überflüssig. Nach ihm konnte der einmal gerechtfertigte Christ nicht mehr aufhören ein solcher zu sein. Die Rechtfertigung ward für ihn eine Heiligung. Die guten Werke waren in seinem Sinne nichts als ein Beweis, dass die Gottheit den Einen zu ihrem Erwählten gemacht, die Sünden des Anderen ein Beweis, dass sie ihn von sich ausgeschlossen habe. Es gab, dieser Ansicht gemäss, Auserwählte, die nothwendig gut, und von Hause aus Verstossene, die nothwendig böse waren. Dieser Gedanke, systematisch durchgeführt, wurde die Lehre von der Vorherbestimmung oder Prädestination, und drückte Calvin's Grundsätzen und Schriften in Geist und Darstellung ein unterscheidendes Gepräge auf.

Gegen eine solche Lehre erhoben sich nicht nur von der alten Kirche, sondern auch von dem Protestantismus ausgehend, zahllose Stimmen. Aber Calvin wollte, den Grundsatz einmal angenommen, dass der Glaube allein zur Seligkeit führe, mit dem der Katholicismus bekämpft worden, in seinem System keine Lücke, keinen äusseren Widerspruch bestehen lassen, und wandte alle ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel an, um diese Lehre zu befestigen und zu vertheidigen. Weder die Einwürfe der Vernunft gegen diese Idee, die mit der göttlichen Gerechtigkeit und der Bestimmung des Menschen gleich unvereinbar erscheint, noch die ausdrücklichsten Erklärungen der heiligen Schrift, wo Gott den bussfertigen Sünder wieder zu Gnaden anzunehmen verspricht, vermochten ihn eines Besseren zu überzeugen. Er warf sich gewaltsam in die unhaltbarsten inneren Widersprüche hinein, um in seinem System keine formelle Inconsequenz

zu dulden. Da wo ihm weder die Vernunft noch die Schrift Mittel zur Widerlegung seiner Gegner boten, berief er sich auf die geheimen Rathschläge der Vorsehung, welche die Augen der Einen dem Licht des Glaubens geöffnet, die der Anderen dafür verschlossen habe, und deren Gründe bei dieser Wahl, so wie sie selbst unverantwortlich ist, auch unerforschbar wären. Er drehte sich übrigens, wie dies bei Vertheidigung eines falschen Princips gewöhnlich der Fall ist, im Kreise seiner eigenen Meinungen umher, so dass er weniger auf die Einwürfe seiner Gegner antwortete, als sich vielmehr in seinen Ueberzeugungen befestigte.

Dieselbe äussere Folgerechtigkeit, nach welcher Calvin in seiner Lehre strebte, machte er auch in den Einrichtungen seines Cultus geltend, aus dem er Alles was an den Katholicismus und seine Werkheiligkeit erinnern konnte, ausstiess, so dass das charakteristische Zeichen des Christenthums, als einer unter bestimmten Umständen in die Welt getretenen Thatsache, das Kreuz, aus seinen Tempeln verbannt wurde.

Calvin's Auftreten ist jedoch, abgesehen von seinen theologischen Ideen, für die französische Schriftwelt von grosser Bedeutung gewesen. Sowohl gewisse eigenthümliche Vorzüge als Mängel des französischen Geistes werden in seinen Werken nicht nur in hervorragender Weise sichtbar, sondern er nimmt in der Litteratur seines Landes eine ganz bestimmte Stellung ein, indem er es gewesen, welcher die von dem Studium des Alterthums und der Quellen des Christenthums angeregte Bewegung in dem nationalen Idiom zu seiner Zeit am Kräftigsten und Vollständigsten ausgedrückt hat.

Von Calvin's zahlreichen Schriften ist nur eine ein-

zige „Institution chrétienne“ betitelt, lebendig geblieben, und hat ihrem Verfasser, ausser dem Rufe eines grossen Theologen, auch den eines ausgezeichneten Autors erworben. Dieses Werk trägt auch am meisten Spuren von Calvin's geistiger Persönlichkeit an sich. Es war, wie schon oben erwähnt worden, zuerst lateinisch geschrieben, wurde dann aber von Calvin selbst in das Französische übersetzt, und hatte anfänglich nur den Zweck, gegen die in Frankreich beginnende Verfolgung der Reformirten durch eine Darlegung ihrer Grundsätze und Begründung ihrer Lehren zu protestiren. Calvin arbeitete aber an demselben viele Jahre lang unausgesetzt, so dass es allmälig aus einem Tractat, der nur die vornehmsten Principien des Protestantismus entwickeln sollte, eine der umfassendsten Arbeiten über theologische Materien wurde. Der vielen Umarbeitungen ungeachtet blieb der Fond seiner Doktrin immer derselbe. Dieses Werk wuchs durch die Beweise für das Aufgestellte oder die Widerlegungen der Gegner, ohne im Wesentlichen verwandelt zu werden. Es wurde gewissermassen das kanonische Buch des französischen Protestantismus, und die Quelle, aus welcher die meisten Theologen dieser Partei, besonders bei ihren Kämpfen gegen den Katholicismus schöpften.

Die Bedeutung und der Einfluss, welchen die Institution chrétienne erlangte, lässt sich aus ihren drei wesentlichsten Eigenschaften erklären: 1. aus der Neuheit der Materie, 2. der Methode, mit der diese behandelt, und 3. dem Styl, in welchem sie ausgedrückt wurde. Es hatte bis dahin kein Werk in französischer Prosa gegeben, das diese drei Eigenschaften in solchem Grade in sich vereinigt hätte.

Seit Jahrhunderten war das Studium der Theologie mit dem der scholastischen Philosophie verbunden gewesen. Zu dem ascetisch-mysteriösen Geiste, mit welchem die Hierarchie die christliche Idee aufgefasst, war eine Logik und Dialektik, dem aristotelischen System entlehnt, getreten, welche die positiven Principien des Christenthums, die, selbst da wo sie dem menschlichen Verstande unerreichbar bleiben, und nur dem Glauben zugänglich werden, ihrem innersten Wesen nach einfach sind, wie verwickelte Probleme behandelte. Da wo diese Philosophie, deren Methode auf ursprünglich der christlichen Offenbarung fremde Gegenstände berechnet war, nicht ausreichte, entschied der Glaube, dem aber immer etwas von den fremden Elementen anhängen blieb, durch die er sich hatte durcharbeiten müssen, um sie zuletzt zu verwerfen. Eine seltsame Verwirrung, ein erkünsteltes Dunkel, der Religion und Wissenschaft gleich nachtheilig, entstand aus dieser Vermischung von ihrer Natur nach so getrennten Gegenständen. Die politische und reale Macht, welche die Hierarchie im Mittelalter besass, hatte es allein vermocht, diesem schwankenden System lange Zeit hindurch eine feste Haltung zu geben, indem sie die in seinem Innern auftauchenden Streitigkeiten und Widersprüche zuletzt immer ihren Traditionen und Interessen gemäss entschied, den gordischen Knoten mit dem Schwerdte ihrer Autorität durchhieb. Dieses oberste Schiedsamt hatte, vom vierzehnten Jahrhundert an, mit dem Sinken der Hierarchie seine Kraft zu verlieren angefangen, und es war eine Schwächung und Lähmung in dem gesammten Organismus der Kirche eingetreten, die sich fast nur noch in ihren tief eingewurzelten Gebräuchen und Gewohnheiten als ein Ganzes darstellte. Die scholastische

Philosophie, die sich selbst nur für eine Dienerin der Theologie (ancilla fidei) gegeben, obgleich sie sich oft in ihren Rath eingedrängt, sank zugleich mit derselben, ohne jedoch ganz zu verschwinden. Je weniger sie zu erneuern, zu erfinden, sich zusammen zu fassen vermochte, je mehr machte sie ihre Willkühr geltend, je mehr breitete sie ihren zersetzenden und verfinsternden Einfluss in der Behandlung der religiösen Ideen aus. Als in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts das Studium der alten Litteratur mit einer vorher nie gesehenen Stärke erwachte, erhoben sich alle denkenden Geister gegen die Missbräuche und selbst gegen das Dasein der scholastischen Philosophie. Calvin that mehr als dies, indem er in seiner „Institution chrétienne“ bei der Behandlung der christlichen Wahrheiten eine durchaus andere, von der Scholastik freie Methode in Anwendung zu bringen wusste, obgleich er in derselben, wie damals jeder Gelehrte, erzogen worden war.

Eine klare in sich zusammenhängende Kenntniss von der Entstehung, dem Wesen, dem Zweck der christlichen Religion war, durch den Mangel allgemein zugänglicher und verständlicher Hülfsmittel, da alles dahin Gehörige meist in lateinischer Sprache geschrieben war, und dann durch die dunkle verworrene Betrachtungsweise der Theologen, selten geworden. Für das Volk hatte das Christenthum, seitdem die religiöse Glut und Begeisterung des Mittelalters ausgebrannt, grossentheils nur in der Beobachtung gewisser Formen und Ceremonien bestanden, und diejenigen, welche vom belebenden Hauch des Alterthums ergriffen worden, hatten sich von der falschen und schalen Manier, mit der die scholastische

Philosophie die Religion in ihren Büchern und Schulen behandelte, mit Ueberdruss und Unwillen abgewandt.

Das Christenthum hatte im funfzehnten Jahrhundert fast aufgehört, ein Gegenstand lebendiger Erkenntniss zu sein. Für die Einen war es ein äusseres Gesetz, für die Anderen ein verjährter Missbrauch geworden. Das Volk gehorchte ihm ohne Bewusstsein, die Gelehrten entfernten sich von ihm und suchten in anderen Gegenständen, namentlich in der Betrachtung des Alterthums, eine innere Erhebung. Dieser schiefen und verderblichen Lage der Dinge machte, wenigstens für einen Theil des westlichen Europa, Calvin ein Ende.

Der genfer Reformator erschloss in einer klaren, einfachen, Allen zugänglichen Darstellung von Neuem den Ursprung, die Entwickelung und Bestimmung des Christenthums, wies die Beziehung des neuen zum alten Testament nach, setzte die Lehren der ältesten Kirche, die Dogmen und die Moral, die Beweise für ihre Wahrheit auseinander, und machte auf die Mängel und Missbräuche des herrschenden kirchlichen Systems aufmerksam. Wenn man die tiefe Unwissenheit, nicht nur des Volkes, sondern selbst eines grossen Theiles des Clerus zu Calvin's Zeit, die Seltenheit und Schwierigkeit der Belehrung in Betracht zieht, so begreift man, wie neu und ausserordentlich sein Werk erscheinen, welches Aufsehen es erregen, welche Bedeutung es gewinnen musste. Alles was bisher zerstreut, in schwer erreichbaren, in einer todten Sprache geschriebenen Büchern gesucht, und, wenn es gefunden, durch den Nebel der scholastischen Terminologie fast unverständlich und ungeniessbar geworden, trat bei ihm klar, anschaulich und zusammen-

hängend, dem Leser wie ein sich vor seinen Augen erhebender Bau entgegen.

Vor Calvin hatte es in Frankreich, statt einer solchen Darstellung des christlichen Systems wie in seiner Institution chrétienne, als vornehmstes Mittel religiöser Belehrung in der nationalen Sprache, nur eine Bibelübersetzung gegeben, in der die Bemerkungen und Erklärungen in den Text eingeschoben waren, und dazu dienten, alle Missbräuche und Anmassungen der Hierarchie mit den Aussprüchen der Offenbarung selbst zu vermischen. Unwissenheit, Willkühr, und Gewohnheit der Erfindung und Täuschung waren so gross, dass noch zu Ludwig XII Zeit, selbst in den Predigten am Hofe und vor unterrichteten Zuhörern, Cain als die Messe hörend und seinem Bruder Abel den Zehnten gebend dargestellt wurde. Von Abraham und Isaak wurde behauptet, dass sie, ehe sie zur Ruhe gingen, das Vater Unser und den englischen Gruss beteten. In den Erklärungen der Vulgata wurde der Text zur Beweisführung für diese oder jene theologische Behauptung oft geradezu entstellt, so wenig war die Kenntniss desselben verbreitet, und so wenig eine nähere Beleuchtung desselben gefürchtet. Noch zu Franz I Zeiten lasen viele Erklärer des neuen Testaments „evertit domum“ (er zerstört das Haus) statt „everrit domum“ (er reinigt das Haus) — „hereticum de vita“ (dem Ketzer den Tod) statt „hereticum devita“ (vermeide den Ketzer.) — „Presbyter“ wurde durch „praebens iter“ (den Weg zeigend) erklärt — was Henricus Stephanus zu sagen veranlasste: warum nicht auch durch: „prae aliis bibens ter“ (der dreimal trinkt, wenn andere nur einmal trinken).

Welchen Einfluss musste nicht Calvin's Werk erlan-

gen, in welchem eine genaue Kenntniss der drei Sprachen, die zu einer gelehrten Erforschung des Christenthums unentbehrlich sind, des Hebräischen, Griechischen und Lateinischen, in fast jedem Kapitel angetroffen wird, und in welchem die Erklärungen, Beweise und Schlüsse in einer klaren, festen, von jeder Dunkelheit und Unbestimmtheit freien Sprache ausgedrückt waren! Die Methode erschien nicht weniger neu und bedeutend als die Materie selbst. Das Christenthum wurde in diesem Werk allerdings als eine Offenbarung, eine überirdische Thatsache, aber von allen Erfindungen, Einfällen und Uebertreibungen, von dem künstlichen Dunkel, das die Theologie des Mittelalters zu seinen Mysterien noch hinzugefügt, befreit dargestellt. Es trat als eine höhere Geschichte der Menschheit, aber nicht als ein Zauber oder eine Beschwörung auf. Eine einfache, natürliche, jedem gesunden Sinne zugängliche Form der Entwickelung und Betrachtung nahm die Stelle der mystischen Exaltation der Asceten, die mehr der Einbildungskraft als dem Gefühl angehörte, und der spitzfindigen Grübeleien der Scholastiker ein, die Philosophie und Religion, Dialektik und Dogmatik durch einander geworfen und eine Methode geschaffen hatten, die weder der Philosophie noch der Religion angehörte, und beider Standpunkte verrückte.

In der Institution chrétienne nimmt jedes der wesentlichen Momente des Christenthums ein Buch ein. Das erste handelt von Gott, das zweite von Christus, das dritte von der Erlösung, das vierte von den äusseren Formen der Kirche. Jedes Buch ist in Kapitel eingetheilt, wo ein bestimmter Gegenstand, ohne Vermischung mit anderen, auf eine sichere fortschreitende Art bis zum Schlusse durchgeführt wird. Im Anfange der Kapitel

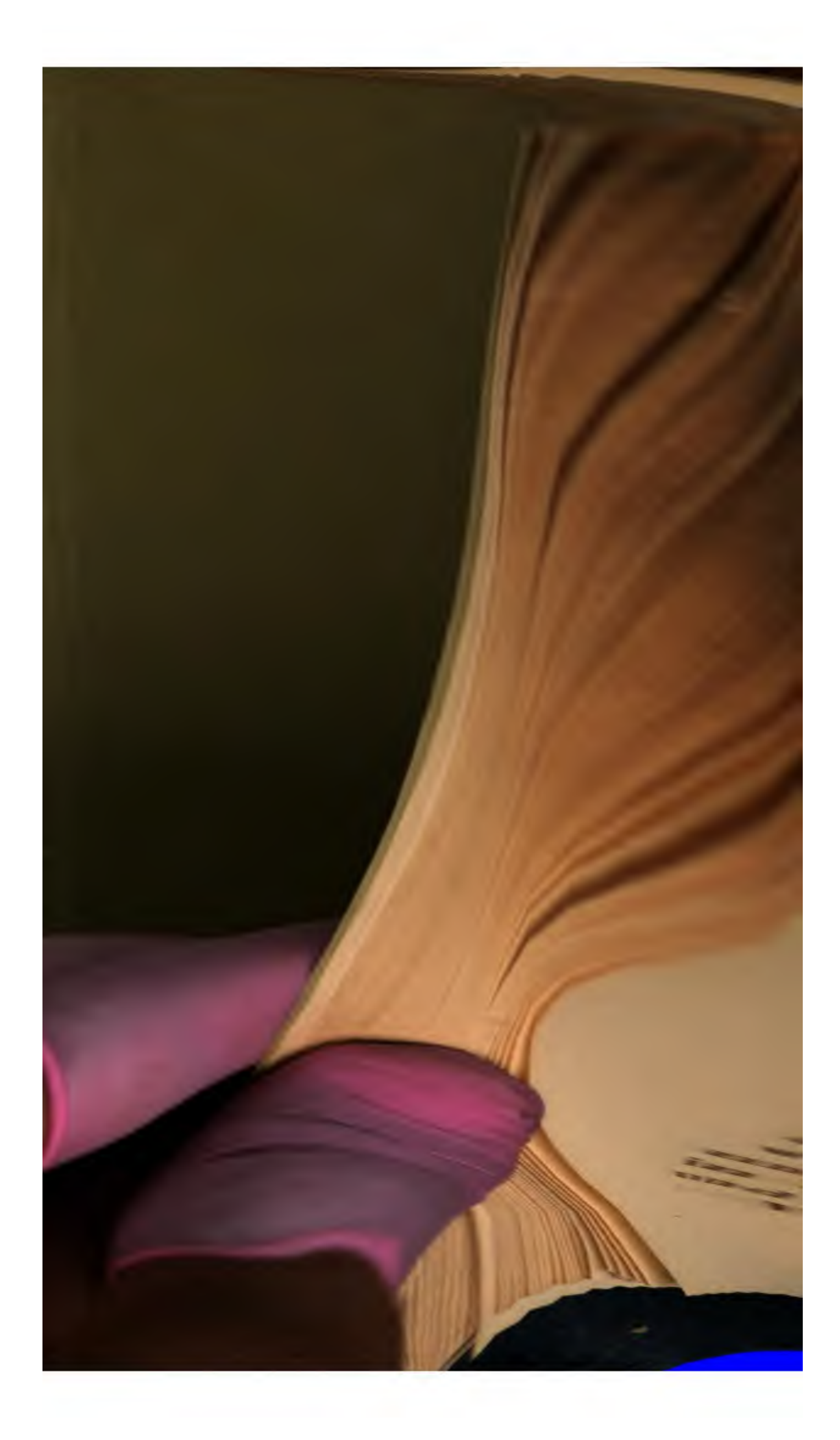
wird der Text der heiligen Schrift erwähnt und erklärt, dann werden die Zeugnisse aus den Kirchenvätern angeführt, und zuletzt die einzelnen Einwendungen, Irrthümer u. s. w. widerlegt.

Die vertraute Bekanntschaft Calvin's mit der griechischen und römischen Litteratur hatte ihn veranlasst, die klare und fassliche, aus der Natur des Geistes selbst und aus keinem besonderen System genommene Methode, die manche der grössten Alten, namentlich Cicero in seinen philosophischen Schriften, angewandt, sich zu eigen zu machen, und auf die von ihm erwählten Gegenstände überzutragen. Daher kommt die reine und einfache Form seiner Expositionen, ihre stufenweise Entwickelung, die Stärke seiner Beweisführung, ohne Uebertreibung in der Anwendung eines äusseren Apparats.

Ausser der Bedeutung der Materie und der Methode in ihrer Behandlung, glänzt dieses Werk endlich auch durch den Styl oder die Art, wie der Geist des Ganzen sich in der Wahl und Stellung der Wörter abspiegelt. Die Anordnung, der Bau und Fluss der Perioden, die Proportion unter den Zwischensätzen, die Angemessenheit, Folge und Steigerung der einzelnen Ausdrücke steht mit dem Inhalt und Zweck in genauester Uebereinstimmung, und erinnert nur in einzelnen ungelenken Wendungen oder später anders angewandten oder veralteten Wortformen daran, dass diese Prosa nicht in den Schluss, sondern den Anfang einer Litteraturepoche fiel. Die hervortretenden Seiten in Calvin's Talent, seine Klarheit, Schärfe und Feinheit, sind in seiner Darstellung leicht zu erkennen, und er ist einer von den Schriftstellern, die dazu beigetragen haben, diese Vorzüge in seine Sprache einzuführen und den Leser an deren Beob-

achtung zu gewöhnen. Denn selten ist ein Werk mehr und besonders mit mehr Aufmerksamkeit und Sammlung als über ein Jahrhundert lang Calvin's Institution chrétienne gelesen worden.

Ausserdem schuf Calvin eine in der französischen Litteratur bei ihrer weiten Verbreitung und ihren mannigfaltigen Tendenzen wichtige Form, die Polemik, zu der die religiöse Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts eine Veranlassung, wie nie vor ihr erschienen, gab, und die, anfangs nur in der Theologie angewandt, später in der Litteratur und Politik eine so grosse Rolle spielen sollte. Die Art, wie Calvin Gegenstände des Streites behandelt, ist wesentlich von der bis zu ihm beobachteten Manier der scholastischen Philosophie verschieden. Abgesehen davon, dass dies immer in einer todten und nicht vollkommen ergründeten Sprache geschehen war, so fand gewöhnlich in der Polemik des Mittelalters eine solche Ungehörigkeit des Ausdruckes, Weitschweifigkeit in der Behandlung, Abirrung von dem vorgesetzten Ziele statt, dass selbst an und für sich klare Materien durch die Form der Entwickelung etwas Dunkles und Schwerfälliges erhielten. Aus diesem Umstande allein könnte auf das geringe Mass von moralischer Freiheit, und wie sehr die Autorität das instinktive Gesetz jener Epoche gewesen, geschlossen werden. Denn nichts ist für die Stufe der erlangten geistigen Selbstständigkeit und Reife bezeichnender als die Weise, mit welcher einander widerstreitende Ideen und Interessen von den Menschen verfochten werden. Calvin's Styl ist in seiner Polemik, ein damals sehr seltener Fall, ebenso fest und bestimmt als da, wo er sich ohne Widerspruch in der Ausführung seines Gegenstandes ergehen



dessen tiefere Eigenthümlichkeit sich mit diesen praktischen Eigenschaften nicht vereinigen liess. Luther's Anschauung und Darstellung würde in Frankreich wohl Einzelne gewonnen, aber nie eine grosse Partei gebildet haben.

Es war kein Wunder, dass ein Mann wie Calvin und ein Werk wie seine Institution chrétienne, den Protestantismus in Frankreich verbreiten half, zumal da der Same dazu in der ganzen Zeit lag, und im französischen Volke schon vor Calvin ausgestreuet worden. Denn er besass die Art von Geist und Eigenthümlichkeit, die allein der Reformation unter seinen Landsleuten Anhang verschaffen konnte. Auf der anderen Seite ist es aber nicht weniger wahr, dass die Mängel seiner Auffassungs- uud Betrachtungsweise des Christenthums und der Darstellung desselben in seinen Schriften dazu beigetragen haben, die Mehrheit seiner Nation, ungeachtet alles Zweifels und Schwankens, zulezt in der alten Kirche zurückzuhalten, und selbst einen Theil derer, welche die neuen Grundsätze angenommen, denselben in der Folge wieder abwendig zu machen. Der grosse Fehler Calvin's, der, da er mit seltenen Vorzügen verbunden war, seine Bedeutung anfangs erhöhte, zuletzt aber störend hervortreten musste, war das Uebermass von formeller Verstandesschärfe, die er bei Begründung und Entwickelung der christlichen Idee ausschliessend anwandte. Logik und Kritik finden allerdings auch bei religiösen Gegenständen ihre Anwendung, aber sie müssen dann mit der Natur der zu behandelnden Materien übereinstimmen, mit ihr wenigstens nicht unvereinbar sein. Calvin aber trat an die unergründliche Tiefe und geheimnissvolle Höhe des Christenthums wie an die grösste, aber im Grunde immer nur wie an

eine geschichtliche Erscheinung heran, die mit einem individuellen Massstabe ausgemessen, beurtheilt, und demnach einem solchen gemäss eingerichtet werden kann. Er begnügte sich nicht damit, das Christenthum von den vielen augenscheinlichen Zusätzen und Entstellungen der Hierarchie zu befreien, sondern von den Missbräuchen der alten Kirche empört, verwarf er manche ihrer wahrsten Ideen und Formen, und nahm die Religion gewissermassen wie ein verlorenes und ausgestossenes Kind auf, das sich obdachlos in seine Arme flüchtete. Er begann das ganze christliche Lehrgebäude, wie es bisher bestanden, niederzureissen, und nach seiner besonderen Meinung und Ueberzeugung von Neuem zusammenzusetzen, wobei er gewisse demselben ursprünglich ganz fremde Materialien, z. B. die Idee der Prädestination, zum Eckstein anwandte. Seine Uebertreibungen in der Behauptung der ausschliessenden Heilsfähigkeit durch den Glauben, in der Verwerfung der Werke, und seine Unterdrückung der meisten symbolischen Handlungen und Zeichen, führte den Gottesdienst, den er einrichtete, auf ein von der Wirklichkeit abgezogenes und dem Leben fremdes Sinnen und Betrachten zurück, während er, auf der anderen Seite, das Uebermass dieser abstrakten Freiheit durch eine reale und in vieler Beziehung drückende und gewaltsame Disciplin und Beaufsichtigung der Sitten des Individuums zu beschränken suchte. Calvin erkannte im Grunde im Evangelium nur die eine grosse Tendenz, die aber nicht Alles enthält und erschöpft, nämlich der in der menschlichen Natur wohnenden Neigung zum Bösen einen starken moralischen Zügel anzulegen. Für andere, eben so wichtige und das Wesen und gesammte Geschick des Menschen eben so

tief berührende Einflüsse war er verschlossen. Im Bewusstsein seines scharfen und kräftigen Verstandes und der Lauterkeit und Gerechtigkeit seiner Absichten, zog er, aus den in ihm gereiften Ueberzeugungen, die strengsten und äussersten Folgerungen in seiner Lehre und seinen kirchlichen Einrichtungen, die dadurch einen Charakter von Kälte und Härte bekamen, der so in keiner anderen christlichen Religionspartei hervorgetreten ist. Der Verstand triumphirte in ihm über alle anderen Kräfte des Geistes und Regungen der Seele, und trieb ihn mehr als einmal, obwohl er als Individuum in hohem Grade gerecht und rein war, als Parteihaupt und Gewalthaber zu Handlungen der Verfolgungssucht und selbst der Grausamkeit gegen anders Meinender an. Sein logischer und dogmatischer Stolz kannte keine Grenzen, und er hätte das Christenthum vielleicht verworfen, wenn es ihm unmöglich gewesen wäre, dasselbe nach seinen Absichten aufzufassen und anzuwenden.

Die Vorzüge seines Geistes, wie sie in der äusseren Darstellung seiner Werke, seiner Begriffe und Anschauungen erscheinen, konnten seine Mängel nicht verbergen. Neben der Klarheit, Schärfe und Sicherheit seines Styls tritt auch dessen Kälte, Magerkeit und eine eigenthümliche Abgeschlossenheit und Starrheit hervor. So wie er von der unendlichen Fülle des Christenthums nur einige Quellen eröffnete und zu ihrem Genusse einlud, andere aber übersah und vernachlässigte, eben so schöpfte auch sein Styl nur aus einem geringen Theil der Schätze, die Geist und Natur einem Talent wie dem seinigen boten. Keine Begeisterung und Wärme, keine innige Berührung der Gedanken und Bilder, des äusseren und inneren Lebens, wie so oft in der Bibel, wird in seiner Darstellung

sichtbar, die nur von dem kalten und scharfen Hauche eines folgerechten sich selbst genügenden Verstandes belebt wird.

Die Logik und Consequenz der Methode, die Klarheit und Reinheit der Form in Calvin's Werken, besonders in einem wie die Institution chrétienne, das durch die Grösse der Materie so sehr hervortrat, sind, nebst Rabelais geistiger Fülle und Beweglichkeit, der vornehmste Impuls gewesen, den die französische Litteratur in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erhalten hat. Ohne den Mangel an Gefühl und Einbildungskraft und der davon unzertrennbaren Kälte und Einförmigkeit der Darstellung, wie sie in Calvin wahrgenommen wird, wäre die Prosa nach so raschem Fortschritt und auf eine so bedeutende Grundlage gestützt, vielleicht schon im sechszehnten Jahrhundert zu der Vollendung gekommen, die sie erst im siebenzehnten erreichen sollte. Calvin hat jedoch, was die Gesammtheit seiner Erscheinung betrifft, keine ihm ebenbürtige Nachfolger gehabt. Die, welche sich später in der französisch-protestantischen Litteratur ausgezeichnet, haben, so wie sie kein ähnliches grosses Werk wie die Institution chrétienne unternommen, ihn weder in der Kraft und Höhe seiner Composition erreicht, noch sind sie bei Entwickelung ihrer Ideen in seine logische Starrheit und Abstraktion verfallen.

Die zugleich von der Kenntniss des Alterthums und den Grundsätzen der Reformation angefangene Bewegung in der Litteratur ward für Frankreich von Calvin vollendet, und erscheint bald nach ihm erschöpft. Die Talente im französischen Volke, welche später die Sitten-

lehre mit dem christlichen Glauben in einer viel lebendigeren Weise als die Philosophen und Theologen des Mittelalters gethan, zu verbinden trachteten, wie zunächst Charron und der heilge Franz von Sales, und später Bossuet und Fenelon, sind der katholischen Kirche angehörig gewesen. Obgleich von Calvin durch ihre religiösen Ueberzeugungen getrennt, haben sie jedoch von seiner Methode und seiner Art des Vortragesmanches für ihre Zwecke Gemässe sich anzueignen gewusst, und würden ohne jene grosse Vorarbeit in keiner so vollendeten Gestalt aufgetreten sein.

## Viertes Kapitel.

Die französische Poesie wurde das ganze sechszehnte Jahrhundert hindurch von den beiden grossen Richtungen jener Epoche — der Erforschung des Alterthums und dem Drange nach innerer Freiheit — weniger als die Prosa ergriffen und hat sich deshalb auch langsamer entwickelt. Es finden sich in ihr auch deshalb keine Namen vor, die man Rabelais, Calvin und Montaigne an die Seite setzen könnte. Der Grund dieser Erscheinung lag zum Theil in dem Mangel eigenthümlich schaffender Talente, mehr aber noch in dem Umstande, dass die aus der alten Litteratur und der Reformation in das Leben jener Zeit eingreifenden Ideen von der Prosa besser vertreten werden, und durch dieselbe sich wirksamer als durch die Poesie verbreiten konnten. Die unermessliche Fülle von Vorstellungen, Eindrücken und Kenntnissen, die aus dem erneuerten Studium der antiken Welt hervorging, überraschte, überströmte, so zu sagen, damals die

meisten besseren Köpfe dergestalt, dass sie dieselben, vor Allem, zu sammeln, zu ordnen, sie äusserlich zu besitzen strebten, ehe sie daran denken konnten, sie innerlich zu verarbeiten, mit der Gegenwart zu verbinden, und ihnen eine eigenthümliche Gestalt zu verleihen. Da aber die Poesie ein höherer Ausdruck des geistigen Lebens als die Prosa ist, und wesentlich in einer idealen Reproduktion der Natur unter der Form der Sprache besteht, so war das blosse Empfangen und Auffassen jenes grossen Andranges neuer Begriffe und Anschauungen nicht hinreichend, um den Trieb zu dichterischem Schaffen im Herzen jener Zeit einen mächtigen Ausdruck zu verleihen. Dazu gehörte, dass diese Einflüsse eine eigenthümliche Form annahmen, die bildende und hervorbringende Kraft im Menschen durchdrangen, und nicht blos seinen Verstand und seine Wissbegierde beschäftigten. Ein solches Resultat brauchte aber, zumal in einem Volke Zeit, dem alle jene Eindrücke aus der Ferne und Fremde zukamen.

Das sechszehnte Jahrhundert war vor Allem eine Epoche des Lernens, Sammelns, Wissens, der eigentlichen Gelehrsamkeit, besonders in Ländern, wo der Zusammenhang mit dem Geiste des Alterthums lange ganz unterbrochen gewesen. Die aus dem Studium der griechischen und lateinischen Litteratur überkommenen Ideen mussten deshalb zuerst in der Prosa Wurzel schlagen, da in ihr eine vollendete Form keine unentbehrliche Bedingung für die Wirkung eines bedeutenden Inhalts ist, ehe sie sich in der Poesie zu einer eigenthümlichen Blüthe entfalten konnten. Die Bewegung in jener Zeit, die von der Reformation ausging, und die besonders in ihr so hervortretende polemische Richtung musste ebenfalls die Prosa zu ihrem Organ nehmen, da zu ihren

moralischen und doctrinairen Zwecken, nämlich die Men-
sen zu belehren und aufzuhellen, die Poesie wohl be-
tragen, aber für sie nicht genügen konnte. Ausserdem
war der Protestantismus, was seine moralische und li-
terarische Seite betrifft, ebenfalls mehr ein Werk der
Gelehrsamkeit, der Prüfung und Untersuchung der Quel-
len des Christenthums, als ein Streben nach Hervorbrin-
gung neuer und eigenthümlicher Formen für die Ideen,
die er in's Leben rief.

Die Restauration der Wissenschaften und die Refor-
mation schritten im sechszehnten Jahrhundert mit den-
selben Mitteln nach demselben Ziele vor, und Rabelais
und Calvin würden, ihrer grossen Anlagen ungeachtet,
ohne die Schätze, welche ihnen die alte Litteratur bot,
wenig oder nichts Bedeutendes hervorgebracht haben.
Das Wissen und Erkennen war damals wenigstens eben
so wichtig wie das Können und Schaffen.

Aus diesem Allen erklärte sich von selbst, wie die
Prosa der Poesie im sechszehnten Jahrhundert voraus-
eilte, und von bedeutenderen Talenten vertreten werden
musste. Ganz ruhte jedoch die Poesie in jener Epoche
nicht. Sie war, wenn auch ohne besondere Kraft und
Eigenthümlichkeit, zur Ausbildung und Verfeinerung der
Sprache und Verbreitung der Ideen wirksam. Wir haben
gesehen, wie Marot durch eigene Hervorbringungen und
Uebersetzungen den Geschmack an der Dichtkunst ver-
breitete, und der Gebrauch seiner Psalmen unter den
französischen Protestanten beweist, wie Sprache und
Schriftwelt im sechszehnten Jahrhundert in das wirkliche
Leben einzugreifen anfing. Die Poesie jener Zeit blieb
jedoch lange eine Mischung von Erinnerungen und Nach-
ahmungen aus dem Alterthum, namentlich seiner Mythen

und dem Ueberrest der Empfindungen und Gesinnungen, die aus dem Mittelalter stammten. Sie konnte sich nicht auf eigene Füsse stellen, sondern bedurfte immer einer fremden Stütze, liess nicht die Züge ihres natürlichen Antlitzes erkennen, sondern trug so zu sagen, eine Maske. Diese war früher mehr oder weniger immer eine symbolische und allegorische gewesen, und blieb eine solche, nur dass, wie früher diese Form den Traditionen des Christenthums, sie jetzt denen des Alterthums entlehnt wurde. Die Mythologie wurde, was vorher die Legende gewesen. Die Zeit einer wahrhaft poetischen Fiktion, die ihren Inhalt aus der menschlichen Natur, den Zuständen, Neigungen, Leidenschaften der Individuen selbst nimmt, war noch nicht gekommen. Dazu gehörte eine tiefere Verarbeitung der durch das Studium des Alterthums wiedergewonnenen und in den vollkommensten Sprachformen verkörperten allgemeinen Begriffe und Anschauungen, und die moralische Freiheit, welche durch die Ideen der Reformation auf allen Gebieten des Lebens, selbst bei getrennter religiöser Ueberzeugung, wach geworden war.

Unter den vielen Dichtern, welche in Marot's Fussstapfen traten, und dessen leichte, gefällige und geistreiche Manier nachahmten, verdient nur ein einziger, Mellin de St. Gelais*) genannt zu werden, der der poetischen Sprache und Versification einige Dienste geleistet, und dessen Werke ausserdem ein ziemlich lebhaftes Bild von den Meinungen und Sitten seiner Zeit geben. Dieser Mann, der unter begünstigenden Verhältnissen aufgewachsen, und, nach damaliger Art, eine sehr sorg-

*) Geb. 1491, gest. 1558.

fältige Erziehung bekommen, war mit umfassenden Ke
nissen, besonders in der alten Litteratur ausgestat
aber sein spielender und oberflächlicher Geist verst
es nicht von diesem Besitz einen angemessenen Gebr
zu machen. Er ahmte Marot nach und begnügte
im Ganzen mit dessen Ideen und Formen. Weniger
türlich und eigenthümlich als dieser, war er ind
feiner und witziger, und in seinen Werken ist keine
von der Geschmacklosigkeit und Uebertreibung *zu fin*
die manche sonst glückliche Talente jener Zeit entst

Marot hatte sich dem Protestantismus zugen
Mellin, der zum geistlichen Stande gehörte, schon in
ner Jugend Almosenier des Dauphin wurde, und in
ser Eigenschaft fast immer am Hofe lebte, blieb
Katholicismus treu, liess es aber in seinen Poesien n
an Ausfällen auf Rom, dessen Hochmuth, Habsucht
Treulosigkeit fehlen, ein schon im Mittelalter belie
Thema der Satyriker, das durch die von der *Refor*
tion verbreiteten Ansichten noch häufiger geworden
So geht er, unter Anderem, in einem witzigen *und* b
senden Gedicht das Schicksal Rom's von Anfang an du
erwähnt, wie sich die heidnischen Römer zu Herren
Erde machten, ihre christlichen Nachfolger die Schl
des Himmels an sich nahmen, und diesen Theil
Weltalls sich unterwarfen, die gegenwärtigen Machth
Rom's aber, um nichts ausserhalb ihres Bereiches
lassen, sich in der Hölle niederzulassen entschlossen
ren. Er kämpft viel gegen Mönche, Scheinheilige, K
hänger an, nur hütet er sich, hierin Rabelais *Beisp*
folgend, dieser Freiheit ungeachtet, sich gegen die
terscheidenden Dogmen der katholischen Kirche a
drücklich zu erklären. Denn dem Hofe, an welchem

lebte, erschien eine Beschränkung der päbstlichen Macht wünschenswerth und die Demüthigung der Hierarchie überhaupt missfiel ihm nicht, aber er war deren Aufhebung und der Einführung des Protestantismus entgegen, weil er von einem vollkommenen Umsturz der bisherigen kirchlichen Ordnung eine Gefahr für die staatlichen Einrichtungen fürchtete.

Mellin war der Dichter der vornehmen Gesellschaft seines Landes. Seine Poesie kann für einen Ausdruck der Stimmung jener Zeit gelten, die aus den Sitten des Mittelalters, den Einflüssen der erwachten Liebe zu Alterthum und Kunst, und der aus den Ideen der Reformation selbst auf diejenigen, welche sie als Confession nicht anerkennen wollten, übergegangenen Neigung zu Angriffen auf Pabstthum und Klerisei sonderbar und widersprechend gemischt war. Zugleich herrscht in seinen Gedichten, wie in der Welt, in welcher er lebte, der Ton der Galanterie vor, eine witzige und sinnreiche, häufig aber auch erkünstelte und gleissende Darstellung der Verhältnisse der beiden Geschlechter zu einander, wo die dem innersten Wesen selbst der höheren Klassen noch immer anhängende Roheit und die unter ihnen zunehmende Verderbtheit mit einer spielenden, tändelnden Hülle ätherischer Empfindungen, allegorischer Anspielungen u. s. w. bedeckt wurde.

Sein geistlicher Stand, sein feiner Sinn, und der Einfluss, welchen Petrarca und dessen Schule auf ihn ausübten, veranlassten ihn solche Gefühle und Zustände möglichst zu idealisiren, und die Liebe mehr wie einen Gegenstand der Einbildungskraft und des Verstandes, denn als eine mächtige Leidenschaft des Herzens und der Sinne darzustellen.

Bei der Bedeutung, welche die Frauen in der grossen Welt, besonders von Franz I an bekommen hatten, lässt es Mellin nicht an Schmeicheleien gegen sie, eben so wie Marot, fehlen, und schildert die kleinsten und unbedeutendsten Vorfälle, Zerstreuungen und Zeitvertreibe seiner vornehmen Umgebungen. Verzierte Endchen Papier, auf die solche Verse geschrieben, wurden an die Füsse kleiner Vögel gebunden, die in den Sälen herumflatterten, in welchen sich die Damen versammelten. Diese fingen die fliegenden Boten, und erfreuten sich an den Huldigungen, Scherzen und Einfällen, die darin ausgedrückt waren, oder sangen auch wohl die, welche ihnen am besten gefielen, nach bekannten Melodien zur Laute ab.

Mellin, der ein Hof- und Gesellschaftsdichter war, hatte seine poetischen Gaben nur als einen äusseren Schmuck für die Stellung betrachtet, in der er lebte. Als man ihn zu einer vollständigen Ausgabe seiner Werke, die erst nach seinem Tode veranstaltet wurde, aufforderte, widersetzte er sich einem solchen Ansinnen und erklärte, dass seine Poesien eine solche Auszeichnung nicht verdienten und für die Nachwelt keine Bedeutung haben würden. Er gab aber zugleich als Grund, nicht den Mangel einer höheren Anlage, sondern die vielen und unglücklichen Liebesschmerzen an, die den Aufschwung seines Talents gehindert hätten. Er sagt bei dieser Gelegenheit, dass der, welcher die Liebe kennt, begreifen würde, wie er in seinen Dichtungen nur Theilnahme für seine Leiden, aber nicht Ruhm für seine Verse gesucht habe.

Es war dies eine eigenthümliche Zeit, wo ein hoch gestellter Geistlicher und berühmter Schriftsteller Rom

mit den Waffen des Witzes und der Satyre angriff, zugleich aber sich über die Mangelhaftigkeit seiner Werke mit der Gewalt seiner zärtlichen Leidenschaften entschuldigen konnte. Uebrigens giebt es in Mellin's Poesien auch einige ernste, kräftige, die bedeutende Gegenstände behandeln, aber, was die Form betrifft, weniger vollendet als seine leichteren Dichtungen, nicht denselben Beifall gefunden haben.

Marot's und Mellin's Talent war von dem erhöhten Geiste ihrer Zeit mehr nur angehaucht als wirklich ergriffen gewesen. Ihre Ideen hatten sich in einem beschränkten Kreise gefallen, und sich nie zu einer näheren Berührung mit den grossen Werken des Alterthums erheben können. Nur hier und da waren sie von einem Strahl der lyrischen und epigrammatischen Poesie der Alten berührt worden. Ihr Styl glich den meist engen und geringfügigen Gegenständen, die sie behandelten. Es konnte sich in ihm nur selten Schwung, Kraft und Begeisterung geltend machen. Ihr Verdienst bestand nur in einer grösseren Reinheit und Anmuth der Darstellung des Einzelnen.

Die in den Schulen fortschreitende Kenntniss der grossen Muster des Alterthums, der Geschmack des gesammten erleuchteten Publikums an denselben, und die Höhe, zu welcher Rabelais und Calvin die Prosa emporgeführt, musste zuletzt auch auf die Poesie von Einfluss werden, wenigstens ein Verlangen, ihr einen grösseren Inhalt zu geben, bedeutendere Entwürfe für sie zu wählen, ihre Formen zu bereichern, hervorbringen. Dies geschah auch wirklich, aber mit mehr Eifer und Begeisterung als Einsicht und Erfolg, obgleich dies Streben für die Folgezeit nicht ohne Bedeutung geblieben. Es

ward damals Das versucht, was der französischen Poesie am meisten noth that, nämlich den Kreis ihrer Thätigkeit zu erweitern, sie aus dem Gleise der von dem Roman der Rose an herrschenden Allegorie und der durch Marot und St. Gelais beliebt gewordenen Darstellung des äusseren Gesellschaftslebens, zur Behandlung höherer und allgemeinerer Gegenstände zu leiten, Alterthum, Philosophie, Geschichte in sie einzuführen, und sie zu dem Bewusstsein zu bringen, dass sie eben so gut wie die Prosa dazu bestimmt sei, in das ganze und grosse Leben der Zeit einzugreifen, und deren Ideen darzustellen. Diese für den Augenblick etwas übertriebenen Ansprüche bereiteten indessen allmälig auf deren Erfolg vor.

Fünf Jahre nach Marot's Tode trat Joachim du Bellay*) aus einer durch Talent, Gelehrsamkeit und bedeutende Aemter ausgezeichneten Familie stammend, mit einem Werke: „L'Illustration de la langue française" betitelt auf, das eine Reform der damaligen Poesie zum Zweck hatte. Er legte darin mit grosser Lebendigkeit die Mängel des bisherigen Hervorbringens und die Forderungen dar, die fortan an Leistungen der Art gemacht werden sollten. Diese Schrift war in Prosa abgefasst, und konnte gewissermassen für das Manifest einer sich erhebenden Schule gelten, die mit der Vergangenheit brach, und einen neuen Codex für die Poesie aufstellte. Es war ein in dieser Epoche des Wissens, Sammelns, der Gelehrsamkeit natürlicher Gedanke, eine Erhöhung des vorhandenen litterarischen Standpunktes durch Ertheilung von Lehren und Vorschriften herbeiführen zu

*) Geb. 1524 in Liré, im ehemaligen Anjou, starb 1560 als Kanonikus der Pariser Kathedralkirche.

wollen. Anstatt, wie in anderen Zeiten geschehen, durch ein grosses Werk eine neue Bahn zu brechen, durch die That selbst die Möglichkeit eines Fortschrittes zu beweisen, glaubte man hierzu durch Aufstellung neuer Theorien gelangen zu können. Dies war freilich eine arge Verkennung einer so ursprünglichen Anlage, wie das dichterische Vermögen, welches sich nicht auf eine didaktische Weise herausbilden lässt, sondern sich aus seiner eigenen Natur entwickelt. Dieses theoretische Auftreten sollte übrigens mit den praktischen Leistungen dieser Schule, ohne dass es ihr bewusst war, in Uebereinstimmung bleiben. Sie war nämlich mehr dazu geeignet, die Grenzen der bisherigen Darstellung zu erweitern, dem Geiste eine höhere Richtung zu geben, die Sprache zu bereichern, überhaupt eine bessere Epoche der Poesie vorzubereiten, als diese unmittelbar selbst in das Leben zu rufen, und durch bedeutende Hervorbringungen festzustellen.

Ungeachtet mancher Uebertreibungen und einer zu grossen Geringschätzung des vor ihm Geleisteten, die aus dem jugendlichen Alter du Bellay's und seine Stellung als eines Reformators und Verkünders neuer Principien hervorgingen, enthält sein Werk viele Wahrheiten, die, heut zu Tage verbraucht, damals neu waren, und unter seinen Zeitgenossen eine grosse Aufmerksamkeit erregen mussten. Seine Angriffe richteten sich vornehmlich gegen die beiden in der Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts herrschenden Tendenzen, gegen die eine, welche das nationale Idiom vernachlässigte, es zur Darstellung grosser Ideen für unfähig erklärte und in einer todten Sprache schrieb, und gegen die andere, welche, ohne oder mit geringer Kenntniss des Alterthums, in der bisherigen

zum Theil aus dem Mittelalter stammenden Form und Methode zu dichten fortfuhr. Den das nationale Idiom vernachlässigenden und ausschliesslich lateinisch schreibenden Schriftstellern hielt er das Beispiel Cicero's entgegen, der seine Sprache gegen die vertheidigt hatte, welche ihr die griechische vorzogen, uud durch sein Genie einer, bis auf ihn zum Theil noch ungelenken und rauhen, Mundart eine mit ihrem Vorbilde fast gleiche Ausbildung zu geben verstand. Cicero aber konnte nicht verdächtig sein, die Bedeutung des Griechischen verkannt zu haben. Du Bellay, der für seine Zeit sehr unterrichtet war, konnte von sich dasselbe in Bezug auf das Lateinische behaupten, und bewies aus diesem Beispiel, wie sehr das Französische der Theilnahme und Vervollkommnung fähig und würdig wäre. Den Dichtern, welche, ohne vom Geist des Alterthums ergriffen zu sein, den Ueberlieferungen des Mittelalters, wenn auch in etwas freierer Form treu blieben, zeigte er, dass sie auf dieser Bahn an kein Ziel kommen, und ihre Kräfte unnütz verschwenden würden. Vornehmlich erklärte er sich gegen den unmässigen Gebrauch, der bisher von der Allegorie gemacht worden, die, zumal in einer noch armen und unausgebildeten Sprache, entweder dem Ausdruck alles eigenthümliche Leben nimmt, die Idee zu sehr verflüchtigt und verallgemeinert, oder sie in Dunkel und Nebel hüllt.

Ausser einigen allgemeinen Vorschriften, die nicht nur zur Darstellung, sondern selbst zur Erzeugung eines dichterischen Stoffes unerlässlich sind, deren Kenntniss deshalb nicht verschwunden war, und welche du Bellay nur lebhafter als früher geschehen empfiehlt, wie z. B. die Beobachtung des Lebens und der Natur, die Auf-

fassung der inneren Bewegungen und Leidenschaften des Menschen u. s. w. stellt er das Studium und die Nachahmung der griechischen und lateinischen Litteratur als das vornehmste Mittel hin, um der französischen Poesie einen höheren Inhalt und eine vollendetere Form zu geben. Er erklärt sich übrigens über diese Nachahmung auf eine späterer und vorgeschrittenerer Zeiten würdige Weise: Er will keineswegs eine buchstäbliche und pedantische Uebertragung des antiken Geistes auf das moderne Gebiet, sondern nur eine Verpflanzung Dessen, was in den Alten, der menschlichen Natur überhaupt gemäss erscheint, und von ihnen auf eine vollkommene und deshalb allgemein verständliche und annehmbare Weise ausgedrückt worden ist.

Bei du Bellay's Ungeduld, die französische Poesie möglichst schnell auf dem Gipfel ankommen zu sehen, empfiehlt er, ausser dem Studium der Alten, zugleich die genaue Erforschung der besseren Werke der Spanier und Italiener, ein weniger wahrer und nützlicher Rath als jener erstere. Denn einmal hat keine moderne Schriftwelt einen so hohen und allgemeinen Inhalt in so vollkommener Gestalt wie die klassische ausgesprochen, und dann führt die Nachahmung gleichzeitiger Litteraturen, besonders bei verwandten Sprachformen, auf eine leere Wiederholung des schon einmal Geleisteten, und lähmt eher den natürlichen Genius, als dass sie ihn beflügelt. Die französische Litteratur verdankt einen grossen Theil ihrer Ausbildung dem Einfluss der Alten und besonders der Römer, deren Kraft, Klarheit, Kürze und Angemessenheit sie sich, besonders in ihrer Prosa, auf eine glückliche Weise anzueignen gewusst hat. Aber abgesehen davon, dass die lateinische Sprache die Quelle der französischen ist, aus der

sich diese sehr wohl, ohne ein fremdes Element in- Wesen einzuführen, erfrischen und begeistern ko so haben die besseren französischen Schriftsteller jener Quelle nur mit Vorsicht und steter Berücksi gung der besonderen Natur und Anlage ihrer eig Sprache geschöpft. Die Nachahmung gleichzeitiger u verwandter Litteraturen, wie die italienische und spa sche, hat aber die französischen Autoren, welche sol versucht, fast immer auf Abwege geführt, da sie m deren Mängel als Vorzüge ergriffen, und den, bei al Aehnlichkeit mit den übrigen romanischen Sprach dennoch von diesen sehr verschiedenen Geist der ihrig übersahen.

Zugleich verlangte du Bellay von denen, welche den französischen Parnass anbauen wollten, einen strengen und entsagenden Fleiss, ein unaufhörliches Lernen, Arbeiten und Sinnen. Er meint, dass sie bei der Lösung ihrer Aufgabe von deren Grösse, wie die alten christlichen Asceten, oft von Zittern und Zagen erfüllt sein, dass sie, im Dienst der Minerva stehend, eben so wie die Zöglinge des Mars, sich an Hunger, Durst und Nachtwachen gewöhnen sollten. Er greift dann den Leichtsinn, die Trägheit und den Hang zum Wohlleben der Poeten nach der Mode an, die nur dem falschen und verweichlichten Geschmack der Hofleute, Damen, Pagen und Müssiggänger, und überhaupt der unwissenden Menge zu gefallen strebten. Er geht so weit, die Errichtung eines litterarischen Areopags zu wünschen, der über alle Produktionen in oberster Instanz entscheiden, und denen, welche weder von Anlage noch Fleiss zeugten, das Recht der Bekanntmachung versagen sollte.

Die „Illustration de la langue française“ in der alle

diese Meinungen und Ansichten vorgetragen wurden, erregte unter einem grossen Theile der strebenden und unterrichteten Jugend jener Zeit ein ausserordentliches Aufsehen, denn es wurden darin Urtheile und Ueberzeugungen ausgesprochen, auf welche ein fortschreitendes und immer mehr sich begründendes Studium des Alterthums schon vorbereitet hatte. Die Freunde und Anhänger, welche du Bellay um sich versammelte, wurden „die Brigade“ genannt, und da sie von dem doppelten Enthusiasmus der Jugend und Neuerungssucht ergriffen waren und grosse Anerkennung fanden, so stiegen sie in Gedanken alsbald von der Erde zum Himmel auf, und hörten es gern, wenn sie, statt der Brigade, mit dem schmeichelnden Zunamen „der Plejade“ belegt wurden.

Das Schwierigste und zugleich die Hauptsache war, die neuen Ansichten, Regeln und Vorschriften zu bethätigen, denselben durch Hervorbringung bedeutender Werke einen lebendigen Einfluss auf das Publikum zu verschaffen, und dieses und die Litteratur dadurch auf einen höheren Standpunkt zu stellen. Aus Gründen, die oben angegeben worden, entsprach die That der Absicht nicht, und die Praxis blieb hinter der Theorie zurück.

Ein Werk in Versen, welches du Bellay bald nach der Illustration de la langue française, die in Prosa abgefasst war, erscheinen liess, und das den Titel: „Le poete courtisan“ führte, war eine Satyre, gegen die damaligen Modedichter gerichtet, und griff ihre Manier, ihre faden Galanterien und namentlich ihre eingebildeten Liebesleiden, trockenen Allegorien, ihre stereotypen Personifikationen, mit Laune und Witz an. Auch wurden in diesem Gedicht die kurzen Verse, die seit dem Mittelalter her üblich geblieben, aufgegeben, und der Alexan-

driner an deren Stelle gesetzt. Du Bellay wurde bei diesem Werk gewissermassen noch von seiner eigenen Theorie getragen, und wandte sie mit Glück, aber auf einem beschränkten Felde, und auf eine negative, indirekte Weise, wie in der Satyre gewöhnlich geschieht, an. — In einem späteren Gedicht: „L'Olive" betitelt, war die Nachahmung des Properz und Catull zu sichtbar, und der Vergleich für den modernen Dichter zu drückend, als dass es für etwas Anderes als eine Wiederholung empfangener Eindrücke gelten konnte. — In den „Regrets" von den Ovidischen Klageliedern (Tristia) angeregt, und den „Antiquités de Rome" beide während du Bellay's Aufenthalt in der alten Weltstadt enstanden, giebt es wohl hier und da einige glückliche Gedanken und Bilder, in reinen und kräftigen Versen ausgedrückt, aber nichts was eine Reform der Poesie hervorbringen konnte, oder der Begeisterung, mit der die neuen Theorien angekündigt worden waren, gleich gekommen wäre.

Du Bellay's erstes Werk in Prosa hat allein eine Bedeutung gehabt und seinen Namen in der Litteraturgeschichte seines Landes erhalten. Er besass Verstand, Urtheil, einen aus den Alten erworbenen Geschmack an dem Höheren, aber keine bildende und hervorbringende Kraft. Ohne seine Gelehrsamkeit würde er nie daran gedacht haben, ein Dichter sein zu wollen. Eine neue Bahn war aber einmal wenigstens in der Theorie gebrochen, die Allegorien und Personifikationen des Romans von der Rose und ihre zahllosen Nachahmungen, die Hof- und Gesellschaftspoesie Marot's und St. Gelais verworfen, und das Publikum durch den über das Vergangene ausgesprochenen Tadel und die Erwartungen, welche die neue Schule erregt, auf bedeutendere Leistun-

gen begierig gemacht worden. Der welcher wenigstens einen Theil der von du Bellay ausgesprochenen Grundsätze, besonders die darin leidenschaftlich anempfohlene Bewunderung der Alten, nach der Meinung seiner Zeitgenossen verwirklichen sollte, war Peter von Ronsard*), der sich einen vorübergehenden, aber während seines Lebens allgemeinen und ausserordentlichen Beifall erwarb.

Ronsard studirte in seiner Jugend mit brennendem Fleiss die alte und besonders die griechische Litteratur, und verband damit eine grosse Leichtigkeit, Gedanken und Eindrücke in Verse zu kleiden, eine Leichtigkeit, die damals wie immer im Anfange einer Litteraturepoche selten war. Seine lebhafte, aber mehr empfängliche als eigenthümliche, Natur nahm diese ihm von Aussen zugekommenen Influenzen für wirkliche Inspirationen, und täuschte sich und Andere über deren Bedeutung. Der Charakter der Ronsardschen Produktionen war die materielle, so zu sagen, buchstäbliche Einführung des Alterthums in die französische Poesie. Dies machte sein Glück in einer Zeit, in der man mit dem symbolischen und allegorischen Geiste des Mittelalters gebrochen hatte, und die klassische Litteratur mit einem später nie mehr gesehenen Eifer ergriffen wurde. Dieses Studium, obgleich an und für sich bedeutend und auf die Gesittung späterer Zeiten vom grössten Einfluss, war jedoch damals mehr äusserer als innerer Art, ging mehr auf die Erkenntniss der Form als des Inhalts, und suchte mehr die einzelnen zerstreueten Glieder jener grossen gebroche-

---

*) Geb. 1524 im Schlosse la Pinsonniere, im ehemaligen Vendômois, starb 1585 in der Abtei St. Come bei Tours, die ihm gehört hatte.

nen Gestalt auf, als dass sie von dem Ganzen derselben eine lebendige Anschauung zu gewinnen versucht hätte. Die Schwierigkeit, sich des unermesslichen Apparats von Kenntnissen aller Art zu bemächtigen, der nöthig war, um diese nur in Trümmern und Fragmenten vorhandene Welt einigermassen wiederherzustellen, erklärt den grossen Werth, den man auf alle ihre Einzelheiten legte. Man ahnte damals noch nichts von den Grenzen und Mängeln der antiken Civilisation, weil eben deren Geist wenig erkannt und verglichen war. Die alte Litteratur würde nicht als ein Mittel angesehen, den Horizont der modernen Welt zu erweitern und dieselbe zu befruchten, sondern man dachte sie an die Stelle jeder anderen Bildung zu setzen. Man hätte gern, wenn es möglich gewesen wäre, das gesammte Mittelalter und Alles, was zwischen der Zerstörung des römischen Reiches und dem sechszehnten Jahrhundert lag, über Bord geworfen und dafür antikes Leben eingeführt. Selbst das Christenthum, obgleich es im Boden des Alterthums wurzelt und so oft an dasselbe erinnert, fand, ausgenommen in den beiden extremen religiösen Parteien, unter den eigentlichen Gelehrten jener Zeit, wenig Theilnahme, weil es in der schwächsten Epoche der antiken Welt erschienen war, und ausserdem zu deren Auflösung beigetragen hatte. Selbst die Reformation erschien diesen ausschliessenden Bewunderern des Parthenons und des Kapitols, obgleich ihnen weniger als die alte Kirche verdächtig, doch immer nur wie die etwas gereinigte Form eines verjährten Aberglaubens, und als ein Hinderniss für die Realisirung der von Griechenland und Rom her überkommenen Ideale.

Einer solchen Stimmung, in Frankreich allerdings

weniger als in Italien verbreitet, aber in gewissen Kreisen ebenfalls vorherrschend, musste ein Dichter wie Ronsard gefallen, der mit dem materiellen Theile des Alterthums, wie wenige unter seines Gleichen vertraut, dasselbe, so zu sagen, mit Sack und Pack, in den von ihm gewählten Lagerplatz übertrug.

Ronsard fing damit an, die Meinungen und Vorschriften du Bellay's ins Werk zu setzen, indem er für die Anhänger der früheren Dichterschulen, besonders die Hof- und Gesellschaftspoesie Marot's, St. Gelais u. s. w. die grösste Geringschätzung zeigte, und ausdrücklich jede Gemeinschaft mit ihnen, als Zunftgenossen, zurückwies. Er übertrieb die in der „Illustration de la langue française" ausgesprochenen Ideen von der Nothwendigkeit der Kenntniss und Nachahmung der Alten dergestalt, dass er von diesen keinesweges blos das mit dem Genius seiner Nation und ihres Idioms Uebereinstimmende und überhaupt allgemein Gültige entlehnte, sondern die eigenthümlichen Redeweisen und Ausdrücke, und selbst viele einzelne Wörter der klassischen und besonders der griechischen Sprache, der er noch zugethaner als der lateinischen war, in seine Gedichte einwob. Er plünderte gewissermassen den alten Parnassus, und dachte dessen Bäume und Blumen in den Garten seiner Heimath zu verpflanzen. Dies Verfahren ward aber von keinem dauerndem Erfolg gekrönt. Der Lorbeer der Küste von Latium, der attische Oelbaum, die Platanen des Ida und die Rosen von Pästum, schlugen in dem gallischen Boden, der zur Aufnahme so kostbarer Gewächse nicht vorbereitet war, keine Wurzeln, trugen keine Blüthen, sondern wurden zu einer kalten Theaterdekoration, die durch die erkünstelte Nachahmung der Natur einen

Augenblick lang überraschen, aber, wie sie kein eig
Leben in sich trug, auch kein solches aushauchen kon

Ronsard trug den ganzen Olymp der Alten, sei
viele ihrer besonderen aus ihrem gewöhnlichen Le
genommenen Anschauungen in seine Gedichte über.
selbst erklärt (en tête des poemes en l'honneur
Charles IX): „Les Français qui mes vers liront — S
ne sont et Grecs et Romains — Au lieu de ce livre
n'auront — Qu'un pesant faix entre les mains“ — d
dass die Franzosen, die sich nicht zu Griechen und
mern gemacht hätten, ihn nicht verstehen würden.
Die Liebe zu den Ideen und Formen des Alterthums
damals so brennend, dass einzelne Namen, Formen, A
spielungen, aus ihm genommen, hinreichten, um ei
modernen Werke Reiz und Bedeutung in den Augen d
Publikums zu geben.

Ronsard's Nachahmung war in dem Grade buchstä
lich, dass er eine Menge zusammengesetzter *griechis*
Wörter in das Französische übertrug, sie ohne Ver
dungspartikeln neben einander setzte, und zuweilen
Bedauern äusserte, nicht mehr in der Art wagen zu
nen. Da wo es ihm unmöglich erschien, ein lateinis
und besonders ein griechisches Wort unverändert au
nehmen, hing er ihm eine französische Endigung
um es einzubürgern. Er glaubte die Alten nachzuahme
indem er sie häufig blos übersetzte, und sie zu über
setzen, indem er sie französirte. In seinen „*Amour*
ist die Nachahmung Ovid's sichtbar. In seiner „Fra
ciade“ ein episches Gedicht in vier Gesängen, *strebt*
Virgil, in seinen Oden (5 Bücher) Pindar, Callimach
und Horaz nach. Aber in diesen Kopien wird selten etw
von dem eigenthümlichen Geist des Originals angetroffe

Ronsard's Poesien wurden durch diese antikisirende Manier oft dunkel und für die Menge sogar ganz unverständlich, was aber anstatt abzuschrecken nur um so mehr anlockte. Man war der Allegorien des Romans von der Rose und der gesammten mittelalterthümlichen Dichtung so überdrüssig geworden, dass die fernen Gestalten der griechischen Mythologie und der römischen Geschichte, damit verglichen, wie lebendig erschienen, und man keine Mühe scheute sich ihnen zu nähern. Die Bewunderung der Ronsardschen Werke galt zugleich für einen Beweis von Geist und Wissen, und der Besitz dieses Wissens schmeichelte um so mehr, da dasselbe nur mit einem verhältnissmässig kleinen Kreise getheilt wurde. Die Herausgabe einer seiner Arbeiten wurde alsbald der Gegenstand der Unterhaltung in allen vornehmen und gebildeten Gesellschaften, und die Frauen liessen sich Das was ihnen in den zahllos vorkommenden Reminiscenzen unklar blieb, von ihren gelehrten Freunden erklären.

Indessen konnte Ronsard, so sehr er sich auch als Grieche und Römer verkleiden mochte, seine moderne Natur nicht ganz los werden, und da diese an und für sich keine ausserordentliche war, so entstand aus der Nachahmung der fremden Formen und dem Fond, der ihm eigenthümlich zugehörte, die seltsamste Mischung, die man sich vorstellen kann, und die einem ausgebildeteren Geschmack als damals herrschte, widerwärtig gewesen wäre. Er fiel oft in demselben Gedicht aus den der Pindarischen und Horazischen Tuba entlehnten Lauten in das Stammeln und Lallen seiner Zeit zurück, und der Widerspruch zwischen Dem was er eigentlich war und was er sein wollte, bringt den wunderlichsten Eindruck hervor. Denn in den natürlichen und persönlichen Zu-

ständen und Gefühlen des sechszehnten Jahrhunderts
noch immer viel von dem kindlichen, unentwick
Sinne des Mittelalters, und liess sich in der Spra
durch die Starrheit der Wendungen, die häufige Wi
derholung derselben Ausdrücke, das plötzliche Stei
und Sinken des Tones, kurz durch etwas Ringendes, Un
fertiges und Ungelenkes vernehmen. Mit diesem an
bornen Mangel, der aber gefühlt zu werden anfing
deshalb aufgehoben werden sollte, verband sich die
erwachte Liebe zu den Anschauungen des Alterth
zu dessen vollendeten, so zu sagen, runden und pra
vollen Formen, und der Ehrgeiz sich dieselben als
zu eigen zu machen, sich durch sie zu bereichern u
zu erheben. — Dieser Gegensatz, der in der ganzen Ze
lag, und in jeder Uebergangsstufe, nur je nach dem Z
auf das sie hinarbeitet auf andere Art zum Vorsch
kommen muss, spricht sich besonders in Ronsard au
und hat, ungeachtet der Unvollkommenheit seiner Werk
seinen Namen in der Litteratur erhalten.

Die sonderbare Amalgamirung und buntscheckige Mi
schung so getrennter Elemente wie die Uebertragung anti
ken Denkens und Empfindens in das französische Leben
des sechszehnten Jahrhunderts, wurde in den Werken
dieses Dichters noch dadurch vermehrt, dass er sich mit
dem schon ziemlich fixirten litterarischen Idiom seiner
Zeit nicht begnügte, sondern der Meinung war, die alten
Dialekte (Patois) der einzelnen Provinzen, die nie gere
gelt und geschrieben, sondern im Mittelalter vom Latei
nischen und später vom Französischen niedergedrückt
worden, in näheren Betracht ziehen, und das Angenehme
oder Ausdrucksvolle in ihnen in die neue Schriftsprache
aufnehmen zu müssen. Einmal glaubte er dadurch diese

letztere zu bereichern, und dann mochte ihn seine Gelehrsamkeit an die Art erinnern, wie im Griechischen der Gebrauch verschiedener Dialekte zur Hervorbringung einer vielseitigen Litteratur beigetragen, und wie das Lateinische sich aus zum Theil sehr verschiedenen Bestandtheilen durch deren allmälige Verschmelzung ausgebildet hat. Er verkannte nur hierbei den ganz verschiedenen Entwickelungsgang jener beiden klassischen Idiome und der Sprache, in welcher er schrieb. Das Französische war zu seiner Zeit in seinen wesentlichen Grundzügen schon zu sehr bestimmt, um durchaus neue Einflüsse auf die Dauer zuzulassen. Auch dachte Ronsard, der mehr Wissen als Schaffen, mehr Lebendigkeit als Tiefe des Geistes besass, und von den verschiedenartigsten Eindrücken hin- und hergezogen wurde, manche, gewissen mechanischen Beschäftigungen und Gewerben eigenen technischen, Ausdrücke in die litterarische und besonders in die poetische Sprache aufzunehmen, um ihr mehr Leben, Wahrheit und Mannigfaltigkeit zu verleihen. Er übersah jedoch dabei, dass die Poesie eine Kunst ist, die, wenn sie nicht die Bedingungen ihres Daseins aufheben will, nur gewisse Gegenstände nach gewissen Regeln behandeln, nnd nicht alles Vorhandene in sich aufnehmen und darstellen kann. Auch hatte er eine besondere Neigung für pomphafte Ausdrücke, rauschende und tönende Wörter und sogar für gewisse Buchstaben. Er meint, dass die in denen das „R“ vorkommt, etwas Heroisches haben und den Versen Kraft und Schwung geben (font une grande sonnerie et batterie aux vers). —

Das ganze Verfahren Ronsard's bei seinem Bestreben für die französische Poesie war ein rein materielles, nur hier und da von einem gewissen natürlichen Feuer und

dichterischem Instinkt beseelt. Er hatte keine Ahnung davon, dass es nicht neue Worte und Wendungen, sondern neue Anschauungen sind, welche eine Sprache veredeln und bereichern. Anstatt sich von den Ideen, Bildern, Ausdrücken der Alten zur Hervorbringung equivalenter Originalien, unter seiner Zeit und seiner Nation eigenthümlichen Formen, begeistern zu lassen, trug er sie wörtlich und buchstäblich über, und stellte in seinen Werken eine Art von Chaos, ohne Plan, Zweck und innere Uebereinstimmung dar, in dem von Allem etwas zu finden war, in dem aber keine natürliche Gestaltung sichtbar wurde.

Es war jedoch nicht diese von du Bellay angeregte neue Schule allein, welche ihre Litteratur durch die Nachbildung und Wiederholung der griechischen und lateinischen Diktion zu erheben glaubte. Henricus Stephanus, Etienne Pasquier und andere erleuchtete Geister jener Zeit urtheilten ganz auf dieselbe Weise. Die Einen, die eigentlichen Gelehrten, meist lateinisch schreibend, priesen das Alterthum, indem sie es in allen seinen Bestandtheilen erforschten und zugänglich machten, zugleich als ein absolutes Ideal für die Gegenwart an, die Anderen wie Ronsard und seine Schule, nahmen es auf sich, dieses Ideal in das Leben selbst einzuführen, und durch Werke im modernen Idiom zu verwirklichen.

Diese Uebereinstimmung zwischen der Bewunderung jener Zeit für die antike Litteratur und Ronsard's Manier, dieselbe in seinen Versen zu popularisiren und ihren ganzen Apparat in sie einzuflechten, erklärt den ausserordentlichen Beifall, den seine Werke fanden. Er wurde für ein Wunderwerk der Natur (prodige de la nature) und für einen Spiegel der Kunst (miroir de l'art) gehalten,

von den Grossen, namentlich dem Könige Karl IX belohnt, von Tasso geehrt, der ihm bei seiner Anwesenheit in Paris die ersten Gesänge des befreieten Jerusalems vorlas, von den Protestanten, gegen die er sich erklärt hatte, zwar wegen seiner zu freien Sitten angegriffen, aber in seinem Talent verschont, und von zwei der ersten Gelehrten, Antonius Muretus und Remy Belleau, kommentirt, um dem weniger unterrichteten Theile des Publikums die dunkeln Stellen in seinen Dichtungen zu erklären. Diese Anerkennung berauschte ihn dergestalt, dass er sich in seinen eigenen Versen als einen Gegenstand der Bewunderung hinstellte, von seiner Unsterblichkeit sprach, sich für einen König der Dichter erklärte (vous êtez mes sujets, je suis votre roi) und zwar ohne dass er dadurch in den Augen der Zeitgenossen lächerlich geworden wäre. Nur sehr selten erhob sich gegen ihn ein Tadel oder Zweifel über die Vorzüge, die ihm beigelegt wurden, während er Alles, was nicht zu seiner Schule gehörte, mit grosser Geringschätzung behandelte.

Ronsard war am Tage der Schlacht bei Pavia (24. Februar 1525) geboren, und ein Dichter erklärte, von diesem Umstand sprechend, dass die Geburt eines so grossen Genius Frankreich für den Verlust jener Schlacht entschädigt habe. Ronsard war früh taub geworden. Man fand in diesem Gebrechen eine gewisse Aehnlichkeit mit Homer, der blind gewesen sein soll. In der Trauerrede auf Ronsard sagte der Kardinal du Perron, der sonst ein scharfsinniger Kopf und guter Schriftsteller in Prosa war, unter Anderem: „Glückseliger Tauber, der du das Ohr der Franzosen erschlossen hast, um die Orakel und Mysterien der Poesie zu vernehmen! Welch' gei-

stiges Gehör hast du nicht für den Verlust des sinnli
empfangen! Du bist für das gewöhnliche Geräusch
Lebens nur deshalb verschlossen geblieben, um d
besser die Musik der Sphären und die Harmonie des H
mels zu vernehmen, und die Akkorde deiner eigenen S
zu belauschen!" — Joachim du Bellay, der ebenfalls
Gehör verloren hatte, freute sich darüber als über
Aehnlichkeit mit Ronsard. Etienne Pasquier mei
dass Ronsard die französische Poesie an ihr Ziel gebra
habe, oder dass sie sonst nie dahin kommen wer
Montaigne sagt von ihm, dass er in seinen besseren P
duktionen die Alten erreicht habe.

Aber schon bald nach Ronsard's Tode verstumm
dieses Concert allgemeiner Bewunderung, und machte h
und da sogar bitterem Tadel Platz. Im siebenzehn
Jahrhundert aber sank sein Ruhm dergestalt, dass A
toine Arnauld, den die Franzosen den grossen Arnau
nennen, ohne der Härte angeklagt zu werden, öffentl
äussern konnte: „Es ist eine Schande für unsere Nati
Ronsard's Dichtungen geschätzt zu haben." —

Jener grosse Beifall war in hohem Grade übertrieb
diese noch grössere Geringschätzung ist es ebenfalls. Da
Ronsard's ganze Erscheinung ist, abgesehen davon, da
er nicht selten ein wirklich poetisches Talent gezeig
und manche besonders unter seinen kleineren Dichtunge
in einer werdenden Litteratur Aufsehen zu machen ver
dienten, nicht ohne Bedeutung gewesen. Durch sein
wenn auch nur äusserliche und unvollkommene Nach
ahmung griechischer und lateinischer Poesie wies er all
strebenden Geister auf die Quellen hin, aus denen e
selbst geschöpft hatte, und in welchen sie die Neigung
und Kraft zur Hervorbringung vollendeterer Werke als

die seinigen waren, erwerben konnten. Durch Ronsard wurde im Publikum die Kenntniss und der Geschmack am Alterthum verbreitet, was für ein Volk und eine Sprache, die zum Theil in ihm wurzeln, von Wichtigkeit war. Denn die eigentlichen Gelehrten, die damals noch immer fast nur lateinisch schrieben, wären nicht im Stande gewesen, das moderne Idiom mit diesem aus dem Alterthum erhaltenen Samen zu befruchten und zur Blüthe zu bringen. Es musste populaire Dichter oder wenigstens solche geben, die in der nationalen Sprache schrieben, um die Fülle von Ideen, Anschauungen, Bildern und Vergleichen, welche besonders die antike Poesie enthält, den höheren und gebildeten Klassen der Nation nahe zu bringen. Selbst manche unter den grossen Talenten des siebenzehnten Jahrhunderts, über denen Ronsard vergessen ward, würden ohne die Richtung, die er angegeben hatte, nicht an ihr Ziel gekommen sein. Sein Beispiel brachte aber noch eine andere in jener Zeit wichtige Wirkung hervor. Er erregte durch den allerdings oft blinden Eifer, mit dem er das Alterthum nachahmte und die Bewunderung, die er dadurch erwarb, den Ehrgeiz seiner Nation und Litteratur an, sich an die Lösung der grössten Aufgaben zu machen, sich mit dem Höchsten zu vergleichen, und kein Muster für unerreichbar zu halten. Baif und Jodelle, die zu seiner Schule gehörten, versuchten sich, wie Ronsard von Pindar und Horaz begeistert, vornehmlich in der lyrischen Poesie, ebenfalls nach dem Beispiel der Alten, in der Tragödie und Komödie. Diese Versuche einer mehr buchstäblichen als freien, mehr materiellen als intellektuellen Nachahmung mussten oft unförmlich ausfallen, hatten aber immer wenigstens das Verdienst, Stoff für eine Epoche

höherer Entwickelung zu sammeln, und eine solche
zubereiten. Denn da die französische Poesie, selbst
ihren wesentlichsten Hervorbringungen, nicht durch
unabhängig und eigenthümlich auftreten, sondern
mehr als dies in anderen Litteraturen der Fall gew
an den Formen des Alterthums hinaufbilden sollte,
war es nöthig, dass dies so viel als möglich dem P
kum anschaulich und gegenständlich gemacht, und
ein Schatz, wenn auch anfangs in etwas verworr
Fülle, vor ihm aufgehäuft wurde. Späteren und w
fortgeschrittneren Zeiten konnte es dann leichter werd
das Verwandte und mit dem nationalen Genie Ver
bare von dem durchaus Fremden und Widerstreben
zu trennen, und die vom Alterthum entlehnte Hü
durch einen eigenthümlichen Gehalt zu beseelen.

Die französische Poesie bildete, selbst zur Zeit ih
grössten Reife, kein durchaus selbstständig aus eige
Kraft emporgewachsenes Ganze, sondern erinnerte
vielen ihrer Züge, in ihrer ganzen Aussenseite, an etw
schon einmal da Gewesenes und Ueberliefertes, was a
nicht die Schuld ihrer Dichter war, sondern in dem g
sammten Bildungsgange der Nation lag. Diese Poe
sollte mehr eine Schule für Betrachtung und Empfin
dung, für Sitte und Lebensweise, als eine aus der Tie
des Volkslebens aufgeschlossene Blüthe werden, weshal
sie sich auch so viel ihr ursprünglich Fremdes, Allg
meines und was zu ihrem Wesen in keiner unmittelbar
Beziehung stand, aneignen konnte. In keiner ander
Schriftwelt treten aber so viele allgemeine Begriffe und
Gestalten als in der griechischen und lateinischen au
Bei dem Mangel einer eigenthümlichen und urkräftigen
Hervorbringungsgabe musste der französische Genius dem

nach vorzüglich aus diesen Litteraturen schöpfen, und sich mit ihnen vertraut machen. Dies ward zum Theil durch Ronsard und seine Schule geleistet. In der deutschen Litteratur sind solche Epochen, in welchen die Nachahmung des Alterthums vorherrschte, sobald in der Seele des Volkes ein selbstständiger Trieb zu bilden stark genug geworden, um sich frei zu äussern, alsbald verschwunden, und haben nur für die Reinigung und Abglättung der Sprachformen, die sich alle unter einander verwandt sind und deshalb von einander lernen können, Bedeutung gehabt. Unter den Franzosen, deren Sprache grossentheils aus der lateinischen stammt, deren Wesen und Bildung aus vielen einander ursprünglich fremden Elementen zusammengesetzt ist, wäre ohne den vorwaltenden Einfluss der antiken Formen, keine dem Geiste der Nation entsprechende Litteratur enstanden.

## Fünftes Kapitel.

Ein Dichter, wie Ronsard, der so grossen Beifall gefunden, dessen Manier, da er selbst mehr entlehnt als erfunden hatte, in mancher Beziehung leicht nachzuahmen war, rief eine zahlreiche Schule von Sängern hervor, die, meist weniger gelehrt und strebend als er, nicht sowohl den stolzen von den Alten entlehnten Flug seiner ernsten Poesien, als vielmehr den von Italien aus angeregten, sinnreichen und anmuthigen, Ton der Galanterie in seinen kleineren Gedichten nachzuahmen versuchten. Ein ganzes Heer von Poeten erstand, das die Natur und Liebe meist in erkünstelter Weise besang, und, ohne wahrhafte Kraft und Begeisterung, entweder

in das Extrem einer schwülstigen Uebertreibung oder i
das einer platten Nüchternheit verfiel, zuweilen sog
beide Fehler mit einander verband. Diese Schule da
erte, da sie der Menge gefiel, obgleich sie in der Ac
tung der erleuchteten Klassen bald nach Ronsard's To
zu sinken anfing, bis zu Boileau's Auftreten hin, der i
seiner Jugend noch mit deren letzten Ueberresten z
kämpfen hatte.

Unter diesen Nachahmern Ronsard's *gab* es jedo
einige, die eine wirkliche natürliche Anlage besass
die Mängel ihres Vorbildes zu vermeiden wussten, u
der Sprache und dem Geschmack nicht unerheblic
Dienste leisteten. Unter diesen verdienen Desportes u
Bertaut genannt zu werden, die in den französisch
Litteraturgeschichten, die das sechszehnte Jahrhund
behandeln, noch immer eine Stelle einnehmen.

Desportes*) Talent trug die Farbe der damals a
Hofe und in den höheren Klassen herrschenden Poesi
in der sich Karl IX und Heinrich III selbst dann u
wann versucht haben. Es war ein Günstling dieses le
teren Königs, den er nach Polen begleitet hatte, und d
ihm, als er den französischen Thron bestiegen hatte, mehr
reiche Abteien verlieh. Ein grosser Theil seiner Gedich
ist von Liebesklagen, meist in elegischem Ton vorgetr
gen und oft den Italienern nachgeahmt, angefüllt, i
denen er sich bald über die Treulosigkeit einer Dian
die Grausamkeit einer Hyppolita, die Flatterhaftigke
einer Cleonice, in herkömmlicher Weise beschwert. Die
Empfindungen und Zustände waren damals gewissen Re
geln und Konvenienzen, wie die übrigen Sitten und Ve

*) Geb. in Chartres 1546, gest. 1606.

hältnisse des gesellschaftlichen Lebens unterworfen. Indessen treten bei Desportes häufig geistreiche und gefällige Züge hervor, die erkennen lassen, dass das Studium der antiken Poesie seinen Sinn verfeinert und ihn über den gewöhnlichen Standpunkt seiner Zeit erhoben hatte.

Bertaut*) ahmte in seiner Jugend Ronsard's leichtere Dichtungen nach, und wandte sich erst später zu der ernsten, gelehrten und kühnen Weise dieses Dichters, wobei er indessen immer dessen Schwulst und Pomp zu vermeiden wusste. In den Entwürfen zu seinen grösseren Gedichten findet sich mehr innerer Zusammenhang als bei Ronsard vor, die Nachahmung des Alterthums ist weniger buchstäblich und erzwungen, und im Ausdruck mehr Haltung und Gleichmässigkeit. Obgleich Ronsard an Einfluss und umfassendem Streben untergeordnet, übertrifft er ihn in den meisten Einzelheiten. In seinem Gedicht: „Le Panégyrique de Saint-Louis" giebt es Stellen, die der vollendetsten Hervorbringungen späterer Zeiten nicht unwürdig wären.

Desportes und Bertaut gehörten, wenn sie auch von manchen Fehlern Ronsard's frei waren, doch immer zu seiner Schule, und setzten die unbestimmte, schwankende, aus allen möglichen Elementen gemischte, Manier ihres Meisters nur mit mehr Umsicht und Mässigung fort. Um in das durch Ronsard in der französischen Poesie hervorgebrachte Chaos Mass und Ordnung zu bringen und eine bessere Epoche vorzubereiten, dazu gehörte

*) Geb. 1552 in Caen, starb 1611 als Bischof von Seez. Er war bei Heinrich III in dem Augenblick, als dieser in St. Cloud ermordet wurde.

ein scharf gezeichnetes, kräftiges und klares Talent, da
den eigenthümlichen Genius des französischen Idiom
durch einen glücklichen Instinkt erkennend, durch Stu-
dium und Kritik in alle Einzelheiten der poetischen Form
und Diktion drang, dieselben, wenn auch in einer be-
schränkten Sphäre, nach einer festen Methode behan-
delte, und den Gedanken, Bildern, Ausdrücken, so wie
sie in Versen angewandt werden, ein vollendetes und
allgemein gültiges Gepräge aufdrückte. Dies war nach der
Verwirrung, die Ronsard in dem Theile der Sprache
der am zartesten und verletzbarsten ist, in der poetischen
Diktion, angerichtet, nothwendiger als je geworden. Auch
ist es diese letztere, die, weit mehr als die Prosa, in
die innerste Stimmung, den Geschmack und die Sitten
einer Nation eingreift. Ronsard's Manier für immer oder
auf lange in der französischen Poesie fixirt, würde die
Ideen eben so gut wie die Sprache in eine unheilbare
Verwirrung zurückgeworfen haben. Was Ronsard und
seine Schule Gutes und dem allgemeinen Bildungsgange
Förderliches hatten hervorbringen können, wie die durch
sie vermehrte Aufmeksamkeit und Theilnahme für die
klassische Litteratur, die Richtung auf Behandlung hö-
herer und umfassenderer Gegenstände, die Bereicherung
der Sprache in manchen Einzelheiten, war bereits er-
reicht. Es kam jetzt darauf an, die vielen Missbräuche,
zu welchen Ronsard Veranlassung gegeben, mit der Wur-
zel auszuschneiden. In grösseren Entwürfen poetischer
Darstellung war durch ihn und seine Schule eine mate-
rielle pedantische Nachahmung des Alterthums, in gerin-
geren eine solche der italienischen Lyriker Sitte gewor-
den. Zugleich hatte Ronsard in die poetische Sprache
eine Menge Ausdrücke, die den unausgebildeten Dia-

ten der verschiedenen Provinzen, und andere, die der
chnik gewisser Gewerbe angehörten, eingeführt, und
s diesem Allen ein wunderlich buntes und lockeres
webe zusammengesponnen, das er über die regellosen
nceptionen seiner Phantasie warf. Eine Reform musste
mnach zum Zweck haben, die Auffassung des Alter-
ums zu vergeistigen, das in ihm mit der modernen
nschauung Vereinbare von Dem zu unterscheiden, was
nst durchaus national und lokal gewesen und keine
erschmelzung erlaubte, den Einfluss des Italienischen,
enn nicht ganz abzuweisen, doch bedeutend zu beschrän-
en, und die Einheit und Reinheit der litterarischen
iktion durch Ausstossung der provinciellen und tech-
ischen Ausdrücke wiederherzustellen. Es musste, wie
er französische Geist und die Entwickelung der Nation
s verlangte, eine Ausdrucksweise festgesetzt werden,
lie weder über der Fassungskraft der niederen noch unter
ler Bildung der höheren Klassen stand, in welcher Ver-
stand und Urtheil über Einbildungskraft und Empfindung
herrschten, und die, um dem Charakter und der Bestim-
mung des Volkes, dem sie angehörte, zu entsprechen,
möglichst allgemeiner Natur war, dadurch geeignet, die
verschiedenen Klassen unter einander zu verbinden, und
eine intellektuelle Einheit, ohne welche keine politische
möglich gewesen, hervorzubringen.

Eine solche Reform konnte aber nicht wie die, welche
du Bellay funfzig Jahre vorher in seiner Illustration de
la langue française beabsichtigte, eine rein theoretische
bleiben, sie musste durch bedeutende Leistungen bethä-
tigt und befestigt werden. Dies geschah durch Malherbe.*)

*) Geb. 1555 in Caen, gest. 1628.

Dieser, der erst in reiferen Jahren seine einflussreiche litterarische Thätigkeit begann, besass alle zu einer damals so nöthigen Reform der französischen Poesie erforderlichen Eigenschaften. Er war in der alten und neuen Litteratur wohl erfahren, wie seine Uebersetzung einer Dekade des Livius und seine Urtheile über Petrarca und andere italienische Dichter beweisen, und mit einem ganz besonders klaren Sinne begabt, der, die französische Sprache zum vornehmsten Gegenstand der Untersuchung nehmend, deren ursprüngliche Anlage, Eigenthümlichkeit, Bedürfniss besser als irgend einer seiner Zeitgenossen erkannte. Selbst seine Persönlichkeit diente dazu seinen Meinungen Eingang zu verschaffen. Er war entschlossen, streitsüchtig, kühn, und hatte sich im Kriege hervorgethan, ehe er als ein „Sylbentyrann,“ wie ihn die Anhänger Ronsard's nannten, auftrat. Aeusserst lebhaft, sogar ungestüm, bis in sein hohes Alter, wollte er selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung keine Unklarheit, Oberflächlichkeit und Halbheit dulden, sondern Alles scharf, ernst und vollständig behandelt wissen. Er bewies in der Kritik die Art von Wärme und Leidenschaft, die sonst nur die Produktion zu begleiten pflegt, und erreichte, ohne ein ursprüngliches, ausserordentliches poetisches Talent zu besitzen, einzig von Gefühl und Geschmack und einer richtigen Einsicht in den Geist seiner Sprache unterstützt, den Ruf eines der ersten lyrischen Dichter seines Landes.

Malherbe hatte sich in seiner Jugend, wie dies gewöhnlich geht, von dem in der Poesie damals herrschenden Ton nicht frei erhalten können, und die Gefahr dieser Richtung an sich selbst kennen gelernt. In einem seiner früheren Gedichte: les larmes de St. Pierre — ist

die Nachahmung des italienischen Dichters Tansillo*) sehr sichtbar, aber manche Stellen darin beweisen, dass in Malherbe's Talent ein Keim von Kraft und Unabhängigkeit lag, der nur der Zeit und Gelegenheit bedurfte, um zur Reife zu kommen. Als er durch eine Ode, an Heinrich IV gerichtet, diesem Könige bekannt, von ihm belohnt und an seinen Hof gezogen worden, begann er erst seine Laufbahn als Reformator des damaligen Geschmackes, und sogar die besten seiner lyrischen Gedichte schreiben sich aus dieser Epoche her, wo er den funfzigen schon nahe gerückt war.

Malherbe fing damit an, einen Kreis von jungen, fähigen Leuten um sich zu versammeln, mit denen er fast täglich zusammenkam, und nicht nur die Werke der bekanntesten Dichter jener Zeit in Bezug auf Inhalt, Behandlung, Form kritisch durchging, sondern sich zugleich über die allgemeinen Grundsätze der poetischen Diction, die Wahl, Stellung, Bedeutung der Ausdrücke und Wendungen auf das genaueste verbreitete. Er legte hierbei Ronsard's Gedichte zu Grunde, die er bis in die kleinsten Einzelheiten durchnahm und aus einander legte, um an den Mängeln derselben die Wahrheit der von ihm aufgestellten Theorien nachzuweisen. Das Erste, was er an diesem Dichter und seiner Schule verwarf, war der übermässige Hang zur Nachahmung oder Uebertragung des Alterthums, selbst da wo die Gegenwart mit demselben nicht die geringste natürliche Aehnlichkeit bietet. Malherbe liess nur die Ideen, Anschauungen und Bilder in der alten Litteratur als Muster für die Modernen gelten, die, aus dem Wesen der Menschheit oder

*) Geb. 1510 in Verona, gest. 1568.

der Natur genommen, auf alle Zeiten anwendbar
ben, und jedem gebildeten Bewusstsein unmittelbar
ständlich sind. Er erklärte sich dann gegen die
besonders von Ronsard angewandten Fiktionen und
gorien, meist in die Form der alten Mythologie
die personificirte Weisheit, den Ruhm u. s. w., die
nichts als ein trockener Pedantismus zu sein
Er meinte, dass solche leichte und oberflächliche
rathen nicht den Reichthum, sondern die Armuth
Geistes bewiesen, der sie zu Hülfe nehmen müsse.
letzt griff Malherbe Ronsard's geschmacklose
gerei an, die Einführung von, aus den Provincialdialekten
und besonderen technischen Beschäftigungen
Wörtern und Wendungen in die poetische Diktion,
stellte den Grundsatz auf, dass die dichterische
eben so allgemein verständlich wie die prosaische
solle. Um dies auf eine scharfe Art auszudrücken,
klärte er, dass das beste Französisch auf dem
platz St. Jean in Paris gesprochen werde, und ein
sich an diese Sprache zu halten habe. — Diese
Wortsinne nach etwas seltsam klingende Meinung,
der Marché St. Jean war damals eben so wenig wie
von einer besonders gebildeten Gesellschaft besucht,
jedoch einen guten und richtigen Sinn.

Das Idiom, welches aus der Mischung des Lateinischen
und Fränkischen hervorgegangen, und seit dem dreizehnten
Jahrhundert sich über ganz Frankreich auszubreiten
gefangen, war im Norden entstanden, und aus manchen
historischen und politischen Ursachen Paris der Ort
worden, wo es sich am reinsten ausgebildet hatte.
Hof und die vornehmen Klassen waren zur Zeit der
niginnen Katharina und Maria von Medicis halb

nisch gewesen, wie sie unter Anna von Oesterreich halb spanisch wurden. Aber die Mehrheit und der Kern der pariser Bevölkerung war, wie die Wiege des Franzosenthums, auch ohne Zweifel der Theil des französischen Volkes, der in Gesinnung, Sitte und Sprache am Meisten Nationalität besass, was, wenn auch nicht ganz in demselben Mass wie im siebenzehnten Jahrhundert, noch heute der Fall ist.

Diese aus der Wurzel des modernen Idiom's entsprungene Anschauungs- und Redeweise war es, die Malherbe empfahl. Denn der Pariser, und Alles was um ihn herum in der alten Ile de France, von Laon bis Orleans liegt, und ihm ganz ähnlich sieht, vereinigt die meisten der Vorzüge, die bei dem Franzosen bemerkt werden können, ist das Bild und Muster des französischen Volkes geworden. Der Pariser hat nichts von der sinnlich-phantastischen Lebendigkeit des Provençalen, die nach Italien zeigt, von dem rhetorisch-pomphaften und selbstsüchtigen Wesen des Gascogners, der an Spanien erinnert, nichts von der Zähigkeit und Härte des Normannen, dem langsam schweren Sinne des Flamänders und Lothringers, die auf England und Deutschland deuten. Alle diese einzelnen französischen Stämme besitzen mehr die Fehler als Vorzüge der fremden Nationen, denen sie in einzelnen Zügen ähnlich zu sein scheinen. Der Pariser ist mit seiner geistreichen Lebendigkeit und Beweglichkeit, seinem das Leben verschönernden Sinne, der glücklichen Mischung von südlichem und nördlichem Temperament in seinem Charakter, der ihm eigenthümlichen Freiheit des Innern, seinem von keiner ausschliessenden Richtung irgend einer Art beengten Wesen, der wahre Franzose, welche Fehler sich ihm auch durch die

besonderen Zustände seines Landes, durch Zeit und
stände, für den Augenblick angesetzt haben mögen.

Mit dieser allgemeinen Ansicht, die sich bei
herbe's ausgezeichneter äusserer Stellung, der
deren er am Hofe genoss, dem Eifer, mit dem sie
seinen Freunden durch Unterhaltung und Druck mit
theilt wurde, rasch verbreitete, verband derselbe
Kritik der Details, wie man sie in der französischen Li-
teratur vorher nie gesehen hatte, und die später
hier und da nachgeahmt, aber, Boileau ausgenommen
nie mit solcher Schärfe und Sicherheit ausgeübt
den ist.

Malherbe stürzte, indem er die Werke Ronsard's
seiner Schule fast Wort für Wort durchnahm, das
bisherige System um, das zwar nicht alsbald verschw
aber in der Meinung der besseren und fähigeren Kö
durchaus erschüttert wurde, und sich nur in einzel
Bruchstücken erhalten konnte. Kein mit dem Chara
der französischen Sprache unverträglicher, aus ein
fremden Element herübergeholter Ausdruck, keine
kührliche, uneigentliche Wendung, keine Bezeichnu
die dem Gedanken nicht vollkommen entsprach, ent
ihm. Er verfolgte seine Gegner bis in ihre geheim
Schlupfwinkel, wo ihre Künste bisher dem Auge
Publikums verborgen geblieben waren. Er wies
nur Das, was sie von Anderen mehr erborgt, als
zu eigen gemacht, sondern auch die aus ihrer eig
Natur stammende Ungleichheit, Hohlheit und Halb
nach, zeigte wie sie unnützes Beiwerk für wahren
halt, eine fliegende Hitze für ächte Begeisterung,
schminkte Feinheit für wirklichen Reiz Anderen gebo

oder selbst dafür gehalten hatten. Er kam jeder unbewussten oder absichtlichen Täuschung auf die Spur.

Malherbe stellte durch seine Lehren und sein Beispiel die dichterische Schreibart in Frankreich fest, machte sie aber zugleich, während sie durch Ronsard und seiner Schule Manier ziemlich leicht geworden, zu einer ernsten und schwierigen Kunst. Seine Vorschriften in Bezug auf die Wahl der Reime, die Stellung des Artikels, Elisionen, Assonanzen u. s. w. können nur Franzosen interessiren, trugen aber wesentlich dazu bei, der poetischen Diktion einen bestimmten Charakter zu geben, und der zerfahrenen Willkühr und auflösenden Neuerungssucht, die bisher auf diesem Gebiet geherrscht, ein Ende zu machen.

In einer Poesie, wie die französische, die weniger ursprünglich, selbstständig als die mehrer anderer Nationen ist, in der mehr Verstand, Geschmack, Urtheil als Begeisterung, Schwung und schöpferische Kraft sich geltend gemacht, die mehr den vergeistigten Bedürfnissen der Aussenwelt dienen, als ein tiefer Ausdruck des Innern werden sollte, war diese Arbeit, der Form Reinheit, Anmuth und Würde zu geben, von grösster Wichtigkeit. Denn was wäre einer solchen Poesie, die so Vieles ausschliesst und so Manches gar nicht darstellen kann, übrig geblieben, wenn sie nicht wenigstens Das, was sie leisten kann, in der vollendetsten Gestalt hervorbrächte? —

Malherbe bethätigte durch seine Werke die Grundsätze, die er aufstellte, und realisirte gewissermassen das Ideal, das er sich von der Poesie seines Volkes gemacht hatte. Seine Oden sind die ersten fertigen und in ihrer Art vollkommenen Produktionen gewesen, in welchen

sich der französische Geist, wenigsten in dieser Fo
später wiedererkannt hat. Manche Mängel der franzö-
schen Dichtung, aber auch die meisten ihrer Vorzü
finden sich in diesen Oden wieder. Es wäre vergeblich
in ihnen die strömende, glühende Begeisterung, den Fl
hoher Gedanken, den Glanz reicher Bilder suchen
wollen, wie man dies zuweilen in anderen Sprachen i
dieser Sphäre der Poesie antrifft. Was sie bieten i
eine grosse Einfachheit und Wahrheit der Begriffe, ver
bunden mit der grössten Klarheit und Bestimmtheit de
Ausdruckes, in einer reinen, natürlichen, anmuthigen
Diktion, in der sich Reim an Reim, Vers an Vers wi
von selbst anschliessen. Es fehlt dabei *nicht* an geist-
reichen Wendungen, überraschenden Vergleichungen,
kräftigen Schlüssen, und der den besseren französischen
Produktionen eigenen ätherischen Leichtigkeit und Fein-
heit des Ausdrucks, in der ein grosser Theil ihres Reizes
besteht.

Durch Malherbe hat die poetische Diktion den ersten
festen Schritt gethan, der nicht mehr zurückgenommen
worden ist. In der symbolischen und allegorischen Poesie
des Mittelalters, aus dem auf das Uebersinnliche gerich-
teten Geiste der Hierarchie, der germanischen Natur
und dem Feudalwesen entstanden, in der durch das Stu-
dium der griechischen und lateinischen Litteratur ange-
regten Verpflanzung der Vorstellungen und Anschauungen
des Alterthums in die moderne Welt, haben *allerdings*
tiefe und fruchtbare Keime der Begeisterung und Bildung
gelegen, die unter manchen anderen Völkern *herrliche*
Blüthen getragen und unter ihnen nie ganz ausgestorben
sind. Der französischen Nation aber, die den Verstand
zu ihrem Lebensträger, und die Hervorbringung eine

grossen politischen und intellektuellen Einheit zu ihrer Bestimmung erhalten, war es unmöglich, sich diesen mehr oder weniger ausschliessenden Erscheinungen ganz und dauernd hinzugeben. Sie suchte in ihrer Poesie nur eine veredelte und möglichst allgemeine Form für die Darstellung der Aussenwelt, sah in ihr eine moralisch-ästhetische Gesetzgebung für die Behandlung des Lebens, und überliess es anderen, der Wirklichkeit und Gegenwart nicht so vollkommen hingegebenen Völkern, die Poesie wie eine höhere Offenbarung, ein Orakel und ein Mysterium, hervorzubringen und aufzunehmen. Das französische Volk besitzt einen unerschöpflichen Fond von geistigem Leben und gestaltender Kraft, aber es hat diesen Reichthum mehr in Thaten als in Bildern ausgesprochen.

## Sechstes Kapitel.

Es ist im Vorhergehenden bemerkt worden, dass die französischen Schriftsteller in Prosa, im sechszehnten Jahrhundert, den Dichtern derselben Epoche, an individuellem Talent und Einfluss auf die Entwickelung der Litteratur meist überlegen gewesen sind. Diese Ansicht wird durch Malherbe's Erscheinen nicht widerlegt, der, obwohl in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts geboren, den bedeutenderen Theil seiner schriftstellerischen Laufbahn erst im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts begann, und deshalb diesem Zeitalter zugezählt werden muss. Es war nur, da er durch Lehre und Beispiel Ronsard's und seiner Schule Herrschaft gebrochen, des Zusammenhanges und der Deutlichkeit wegen

nothwendig, seiner unmittelbar nach diesem Erwähnung zu thun. Auch die Gründe der Ueberlegenheit der Prosa über die Poesie in jener Epoche sind aus einander gesetzt worden, und wie namentlich die aus dem Alterthum und der Reformation hervorgegangenen neuen Ideen sich mit mehr Erfolg in der Form der Prosa als in der Poesie verbreiten liessen.

Rabelais und Calvin hatten, jeder in seiner Weise, ihre Zeit mit ihrem Namen erfüllt, und kein gleichzeitiger Dichter in ihrer Sprache sich mit ihnen an Bedeutung vergleichen können. Beide hatten einen grossen Theil ihrer Kraft aus der Kenntniss der alten Litteratur gesogen, und diese Kenntniss wiederum unter ihren Zeitgenossen verbreiten helfen. Indessen war Das, was aus dem Alterthum für die moderne Bildung besonders wichtig werden sollte, nämlich die Aufnahme und Verarbeitung einer Menge allgemeiner aus dem Leben und der Natur unmittelbar selbst hervorgegangener und deshalb überall verständlicher und anwendbarer Begriffe und Anschauungen, von diesen beiden grossen Talenten nicht rein und vollständig wiedergegeben worden.

Rabelais regellose und ungezügelte Einbildungskraft hatte in seinen Werken sehr oft den Standpunkt verrückt, von dem aus jene ursprünglichen und ächten Wahrheiten, die in der klassischen Litteratur niedergelegt sind, betrachtet werden müssen, und die Aussicht auf sie dem Leser durch die seltsamen und willkührlichen Schöpfungen seines Humors entzogen. Calvin war es aber, bei seinem theologischen Streben und ausschliessenden Wesen, nicht möglich gewesen, das grosse Bild des Alterthums dem Auge der Nachwelt in seiner ganzen Einfachheit und Reinheit vorzuführen. Er hatte nur

einige mit seinem Zweck übereinstimmende Seiten desselben wiederzugeben vermocht. Eine möglichst vollständige, klare und unmittelbare Anschauung griechischen und römischen Daseins, ohne besondere Nebenabsichten, war jedoch eine Forderung für die französische Litteratur des sechszehnten Jahrhunderts geworden, die, da die aus dem Mittelalter stammende Bildung grossentheils abgeblüht war, aus keiner anderen Quelle als der des Alterthums schöpfen konnte, denn ganz auf ihre eigene Wurzel beschränkt, würde sie sich nie zu einer gewissen Höhe erhoben haben.

Das Gefühl dieses Bedürfnisses veranlasste einen der gelehrtesten und geistreichsten Männer jener Zeit, einen grossen Theil seines Lebens der Uebersetzung desjenigen alten Schriftstellers zu widmen, der in der reichsten der beiden klassischen Sprachen geschrieben, und die grösste Fülle merkwürdiger Persönlichkeiten, Thaten und Zustände überliefert hat. Es war dies Jakob Amyot*), der Plutarch's historische und philosophische Schriften in den Jahren von 1559 bis 1574 in das Französische übertrug.

Amyot gehört zu den grossen Talenten, die sich aus der tiefsten Armuth und Hülflosigkeit emporgearbeitet haben. Er musste, während er in Paris studirte, um leben zu können, andere Schüler bedienen. Dieser Hindernisse ungeachtet, warf er sich mit der, den begabten Geistern jener Zeit, eigenen Kraft und Ausdauer auf alle damals zugänglichen Gegenstände des Wissens, und beschäftigte sich zu derselben Zeit mit Philosophie, alten Sprachen und dem römischen Recht. Durch Vermittlung der Königin Margarethe von Navarra wurde er zum Pro-

*) Geb. 1513 in Melun, starb 1593 als Bischof von Auxerre.

fessor der griechischen Sprache an der pariser Un
sität ernannt, während welcher Zeit er den griechi
Roman Theagenes und Chariclää von Heliodor, un
nige von Plutarch's Biographien in das Französische
setzte. Er machte, um gewisse Manuscripte zu
Uebersetzung benutzen zu können, eine Reise nac
lien, und wohnte eine Zeit lang dem Concil von T
bei. Auf Vorschlag des Kardinals Tournon wurde A
zum Lehrer der Kinder Heinrich II ernannt. Wä
dieser Zeit vollendete er die Uebersetzung der Bi
phien des Plutarch, dessen moralische Abhandl
aber erst unter der Regierung Karl IX. Dieser
war ihm ausserordentlich zugethan, nannte ihn i
seinen Meister, und erhob ihn zum Gross-Almosenie
Frankreich. Ein charakteristischer Zug für die S
jener Zeit ist es, dass die Königin Katharina Me
welche diese hohe Stelle einem Anderen verspro
über Amyot's Annahme derselben so erzürnt wurde,
sie ihn umbringen lassen wollte, und ihn zwang
eine Zeit lang verborgen zu halten. Karl IX ern
ihn bald nachher zum Bischof von Auxerre.
rich III, der ihn ebenfalls sehr hoch hielt, verlieh
den damals eben erst gestifteten Orden vom Hei
Geist, obgleich sonst eine Ahnenprobe zur Aufnahm
denselben gefordert wurde. Amyot war in Blois an
send, als der Herzog und der Kardinal von Guise a
Befehl Heinrich III daselbst ermordet wurden. D
Volk in Auxerre hing der Ligue an, und es verbre
tete sich die Nachricht, dass Amyot zu dem Unter
gange der beiden Guise beigetragen habe. Als er na
seinem bischöflichen Sitz zurückkehrte, brach ein Auf
stand gegen ihn aus und sein Leben kam in Gefah

Der Hass gegen ihn legte sich erst dann, als er von dem päbstlichen Legaten für unschuldig erklärt wurde. Er brachte die letzten Jahre seines Lebens in seiner Diöcese zu, und starb mit Zurücklassung eines grossen Vermögens, denn er war, seiner Gelehrsamkeit und seines Geistes ungeachtet, in hohem Grade geizig und gewinnlustig gewesen.

Amyot's Verdienste um die französische Sprache und Bildung sind allgemein und zu allen Zeiten anerkannt worden. Racine meinte, dass es, trotz der bei Amyot vorkommenden veralteten Ausdrücke und Wendungen, unmöglich sein würde, Plutarch im Ganzen besser als er zu übersetzen, und hundert Jahre später erklärte Bernardin de St. Pierre diese Uebertragung für eines der Fundamentalwerke der französischen Litteratur.

Die Wahl, die Amyot traf, indem er, der mit der ganzen alten Litteratur vertraut war, gerade Plutarch, und nicht einen anderen Autor zum Gegenstand einer Uebertragung nahm, war weniger ein glücklicher Zufall, als vielmehr ein von dem Bewusstsein einer ganzen Zeit über ihre intellektuellen Bedürfnisse eingegebener Gedanke, der da er auf keiner individuellen Selbsttäuschung beruhte, sich auch nicht verirren konnte. Was fehlte vor Allem dem damaligen Geschlecht, welches schon längst das Mittelalter von sich abzustreifen angefangen hatte, aber aus eigener Kraft zu keinem grossen Fortschritt in seiner Entwickelung gelangen konnte? — Die Art, Anregung und Leitung, die nicht sowohl einer der grossen Geister der alten Welt, wie Homer, Plato, Virgil, Cicero, die zu einer zu engen und buchstäblichen Nachahmung verführt haben würden, sondern nur das Alterthum in seiner Gesammtheit verleihen konnte.

Es gab keinen anderen Schriftsteller wie Plutarch, der in solchem Grade alle Strahlen jener zugleich langen, glänzenden und inhaltsschweren Epoche, von den engen und dunkeln Zeiten des Theseus und Romulus an bis zur weitesten und klarsten Ausbildung der römischen Herrschaft unter dem grossen Kaiser Trajan, in seinem Werke, wie in einem gemeinsamen Brennpunkte, vereinigte. Obgleich Plutarch an schaffendem Genie keinesweges mit den Ersten unter den alten Autoren verglichen werden kann, so ist er dagegen der Reichste unter Allen, und hat die kostbarste Sammlung von Ideen, Individualitäten, Fakten, die es überhaupt, die Bibel ausgenommen, in der Welt giebt, zurückgelassen. In einer Zeit erschienen, in welcher der Strom des antiken Lebens langsamer als bisher floss, und sein endlicher Stillstand geahnt werden konnte, in der die parthenopäische Minerva und der kapitolinische Jupiter sichtbar zu altern, die Heiligthümer zu verfallen und die Orakel zu verstummen anfingen, hat er den ganzen Verlauf des griechischen und römischen Lebens, seine mächtigsten Persönlichkeiten und merkwürdigsten Ereignisse für die Nachwelt, wie in einer grossen Gallerie von Gemälden und Statuen, aufbewahrt. Es giebt kein zweites Schriftwerk, das einen so reichen Inhalt überliefert. Als Geschichtschreiber hat Plutarch nicht nur das Dasein der grössten, einflussreichsten, an und für sich merkwürdigsten Erscheinungen beschrieben, sondern auch jede Gattung politischer Form, von der Despotie des Orients bis zur attischen Demokratie, jede Art der Verwaltung, Kriegsführung, Volkssitte dargestellt. In seinen moralischen Abhandlungen giebt es fast keinen Zug menschlichen Seins, Charakters, guter und übler

Handlungsweise, deren Quellen er nicht nachgewiesen und einer inneren Zergliederung unterworfen hätte. Dann die ausserordentliche Menge allgemeiner und besonderer Ideen und Notizen, die er als Beweise für seine Betrachtung und Beurtheilung herbeizieht, oder auf denen sein sinnender und wissbegieriger Geist einen Augenblick lang verweilt! —

Die Uebersetzung eines solchen Werkes in das Französische musste von grosser Bedeutung werden. Denn einmal blieb der Kreis derer, welche aus dem Original selbst schöpfen konnten, immer sehr klein, und solche waren es auch nicht, welche auf ihre Mitwelt den meisten Einfluss ausübten. Ein Schatz der Art musste möglichst Vielen zugänglich gemacht werden. Dann konnte eine mit gleicher Kenntniss der griechischen und französischen Sprache unternommene Uebertragung sogar von lebendigerer Wirkung als die Bekanntschaft mit dem Text selbst werden, indem ein sonst so fremder Inhalt dadurch, dass er in einer bekannten Form erschien, dem Bewusstsein der Gegenwart viel näher gelegt, viel wirksamer gemacht, und durch diesen Kontrast selbst eine Fülle neuer Gedanken und Anschauungen hervorgerufen wurde.

Wie sehr dies der Fall gewesen, kann aus dem Zeugniss zweier Männer entnommen werden, von denen der eine der grösste, der andere der geistreichste war, die Frankreich damals besass. Es giebt einen Brief Heinrich IV an seine Gemalin Maria Medicis, von Calais aus geschrieben, in welchem er ihr, die eben mit der Uebersetzung Amyot's beschäftigt war, unter Anderem sagt: „Plutarch ist für mich immer frisch und neu. Wer ihn liebt, liebt mich selbst. Er ist lange der Lehrer meiner

Jugend gewesen. Meine gute Mutter, der ich Alles
danke, was ich bin, gab mir dies Buch in die H
als ich fast noch an der Brust lag. Es ist mit mir
geworden und hat mich in der Führung meiner A
genheiten geleitet.“ — Montaigne äussert sich in se
„Essais“ über denselben Gegenstand folgenderma
„Wir Ignoranten (Montaigne verstand nur wenig
chisch) wären verloren gewesen, wenn uns dieses
nicht aus dem Schlamm gezogen hätte. Aber auf
selbe gestützt, verstehen wir es jetzt zu sprechen
zu schreiben. Es ist unser Breviarium.“ — Die
Talente der französischen Litteratur im siebenzeh
Jahrhundert, Corneille und Pascal, urtheilten auf diese
Weise.

Abgesehen von dem Einflusse, den dieses Werk
auf jede Richtung jener Zeit äussern musste, deren Gei
eine ganze Welt von Weisen, Helden, Staatsmänne
Religionsstiftern, Eroberern, Tyrannen, Charakteren al
Art, in klaren und festen Zügen vorgeführt wurde, le
stete Amyot's Uebersetzung auch der französischen Sprac
als solcher wichtige Dienste und liess in ihr unvertil
bare Spuren zurück.

Ungeachtet seiner grossen Kenntniss und Liebe de
Alterthums opferte Amyot nicht, wie Ronsard in seinen
Poesien gethan, seine Sprache der seines Originals au
Er hatte ein so richtiges Gefühl von der Aehnlichkei
und Verschiedenheit beider, dass er sein Idiom mit eine
Menge von Ausdrücken und Wendungen bereicherte
aber immer da still zu stehen wusste, wo keine wahr
hafte Analogie vorhanden ist, und das Französische dem
fremden Einflusse widerstrebt oder ihn nicht ohne Nach
theil für sich ertragen hätte. — Durch diese Uebersetzung

lte Amyot den modernen Geist dem antiken gegen-
ür, und machte eine reichhaltige und lebendige Ver-
ichung zwischen ihnen möglich. Denn die alte Litte-
tur hatte bisher entweder nur auf einen verhältniss-
ässig kleinen Kreis von Gelehrten gewirkt, oder war,
enn sie über diesen hinausging, auf eine ungeschickte
nd willkührliche Art nachgeahmt, und für die Kenntniss
es grösseren Publikums eher entstellt als beleuchtet
orden. Durch Amyot trat das Alterthum in den Kreis
er nationalen Vorstellungen und Anschauungen ein, was
ür Frankreich in der Folge von grosser Wichtigkeit wer-
en sollte.

Die entschiedenste Wirkung übte diese Uebersetzung
es anregendsten aller alten Autoren auf Montaigne*) aus,
er ohne Zweifel der merkwürdigste französische Schrift-
teller des sechszehnten Jahrhunderts und derjenige ist, in
welchem sich jene Zeit am mannigfaltigsten abspiegelt.
Der Amyotsche Plutarch kam Montaigne fast nie aus der
Hand, und er sagt auf das Verdienst dieser Uebertra-
gung anspielend**): „Plutarque depuis qu'il est français“
— und von der Bedeutung des Philosophen von Chäronea
sprechend, an derselben Stelle: „Il (Plutarque) est si
universel et si plein, qu'à toutes occasions et quelque
subject extravagant que vous ayez prins, il s'ingère à
votre besogne, et vous tend une main libérale et inépui-
sable de richesses et d'embelissements.“ —

Das Werk, das Montaigne's Namen berühmt gemacht
und an welchem er sein ganzes Leben über gearbeitet,

*) Michel de Montaigne, geb. 1533 im Schlosse desselben Namens, unweit Bordeaux, gest. 1592.

**) Essais II. 9.

ist „Essais“ betitelt, und enthält Selbstgeständnisse, B
trachtungen, Urtheile, Vergleichungen der mannigfalt
sten und umfassendsten Art, und berührt fast alle mens
lichen Interessen. Montaigne gab die beiden ersten B
cher dieser Essais heraus, ehe er seine Reise nach I
lien antrat, wo er Tasso in seinem Gefängniss besuch
Ein reiches adeliges Fräulein, Namens Marie de Gourn
bewunderte die Essais von deren erstem Erscheinen a
suchte Montaigne's persönliche Bekanntschaft und w
von ihm wie eine Tochter behandelt. Drei Jahre na
seinem Tode veranstaltete sie eine Gesammtausgabe s
ner Schriften, und vierzig Jahre später eine zweite, d
sie dem Kardinal Richelieu zueignete. Montaigne hatt
meist in seinem Schlosse lebend, während der Relgions-
und Bürgerkriege Manches zu dulden, indem er beiden
Parteien verdächtig wurde, da er es mit keiner hielt.
Er war eine Zeit lang Maire von Bordeaux, eine, während
der inneren Unruhen, und bei den noch nicht ganz
erloschenen municipalen Freiheiten, bedeutende Stelle,
in welcher er sich aber nach seinem eigenen Geständ-
niss nicht besonders hervorthat, da ihm alle äusseren
seine Unabhängigkeit beschränkenden Geschäfte lästig
waren. Er gehörte zu den Reichsständen in Blois, wo
die beiden Guise ermordet wurden.

Die Ideen der Reformation, die, wie im Verlaufe die-
ser Darstellung mehrmals bemerkt worden, auf manche
der ersten französischen Geister des sechszehnten Jahrhun-
derts von grosser Wirkung gewesen, haben auf Montaigne's
Entwickelung keinen bedeutenden Einfluss ausgeübt.
Er sagt an einer Stelle in seinen Essais*), wo er offenbar

*) Essais II. 1.

auf das Christenthum anspielt, dass unter allen Meinungen, die von Alters her aufgestellt worden, die, welche den Menschen in seiner Schwäche, Hinfälligkeit und Vernichtung zeigen, ihm am meisten zusagten. Indessen vertrug sich der positive Geist der christlichen Religion nicht mit seiner skeptischen Richtung, seinem Hange zu einer durchaus freien und unbeschränkten Betrachtung der Dinge, und der Protestantismus, der, wie gewöhnlich jede neue Lehre, die sich in der Welt empfehlen will, wenigstens in der ersten Zeit, an das Individuum sehr strenge sittliche Anforderungen machte, musste ihm deshalb noch weniger als der Katholicismus zusagen. Ungeachtet der grossen Freiheit, mit welcher er auf allen Gebieten menschlichen Denkens und Wissens umherschweift, streift er nur selten an die eigentliche Theologie an, und geht nie auf deren Inneres ein. Der damals, in seinem Lande mit der äussersten Wildheit und Grausamkeit, geführte Kampf zwischen den beiden Religionsparteien, scheint ihm vor Untersuchungen der Art eine unüberwindliche Scheu eingeflösst zu haben. Nur die eine der beiden grossen Seiten im Dasein des sechszehnten Jahrhunderts, die erneuerte Kenntniss des Alterthums, ist auf ihn von tiefer Wirkung gewesen, obgleich es wahrscheinlich ist, dass er ohne die von der Reformation, selbst unter Gegnern oder Gleichgültigen, hervorgerufene Idee der Wahl und Prüfung, keine so selbstständige und unabhängige Richtung, wie er es gethan, genommen haben würde.

Das Studium der alten Litteratur war, im Anfange dieser Epoche, oft mit einer bis zur Uebertreibung und Verblendung gehenden Begeisterung betrieben, und für die aus ihr gewonnenen Begriffe und Anschauungen eine

unbedingte Anerkennung verlangt worden. Rabelais war der Geist dieser neu entdeckten Welt, zuweilen, so zu sagen, in den Kopf gestiegen, und hatte ihn, wie manche charakteristische Stellen in seinen Werken beweisen, mit einer Art von Trunkenheit erfüllt, und Ronsard hatte den gesammten Apparat der antiken Bildung in die moderne Vorstellungs- und Redeweise einzuführen gesucht. Montaigne nahm, obgleich für das Alterthum nicht weniger eingenommen, gegen dasselbe eine freiere Stellung an. Es blieb für ihn kein Gegenstand der Anbetung und Nachahmung. Er verfiel bei seiner Betrachtung desselben in kein blindes Erstaunen, sondern indem er sich ihm näherte und seine Substanz sich assimilirte, stellte er sich durch seine Beurtheilung, seine Zweifel, seine allseitige Beleuchtung und unaufhörliche Zergliederung, ausserhalb desselben, und liess die natürliche Form seines Geistes von ihm nicht verändern. Er selbst sagt in dieser Beziehung: „les idées que je m'étais faictes naturellement de l'homme, je les ai etablies et fortifiées par l'autorité d'autrui, et par les sains exemples des anciens, auxquels je me suis rencontré conforme en jugement.“ — Mit Montaigne beginnt der französische Geist die antike Welt mehr als eine befreundete und verwandte Gestalt, denn als eine Gesetzgeberin oder ein absolutes Modell anzusehen, und einer Epoche fieberhafter Begeisterung oder blinder Nachahmung, folgt die einer freien und bewussten Aneignung aller, mit dem nationalen Genie und seinen Ideen, vereinbaren Vorzügen des Alterthums.

Noch eine andere bedeutende und folgenreiche Veränderung wird durch Montaigne's Einfluss in der französischen Litteratur hervorgebracht. Durch Rabelais und Ronsard's Beispiel veranlasst, hatte der Geschmack jener Zeit

sich mehr dem Griechischen als Lateinischen zugewandt, und die eigenthümlichen Anschauungen des ersteren mehr als die des letzteren sich anzueignen und sie nachzuahmen gesucht. Montaigne zog dagegen das Lateinische vor. Schon Calvin hatte Dasselbe gethan, und besonders in seiner klaren und einfachen Methode an Cicero erinnert, was aber bei den ausschliessend theologischen Gegenständen, die er behandelte, ohne allgemeine Wirkung geblieben war. Die Vortheile, welche der Katholicismus in Frankreich über die Reformation gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts erlangte, haben allerdings dazu beigetragen, der lateinischen Litteratur, in deren Formen sich zugleich die alte Kirche ausdrückte, bei diesem Streite mit dem Griechischen eine Ueberlegenheit zu verschaffen. Denn das Griechische war, im Anfange dieser religiösen Bewegung, da die Protestanten sich auf den Text des Neuen Testaments stützten, für die Sprache der Heräsie angesehen, und die Stiftung von Lehrstühlen zu dessen Verbreitung am College de France durch Franz I, von Beda, dem Haupte der altgläubigen und mönchischen Partei, getadelt worden.

Indessen lag der grösseren Begünstigung, die sich das Lateinische von Montaigne an, im Gegensatze zur Zeit Rabelais, Ronsard's u. s. w. in Frankreich zu erfreuen hatte, auch ein richtiges natürliches Gefühl zu Grunde. In den Adern des französischen Volkes fliesst neben celtischem und fränkischem auch römisches Blut, und seine Sprache ist grossentheils der lateinischen entsprungen. Zu einer solchen materiellen Verwandtschaft kam noch eine geistige, die, von dem Feudalwesen lange verhüllt, bei fortschreitender Gesittung immer erkennbarer hervortreten musste. Das alte Rom hatte nach einer univer-

sellen Herrschaft, die französische Nation aber fast von dem ersten Kreuzzuge an nach einem universellen Einfluss gestrebt. Die ihr eigenthümliche Richtung, ihre Ideen, Sitten, Einrichtungen auf möglichst allgemeine, überall anwendbare Formen zu bringen, war früh hervorgebrochen. Obgleich der Baum des Feudalwesens seine tiefsten Wurzeln in Deutschland geschlagen, so war er dagegen in Frankreich zu seiner grössten Höhe gekommen, und sein Samen vom Sturm der französischen Waffen über England, Neapel, Sicilien, Griechenland und Palästina getragen worden. Die französische Sprache muss, nach manchen unverdächtigen Zeugnissen zu urtheilen, schon im dreizehnten Jahrhundert die verbreitetste in Europa gewesen sein. Selbst die grössten äusseren Unfälle, wie die Niederlagen bei Crecy und Azincourt haben diese moralische Expansionskraft nicht aufgehalten. Am Ende des funfzehnten Jahrhunderts begann Italien durch seine vorgeschrittene Kenntniss des Alterthums und hohe Ausbildung der Kunst eine Zeit lang die theoretische Lehrmeisterin Europa's zu werden, aber alles eigentlich praktische, politische, nationale Leben ging in Frankreich mit immer rascherem Schritt seiner Vollendung entgegen. Diesem thätigen, auf die Wirklichkeit gerichteten Streben entsprach, in so weit es einer idealen Stütze bedurfte, die Sprache der Römer besser als die der Griechen. Denn das Wesen und die Bestimmung des französischen Volkes bot mehr Aehnlichkeit mit ersteren als mit letzteren dar.

Montaigne fühlte diesen Unterschied, daher seine Vorliebe für die römische Litteratur. Das Wort „fantaisie“ — durch Ronsard und seine Schule aus dem griechischen „φαντασία“ — zum ersten Mal in das Französische ein-

geführt, drückt ungefähr den Zug des Gefühls und der Einbildungskraft aus, den man den Griechen entlehnen wollte. Für Montaigne und die, welche sich mit ihm im verwandteren Quell des Lateinischen begeisterten, wurden Verstand und Urtheil und Horaz's „scribendi recte sapere est et principium et fons“ — die oberste Regel ihres Verhaltens. Montaigne besass mehr als vielleicht irgend ein anderer französischer Schriftsteller etwas von dem Alles umfassenden spekulativen Geiste der Griechen, aber mit dem Unterschiede, dass er diese Gabe nur auf die Wirklichkeit und Aussenwelt anwandte. Er ist unermüdlich, die Sitten, Handlungen der Menschen, ihre Beweggründe, Widersprüche u. s. w. zu zergliedern, das Verhalten grosser Männer, die Schicksale der Nationen zu beleuchten und von allen Seiten zu prüfen, aber er knüpft dies Alles immer an bestimmte Thatsachen und Erscheinungen, verliert sich nie in einer bodenlosen abstrakten Analyse..

Seine frühe Erlernung und tägliche Vertrautheit mit der lateinischen Litteratur bewog ihn eine Menge von Wendungen und Ausdrücken derselben in seine Sprache und seinen Styl einzuführen, und diese dadurch zu bereichern. Aber so wie Rabelais und Ronsard's Gräcismen, so sind auch manche von Montaigne's Latinismen, später als das Französische zu seiner vollkommenen Reife gelangte, als mit seiner besonderen Struktur unverträglich, wiederum ausgestossen worden.

Montaigne's Essais unterscheiden sich, ihrem Inhalt nach, nicht wesentlich von manchen anderen ausgezeichneten Werken jener Zeit. Was in ihnen vorherrscht ist das durch das Studium des Alterthums erwachte Streben, gewisse allgemeine Ideen von den besonderen Formen,

die ihnen der religiöse oder politische Zustand einer bestimmten Zeit gegeben, unabhängig zu durchdringen, und in dem nationalen Idiom zu reproduciren. In so weit hat Montaigne nichts durchaus Neues geleistet, denn dasselbe ist vom Heptaméron der Margarethe von Valois an, wenn auch mit ungleichem Talent, von allen erleuchteten Geistern des sehszehnten Jahrhunderts wenigstens gewollt worden. Was ihm aber eigenthümlich zugehört, ist die Art, wie er diese allgemeinen Ideen an die menschliche Individualität in allen Zeiten, Völkern und Zuständen anzuknüpfen gesucht, und dadurch die Menschheit selbst zum Gegenstand seiner Untersuchungen genommen hat.

Montaigne beobachtet den Menschen mit mehr Aufmerksamkeit und Ruhe als Rabelais, und mit mehr Vielseitigkeit und Freiheit als Calvin. Er verirrt sich weder, wie ersterer, in die seltsamen Kreuz- und Querzüge einer unstäten und zügellosen Einbildungskraft, noch opfert er den natürlichen Gang seiner Betrachtungen den Forderungen eines von Hause aus aufgestellten Zweckes auf. In ihm ist Alles ruhig, frei und einfach. Weder der Rausch der Phantasie noch die Uebertreibungen der Polemik trüben seinen klaren Blick. In ihm spricht sich der Mensch aus, der, anstatt seines Gleichen mit wunderlichen, oft räthselhaften Einfällen und Erfindungen, wie Rabelais, zu belustigen, oder wie Calvin ihn der Herrschaft einseitiger Meinungen unterwerfen zu wollen, ihn zu ergründen und zu zergliedern sucht, hungrig, wie er sagt, sich selbst zu erkennen (affamé de se cognoistre). Der Mensch ist ihm zugleich Beobachter und Gegenstand der Beobachtung, und dies auf einer hohen Stufe des Bewusstseins, denn es ist Montaigne selbst, eine der geistvoll-

sten Persönlichkeiten, die je gelebt, der in seinem Werk von Anfang bis Ende auftritt, und die innere Verbindung desselben bildet. Er geht die Meinungen, Ueberzeugungen, Handlungen der Einzelnen, die Systeme der Schulen, die Institutionen der Staaten und Völker, im ganzen Verlaufe der Geschichte durch, und vergleicht sie beständig mit den Forderungen, Bedürfnissen, Vorzügen und Mängeln der menschlichen Natur überhaupt, mit einem Masse, das er in sich selbst trägt. Seine Essais sind eine Art von psychologischen Denkwürdigkeiten, die in keiner anderen Sprache ihres Gleichen haben. Die französische Litteratur ist reich an interessanten Memoiren. Aber keines dieser Werke kann Montaigne's Essais an die Seite gesetzt werden. Jene werden nur von Solchen gelesen, die gewisse Einzelheiten in einer bestimmten Epoche, von Augenzeugen geschildert, kennen zu lernen wünschen, diese dagegen erregen, da der Mensch in allen Zeiten ihr Gegenstand ist, eine allgemeine und unvergängliche Theilnahme. Diese Memoiren des Innern, die von aller eigentlichen Handlung, von Allem was sonst Produktionen dieser Art Reiz verleiht, entblösst sind, haben alle Hof-, Kriegs- und Kabinetsgeschichten jener Zeit überlebt.

Montaigne's äussere Verhältnisse, seine innere Natur, selbst seine Fehler und die Zeit, in der er lebte, waren zu der Stellung, die er in der französischen Litteratur einnehmen sollte, wie gemacht. Von Hause aus reich und dabei mässig, ohne Ehrgeiz und gegen die Erwerbung von Macht und Ruhm gleichgültig, den Grossen nahe gestellt, ohne mit ihnen zu verschmelzen, mit der Menge in allen Klassen durch Geschäfte, Verbindungen, Reisen bekannt, seine persönliche Unabhängigkeit für das

erste aller Güter haltend, sah er dem Leben um ihn her, wie einem Schauspiele von einem gut gelegenen, aber abgesonderten Sitze aus zu. Seine Neigung zu Ruhe, zu Betrachtung, eine gewisse Unentschlossenheit, die theils aus der Schärfe seines Geistes, der ihm alle Licht- und Schattenseiten eines Gegenstandes entdeckte, und ihm nicht erlaubte einer derselben ausschliessend nachzujagen, theils aus der Selbstsucht entstand, seine persönliche Lage nie gefährden, seinen selbst gewählten Standpunkt nicht verrücken zu lassen, hielt ihn von den Bewegungen und Kämpfen seiner Zeit entfernt, oder bewirkte, dass, wenn er an ihnen, wie dies einige Male geschah, Theil zu nehmen gezwungen wurde, er sich nie tief in sie verwickelte, und an keine eigentliche Entscheidung Hand anlegte. Die auffallenden Widersprüche und Wechsel in seinem Innern, deren er selbst Erwähnung thut, sein Wohlwollen gegen seine Freunde, Umgebungen, und dabei seine Gleichgültigkeit gegen Alles, was ihn nicht persönlich berührte, die natürliche Offenheit seines Charakters, von einer seltenen Feinheit des Urtheils begleitet, seine Festigkeit und Beharrlichkeit in der einmal gewählten Weise des Daseins zu verbleiben, mit einer grossen Biegsamkeit und Leichtigkeit in den Verhältnissen zu Anderen verbunden, und besonders eine eigenthümliche Leidenschaftslosigkeit, für die Alles ein Gegenstand der Untersuchung und Erkenntniss wurde, befähigten ihn zu der Rolle des sinnreichsten Zuschauers und parteilosesten Beobachters, die er in der Geschichte seiner Zeit gespielt hat, und in der Litteratur seines Landes einnimmt.

Einem Manne, von der Natur und den Umständen so begünstigt wie Montaigne, bot das sechszehnte Jahr-

hundert ein Schauspiel wie wenige andere Epochen dar. Alle möglichen Elemente des Daseins breiteten sich, bald steigend, bald sinkend, vor ihm aus. Auf der einen Seite ein Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei grossen Religionsparteien; die blutigsten Ausbrüche des Hasses, des Ehrgeizes und der Treulosigkeit; merkwürdige und entschiedene Charaktere, meist unglücklich endigend; eine wilde Aufregung in den Massen, die alle Dämme zu übersteigen drohte; Schlachten, Verheerungen, Pest, Hungersnoth — und auf der anderen Seite ein brennender Trieb des Erkennens und Wissens; eine lebendige Neigung und ein tiefes Verständniss für alles Grosse und Schöne in Wissenschaft und Kunst — dies Alles that sich gegenseitig berührend oder bekämpfend, vor den erstaunten Augen jener Zeit auf, die in ihrem Reichthum und Wechsel für einen Abriss der Geschichte der Menschheit gelten könnte, denn sie schloss fast alle Ideen und Interessen wenigstens der modernen Welt in sich ein.

Ausser diesen Vortheilen der Individualität und der Epoche, in der sie erschien, besass Montaigne noch eine wesentliche damals seltene Eigenschaft, eine Mässigung und Freiheit des Geistes, ohne die er, ungeachtet alles Talents, nicht so bedeutend dastehen würde. Rabelais und Calvin müssen als zwei grosse und seltene Erscheinungen angesehen werden. Aber der Eine wurde beständig von dem Feuer und der inneren Unruhe seiner Phantasie, der Andere von der starren und eisernen Folgerechtigkeit seines Verstandes bis an die äussersten Grenzen des Menschlichen und Wahren hingetrieben, und sie haben dieselben mehr als einmal überschritten. Montaigne hielt seine Vernunft im Mittelpunkt des Daseins fest,

und beobachtete von da aus die Wirbel, die zu seinen Füssen kreisten. Mehr als einmal, wie so viele seiner Zeitgenossen, veranlasst, sich in das Gewühl zu stürzen, und sich über sich selbst und Das, was um ihn her geschah, zu täuschen, hält er sich mit aller Kraft in der einmal als wahr und nothwendig anerkannten Stellung zurück. Er arbeitet beständig daran, seine Einsicht und sein Urtheil den Einflüssen der Leidenschaft zu entziehen, und sagt in seiner bilderreichen und sinnvollen Ausdrucksweise, dass es im Hause seines Innern einen Winkel (coing) gebe, wo er ganz allein herrsche, in den nichts Fremdes hineintreten dürfe, und dass die äusseren Vorgänge des Lebens sich vor der Leuchte seiner Vernunft nicht verbergen können. Diese Unabhängigkeit und Schärfe des Geistes, durch die es ihm allein möglich würde, eine so ausserordentliche Fülle von Gegenständen zu betrachten und zu behandeln, hat seinem Werk eine solche Anziehungskraft verliehen, dass es, bei allen Veränderungen in der Sprache, den Vorstellungen und Sitten, nicht nur immer neu geblieben, sondern von Zeit zu Zeit eine immer grössere Aufmerksamkeit erregt hat.

Als eine grosse litterarische Produktion, als ein Repertorium von Ideen und Fakten, als eine psychologische Analyse des menschlichen Daseins betrachtet, wäre gegen Montaigne's Essais wenig einzuwenden, und alles ihnen gezollte Lob mit geringen Einschränkungen zu unterschreiben. Aber in Bezug auf den allgemeinen sittlichen Einfluss, den dieses merkwürdige Buch auf seine Nation ausgeübt, muss sein Werth einigermassen beschränkt oder wenigstens näher bestimmt werden.

Montaigne lebte und schrieb in einer Epoche, in der Dinge, die lange gross gewesen und fast ausschliessend

geherrscht hatten, entweder tief erschüttert waren oder ihrem Verfalle zueilten. Die Religion des Mittelalters war von der Reformation bedroht, und da sie lange für die einzig wahre Form des Christenthums gehalten worden, so schien dieses selbst in Gefahr zu sein. Die Ausartung des Feudalwesens liess seinen gänzlichen Untergang voraussehen. Die Monarchie war von Franz II an in das Gewühl der Parteien hinabgestiegen, und schien die hohe Stellung, die sie Jahrhunderte lang eingenommen hatte, verloren zu haben. Eine ganze Welt von Vorstellungen, Ueberlieferungen, Einrichtungen begann sich in den Schatten der Vergangenheit zurückzuziehen, und was sie ersetzen sollte trat nur zerstückelt und noch wenig erkennbar hervor. Die Gegenwart wankte, und die Gestalt der Zukunft war von einem Schleier verhüllt.

In einer so wilden, wogenden Zeit, in der es der Vernunft schwer wurde, irgend wo festen Fuss zu fassen und ein bestimmtes Ziel zu erkennen, konnte in Denen, die nicht unmittelbar an dem Kampfe zwischen dem Alten und Neuen Theil nahmen, und zu viel Freiheit des Geistes besassen, um von einer der streitenden Meinungen unterjocht zu werden, der Zweifel nicht nur an dem Werth des Bestehenden, sondern an dem Dasein einer sittlichen Ordnung in der Menschheit und einer Vorsehung, oder wenigstens an dem Eingreifen einer solchen, sich mit besonderer Stärke regen. Viele erleuchtete Geister jener Zeit mochten geneigt sein, wie Claudianus in dem Gedicht von dem Raub der Proserpina, auszurufen:

Saepe mihi dubiam traxit sententia mentem:
Curarent Superi terras......

Oft mir ward der zweifelnde Geist vom Gedank
bewältigt:
Sorgen die Götter für uns......

Dies ist die Stimmung, die in Montaigne's W
fast auf jeder Seite wiederkehrt, mit der er Alle
trachtet, in die er Alles hineinzieht. Es war da
überall Streit vorhanden, und alle Elemente des re
sen und politischen Lebens schienen zu einander in
derspruche zu stehen. Es war schwer vorauszus
wie aus dieser Gährung künftig ein Ganzes, wie g
wohl im siebenzehnten Jahrhundert geschah, hervorg
könnte.

Die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts,
welche Montaigne's männliche Jahre fielen, war die
rissenste blutigste Epoche, die es, bis auf die Revol
hin, in der französischen Geschichte gegeben hat. Auf
religiösen Gebiet suchten sich die beiden kämpfenden P
teien gegenseitig zu vernichten. In der Politik herrschte
Chaos, wie zu keiner anderen Zeit. Trug, Gewalt
Grausamkeit waren an der Tagesordnung. *Alles* wa
wechselnde und wirbelnde Parteien aufgelöst. Das Kö
thum hatte die oberste Leitung des Staates verloren,
das Volk, von einer dumpfen Gährung ergriffen, schie
eine schlimmere Barbarei als die früher bestanden
fallen. Was die Litteratur anbetrifft, so hatten in
unterrichteten Theile der Nation die aus dem Altert
gewonnenen Begriffe und Anschauungen alle *früher* h
schend gewesenen Meinungen erschüttert, und noch
es nicht möglich geworden, die Einflüsse der antik
Welt mit der modernen Bildung in ein Gleichgewicht
bringen. Die Einen wollten die scholastische Discip
des Mittelalters zurückführen, die Anderen eine A

symbolischen Heidenthums an die Stelle aller bisherigen Ueberzeugungen setzen. Alles war demnach gespalten, Alles bejahte oder verneinte ausschliessend. In einer solchen Schwankung und Ungewissheit des Bestehenden nahm ein so freigeborner und überlegener Geist wie Montaigne eine Sentenz zu seinem Wahlspruch, die einen allgemeinen Zweifel ausdrückt: „Was weiss ich? — Que sais-je?“ — und wandte sie bei den Dingen, die er seiner Betrachtung unterzog, fast ohne Ausnahme an. Der geistreichste und scharfsinnigste Mann seiner Zeit glaubte, bei der Unmöglichkeit einen festen und sichern Standpunkt zu gewinnen, und bei der Abneigung sich den hier oder da herrschenden Extremen hinzugeben, dem Irrthum nur dadurch zu entgehen, dass er sich mit nichts fest verband, Alles unentschieden und vom Zufall abhängen liess. Diese Auffassungs- und Behandlungsweise wurde von Montaigne jedoch nicht zu einem System, zu einer festen Form spekulativer Untersuchung, wie sonst wohl geschehen, abgeschlossen, sondern war nur eine Methode seines Geistes, die aber überall bei ihm hervortritt. Als ein bestimmtes System würde die Schwäche eines solchen Princips, wie das eines allgemeinen Zweifels, nicht verborgen geblieben sein, und schon durch sein Uebermass dazu beigetragen haben, eine entgegengesetzte Weise der Betrachtung hervorzurufen. Als eine Methode aber, in populairer Form, auf die anziehendsten Gegenstände angewandt, und mit dem Zauber des beweglichsten, sinnvollsten und reichsten Geistes dargestellt, musste sie sich im Laufe der Zeit weit verbreiten, und in allen verwandten Stimmungen tiefe Wurzeln schlagen. Der Einfluss von Montaigne's Skepsis wurde jedoch nicht sogleich sichtbar. Obgleich

von einigen seiner gebildetsten und berühmtesten Zeitgenossen bewundert, hatte sich die Kunde von seinen Werken, da er selbst so wenig nach Ruf und Aufsehen gestrebt, in dem grösseren Publikum nur wenig verbreitet.

In der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, wo der Purismus des Styls und der Ascetismus der Principien in den litterarischen und philosophischen Schulen vorherrschte, ward Montaigne, um einige seiner Eigenschaften wegen zwar geschätzt, aber nicht nachgeahmt, und sprach im Ganzen wenig an. Balzac, der unter Ludwig XIII als ein Reformator der französischen Prosa auftrat, fand in den Essais zu viele Archaismen, und Pascal und Port-Royal fühlten sich von Montaigne's Zweifelsucht abgestossen, und sahen ihn als einen gefährlichen und verführerischen Geist an, der Religion und Moral bedrohe. Bayle in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, ist der erste, der manche seiner Meinungen auf die Montaigne's stützt, und von ihm einen bedeutenden Theil nicht seiner Darstellung, aber seiner Gedanken entlehnt. Aber im achtzehnten Jahrhundert fangen die Essais auf die skeptische und ironische Richtung der Zeit einen vorherrschenden Einfluss auszuüben an. Die meisten französischen Schriftsteller erster Klasse studiren Montaigne, meditiren über ihn, aber wohlverstanden, ohne ihn als die Quelle eines guten Theiles ihrer Ideen anzugeben. Voltaire verleiht durch seinen Styl Montaigne's skeptischen Meinungen einen schärferen und schneidenderen Ton, und macht aus Dem, was bei diesem ein Zweifel gewesen, der noch manche Erklärung zuliess, eine unbedingte Verneinung, die jede Uebereinkunft ausschliesst. J. J. Rousseau kommen die Essais viele Jahre lang nicht von der Seite; Montesquieu

wird durch Montaigne's Vorgang dazu veranlasst, auf dem ganzen Gebiete des Wissens umherzuschweifen, und überall Beispiele, Belege, Erklärungen für seine Grundsätze zu suchen; Diderot und mehr oder weniger alle Encyklopädisten streben danach, sich von Montaigne's Geist so viel als möglich anzueignen. Aber man entlehnte weniger von ihm seine unnachahmlichen Vorzüge, namentlich den unbefangenen, heiteren, sorglosen Ton, in welchem er oft die tiefsten und scharfsinnigsten Betrachtungen vorträgt, als die skeptische Richtung gegen jede positive Wahrheit, und besonders gegen solche, welche den Kern der sittlichen Ordnung in der Welt ausmachen.

Jetzt ist die Bewunderung für diesen nächst Rabelais originellsten aller französischen Schriftsteller nicht weniger lebhaft, aber von viel uninteressirterer Art. Man sucht in ihm nicht mehr Waffen zur Bekämpfung oder Bezweiflung der Wahrheiten der Moral und des Christenthums. Es ist die ihm eigenthümliche Fülle von Geist und seine natürliche, von jeder Manier und Erkünstelung freie Weise des Vortrages, die eine so grosse Anziehungskraft ausüben. Der Skepticismus des achtzehnten Jahrhunderts hat allmälig in Frankreich viel von seinem Einfluss verloren. Was von dieser Richtung noch vorhanden ist, gehört entweder überhaupt einem allgemeinen Zuge der menschlichen Natur an, oder wird von den wiederkehrenden politischen Umwälzungen hervorgerufen, steht aber nicht selbstständig da, und spricht sich in keiner eigenthümlichen Form aus.

Indessen ist es nichts desto weniger wahr, dass Montaigne's Essais lange Zeit ein Arsenal gewesen, dem die schneidenden Waffen des Zweifels an Glauben und Sittlichkeit von so Manchen entlehnt wurden, die aus eige-

ner Kraft solche zu schmieden nicht im Stande gewesen sein würden. Als sein Werk von Denen, die im achtzehnten Jahrhundert an der Spitze der Litteratur standen, genauer erkannt und ausgebeutet zu werden anfing, trug es dazu bei, die Herrschaft der religiösen und moralischen Principien in Frankreich zu erschüttern, und da von ihnen die Führung des äusseren Lebens abhängt, in dieses selbst ein auflösendes Element einzuführen. Montaigne wäre nicht weniger merkwürdig, geist- und sinnvoll gewesen, wenn er seinem unruhigen Hange zu Zergliederung und Widerspruch etwas mehr Zügel angelegt hätte. Selbst die einzelnen Mängel, die man seiner im Ganzen im höchsten Grade anziehenden Darstellung vorwerfen kann, wie die zu häufigen und willkührlichen Abschweifungen von dem Gegenstand, den er behandelt, wie die Neigung ihn nicht sowohl zu erschöpfen, als alles Mögliche an ihn heranzuziehen, ihn mit Erklärungen, Vergleichungen u. s. w. zu überladen, wie die Gleichgültigkeit und selbst der Widerwille gegen jede absolute Wahrheit, die keine weitere Einwendung erlaubt, und den Geist entweder beherrscht oder ihm fremd bleibt, sind bei ihm einzig aus der Abwesenheit fester Ueberzeugungen hervorgegangen. Denn von Natur war Montaigne eines der glücklichsten und begabtesten Talente, die je aufgetreten sind.

Seiner Sprache hat dieser Schriftsteller grosse Dienste geleistet. Fast jede Art von Geschmack kann bei ihm Befriedigung finden. Die Leser, die mit der stufenweisen Ausbildung der französischen Litteratur bekannt sind, bewundern die Neuheit seines Styls im Vergleich zu dem, was vor ihm da gewesen. Andere werden von den glänzenden Farben angezogen, mit denen er so oft die dun-

kelsten und abgezogensten Gegenstände bekleidet hat. Auch ist Montaigne nicht nur originel, sondern auch im höchsten Grade national gewesen. Der französische Geist scheint aus den Essais auf jeder Seite wieder. So allgemeiner Natur auch oft die von ihm behandelten Gegenstände sind, so eigenthümlich ist seine Auffassung und Darstellung derselben. Das sechszehnte Jahrhundert, eine der merkwürdigsten Epochen, die es besonders für Frankreich gegeben, breitet sich in seinem Werk wie in einem grossen Gemälde aus, und was das Ausserordentliche ist, nicht, indem er dasselbe erzählt, dessen wirklichen Verlauf aus einander legt, eine äussere Kenntniss von ihm überliefert, sondern einzig durch die Art, wie er dessen innerstes Wesen, die jener Zeit besonders zugehörige Art zu denken, zu empfinden und zu urtheilen, ihren Bruch mit dem Mittelalter, ihren prüfenden Blick über das Aeussere und Innere des Lebens, und ihre Empfänglichkeit für die Grösse des Alterthums wiederzugeben weiss.

## Siebentes Kapitel.

Das sechszehnte Jahrhundert, so reich an hervorragenden Individualitäten und ausserordentlichen Begebenheiten, neuen Gedanken und Anschauungen, hat in Frankreich nur vier grosse Autoren in Prosa, Rabelais, Calvin, Amyot und Montaigne hervorgebracht, und von diesen vier ist Amyot nur als ein überaus geschickter Dolmetscher einer fremden und vergangenen Welt bedeutend geworden. Es gab allerdings eine Menge anderer für Erforschung des Alterthums, Vertheidigung oder Bekäm-

pfung des Katholicismus und Protestantismus, für Kritik und Polemik aller Art thätigen Schriftsteller, und manche darunter haben durch Talent oder Gelehrsamkeit geglänzt, aber entweder in lateinischer Sprache geschrieben und demnach nicht unmittelbar auf die nationale Litteratur gewirkt, oder in ihren Ideen keine besondere Stufe der Entwickelung bezeichnet. Diejenigen, welche in einzelnen Denkwürdigkeiten (Memoires) gewisse Seiten in der Geschichte jener Zeit, meist nach eigener Anschauung hervorgehoben, sind oft geistreiche Zeugen und lebendige Erzähler gewesen, haben aber keine neue Vorstellungen und Ausdrücke in das Leben gerufen, keinen bestimmten Einfluss irgend einer Art selbst nur auf ihre Gegenwart ausgeübt, so dass sie in einer Darstellung der Höhenpunkte der französischen Schriftwelt keine besondere Stelle einnehmen können.

Ein Versuch, die von der hierarchisch-demokratischen Ligue und katholisch-spanischen Partei unter Heinrich III und Heinrich IV ausgehenden Zwiespalte und Streitigkeiten in der Form einer Satyre darzustellen, die Mängel, Widersprüche, Ränke der Faktionen nachzuweisen, und das französische Volk über seine eigenen Interessen aufzuklären, ist durch die darin vorhandene Freiheit der Betrachtung und Vollendung der Sprache bedeutend geworden. Diese Satyre „Menippée“ betitelt, ist das erste Werk der Art, welches in Frankreich nicht nur zu seiner Zeit ein ausserordentliches Aufsehen machte, sondern den Anstoss zu der später in diesem Lande so häufigen Erscheinung gab, durch Verbindung eines politischen Inhalts mit einer litterarischen Form, die Kenntniss und Beurtheilung der Gegen-

stände des öffentlichen Lebens unter dem Publikum zu verbreiten.

Ueber die bedeutenderen Schriftsteller jener Zeit, die, obgleich ihre Werke erst im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts erschienen, ihre ganze Bildung jedoch im sechszehnten erhalten hatten, müssen zwei Geistliche, Charron und der heilige Franz von Sales gezählt werden, welche, den Reichthum an Ideen und den Fortschritt der Sprache in dieser Epoche, zur Entwickelung und Verbreitung moralischer und religiöser Grundsätze anwandten.

Charron*) ist durch sein Werk: „Traité de la Sagesse" (in drei Büchern) noch jetzt in der französischen Litteratur bekannt. Diese Arbeit erregte jedoch die feindselige Aufmerksamkeit der Geistlichkeit seines Landes, die Charron beschuldigte, an gewisse Gegenstände des Denkens und Lebens, über welche bis dahin der Glaube allein entschieden hatte, ausschliessend den Massstab menschlicher Vernunft angelegt zu haben. Er erklärte zwar mehrmals, von den Lehren seiner Kirche überzeugt zu sein, und in allen streitigen Fällen deren obersten Richterspruch anerkennen zu wollen, es sah aber doch aus, als wenn er die Religion nur in die Theologie, in die Kenntniss von dem Historischen und Dogmatischen des Glaubens setzte, ohne ihr einen bestimmten Einfluss auf die Führung des Lebens einzuräumen. Charron schien das Christenthum nicht für ein Alles umfassendes Princip, sondern nur für ein System von besonderen, in gewissen Grenzen eingeschlossenen und nur innerhalb dieser gültigen Wahrheiten zu halten, das erst

*) Geb. in Paris 1541, gest. 1603. Er lernte, während er in Bordeaux die Station predigte, Montaigne kennen, mit welchem er ein enges Freundschaftsbündniss schloss.

durch die Philosophie eine erweiterte Anwendung finden könnte. Obgleich als gelehrter Geistlicher mit den Ideen seiner Kirche vertraut, schöpfte er bei seiner Betrachtung doch vorzugsweise aus dem Schatze weltlicher Weisheit. Es fand zwischen seinen inneren Ueberzeugungen als Christ, und der Form, die sie durch den Einfluss seiner Zeit und besonders den Umgang mit Montaigne bekommen hatten, ein beständiger Widerspruch statt.

Charron brachte ein Werk wie den Traité de la Sagesse zu Stande, das ausdrücklich dazu bestimmt war, die sittlichen Vorschriften des Christenthums zu verbreiten, wandte aber um diesen Zweck zu erreichen fast nur Ideen älterer und neuerer Moralphilosophen an, die entweder vom Evangelium nichts gewusst haben konnten, oder gegen dasselbe gleichgültig gewesen waren. Er hatte sich Montaigne's Styl und Methode, so viel als möglich, zu eigen zu machen gewusst, nur war ihm von der Natur der geistvolle schöpferische Hauch versagt worden, der das Werk seines grossen Vorbildes belebt. Da er die Religion als ein abgesondertes Gebiet ansah, so glaubte er ihr nicht entgegenzuhandeln, wenn er, wie Montaigne, in den übrigen Interessen des Geistes den Zweifel vorwalten liess. Bei Montaigne war dies, von seiner Originalität, seinem Genie abgesehen, weniger aufgefallen, denn im Grunde hatte er nichts lehren, nichts entscheiden, sondern seine Gedanken und Eindrücke, die überströmende Bewegung seines Innern, der Welt ohne bestimmte Absicht, als den Ausdruck einer rein menschlichen Stimmung, vor Augen legen wollen. Es war ihm mehr um den Ausdruck seines eigenen Wesens, als um die Ueberzeugung Anderer zu thun gewesen. Er selbst sagt in seinen Essais: „ce n'est pas icy ma doctrine,

c'est mon étude — je ne donne pas cet avis comme bon, mais comme le mien.“ — Daher die Systemlosigkeit seines Werkes, die wunderlichen Sprünge und Abschweifungen, die Mannigfaltigkeit und Schrankenlosigkeit seiner Betrachtungen. Charron dagegen hatte ein bestimmtes Ziel vor Augen, wandte eine bestimmte Methode an. Der natürliche und kühne Gang der Montaigneschen Spekulation wird, Charron's geringerer Kraft und Eigenthümlichkeit nicht zu erwähnen, bei diesem durch die scholastischen Eintheilungen, Unterscheidungen unterbrochen, und auf der anderen Seite die Methode des Theologen durch die Freiheiten des Philosophen verwirrt. Der Glaube und der Zweifel erscheinen in ihm neben einander, und beschränken und hemmen sich gegenseitig. Seiner Dogmatik fehlt es oft an Gründlichkeit und seiner Skepsis an jener Schärfe, die sich nicht nur entschuldigen lässt, sondern, durch den Kampf, den sie veranlasst, sogar für Andere fruchtbar werden kann. Montaigne hatte zu seiner Devise genommen: „Que sais-je? — was einen allgemeinen Zweifel, und, wie die Essais beweisen, zugleich eine Befriedigung in diesem Zweifel ausdrückt. Montaigne dachte wie Göthe's Faust:

Bin gescheidter als alle die Laffen,
Magister, Doktoren und Pfaffen,
Weiss, dass wir nichts wissen können —

eine Stimmung, die einen überlegenen Geist besonders in einer Epoche anwandeln konnte, wo so oft Beschränktheit und blinder Eifer ihre Ueberzeugung Andersdenkenden mit Hülfe des Scheiterhaufens auflegen wollten. Charron wählte das Motto: „Je ne sais,“ welches ziemlich genau den Unterschied, der zwischen ihm und Montaigne besteht, darthut. Montaigne gefiel sich in seinem

Zweifel, der ihm eine grenzenlose Freiheit liess, Charron hatte den seinigen durch Anwendung einer dogmatischen Methode, obwohl vergebens zu verscheuchen gesucht. Dieses: „Je ne sais" — war das Resultat des verfehlten Strebens zu einer Gewissheit zu kommen. Montaigne war in seiner Weise zugleich leichtsinniger und folgerechter, indem er eigentlich nie etwas beweisen wollte, Charron stand aber im Widerspruche mit sich selbst, indem er, der ein bestimmtes System befolgte und die Gewissheit suchte, gleichwohl des Zweifels nicht Herr werden konnte.

Ungeachtet der Unvollkommenheiten in dem Werke: Traité de la Sagesse — hat Charron durch dasselbe dennoch ein damals nützliches und förderndes Beispiel gegeben. Dieser Versuch: alle Vorschriften menschlicher Weisheit zu sammeln, in eine bestimmte Folge zu bringen und nach gewissen Grundsätzen zu beurtheilen, in manchen einzelnen Theilen von Erfolg gekrönt, erweckte die Neigung zu einer klaren und zusammenhängenden Behandlung moralischer Gegenstände, die bis dahin äusserst selten gewesen war. Denn was in dieser Beziehung auf dem religiösen Gebiet unternommen worden, hatte sehr oft durch die Anwendung scholastischer Formeln etwas Hohles und Dunkles erhalten. Charron war der erste, der in französischer Sprache die Grundsätze einer allgemein menschlichen Sittenlehre systematisch zu entwickeln versuchte. Dasselbe Verdienst einer umfassenden und methodischen Darstellung zeichnet die ascetischen Werke des heiligen Franz von Sales*) aus.

---

*) François de Sales, Titularbischof von Genf, geb. 1567 im Schlosse Sales in Savoyen, starb 1622 auf der Durchreise in Lyon.

Charron hatte die Heilmittel gegen die Gebrechen der menschlichen Natur in den Vorschriften menschlicher Weisheit gesucht. Franz von Sales fand sie in den Grundsätzen des christlichen Glaubens. Obgleich viel ausschliessender Christ und Priester als Charron, dogmatisirt er doch weniger als dieser, indem er die Offenbarung als eine unzweifelhafte und keines äusseren Beweises bedürftige Thatsache ansieht, mit deren Idee die Führung des Lebens in Uebereinstimmung gesetzt werden muss. So wie Charron den Einfluss allgemein menschlicher Grundsätze zum ersten Mal im nationalen Idiom auf eine zusammenhängende Weise darzustellen versuchte, eben so that dies Franz von Sales mit den Vorschriften des Christenthums, die er von den spitzfindigen Erklärungen der scholastischen Methode befreite, und sie in unmittelbare Verbindung mit dem Leben stellte. Anstatt sich mit den Definitionen, Syllogismen, der Casuistik der officiellen Theologie zu begnügen, sah er vor Allem auf die Verwirklichung des christlichen Princips im Wandel der Menschen, ging deren Neigungen, Sitten, Zustände durch, und wies die Bahn nach, auf der man an das Ziel der Religion, den Glauben im Leben thätig zu machen, gelangen könne.

Was seine Werke besonders auszeichnet und worauf sein Beispiel einen grossen Einfluss ausgeübt, war die gemässigte, vorsichtige und züchtige Weise, mit welcher er die Schwächen und Gebrechen der menschlichen Natur, nur um die Mittel zu ihrer Heilung anzugeben, enthüllte, sie aber nicht rücksichtlos und wie um ihrer

---

Berühmt ist seine religiös-ascetische Verbindung mit der Baronin von Chantal, der Stifterin des Visitandinenordens.

selbst willen an das Licht zog. Dagegen hatte noch Charron, von Montaigne, dessen Freiheit zuweilen in Schamlosigkeit ausartet, gar nicht zu reden, von den damals herrschenden Sitten veranlasst, häufig gesündigt. Im Mittelalter war eine naive, aber auch oft rohe und selbst verderbliche Art sittlicher Belehrung üblich gewesen, in welcher die Fehler und Laster der Menschen in ihrer ganzen Nacktheit nachgewiesen, und statt aller weiteren Ueberredungsgabe, aller Kunst, den Zugang zum Innern des Einzelnen zu finden, ihm das Bild der Hölle und ewigen Verdammniss als einziges Abschrekkungsmittel beständig vor Augen gehalten wurde. Die damalige Theologie stand, nach der Ueberzeugung Derer, die sie anwandten, zu hoch, um sich dem Individuum als ein Mittel der Erziehung und Besserung zu nähern. Sie war ein Gesetz, das, wie im alten Testament, drohend über seinem Haupte schwebte, und ihn eher zu schrecken als zu gewinnen beflissen war.

Franz von Sales hatte dagegen den wahren Charakter des Christenthums, dem Menschen, im Kampfe zwischen seiner geistigen und sinnlichen Natur, den Weg zum Guten und Wahren zu zeigen und ihm mehr Hoffnung als Furcht einzuflössen, richtig erkannt. Sehr verschieden von den finstern und stolzen Asceten früherer Zeiten, welche die Menge auf steilen Pfaden, und über rauhe Höhen an den Fuss des Felsens führten, auf welchem, von Blitz und Donner umgeben, der ewige Richter thronte, war Franz von Sales ein milder und sanfter Hirt, der seine Heerde durch die grünen Thäler der Ermahnung und Ueberredung nach dem Brunnen des Evangeliums leitete, und ihr das dunkle Bild der Zukunft als ein Gestirn des Trostes und Segens zu erklären suchte.

Sein Hauptwerk: „Introduction à la vie dévote“ — ist durch die geschickte Eintheilung und Behandlung des Gegenstandes, die Reinheit, Klarheit und Salbung des Vortrages, eines der vorzüglichsten Erbauungsbücher, die es, von gewissen konfessionellen Unterschieden abgesehen, in der christlichen Kirche überhaupt giebt. Heinrich IV, der, obgleich von Natur leichtsinnig, und von Sorgen, Drangsalen und üblen Einflüssen aller Art umgeben, zu geistreich war, um nicht dann und wann, zumal in späteren Jahren, einen Blick nach oben zu werfen, gehörte zu den eifrigsten Bewunderern des heiligen Sales, und gestand, dass jenes Werk, dessen Anfertigung er ihm selbst empfohlen, alle seine Erwartungen übertroffen habe.

Die Bemühungen des heiligen Franz von Sales trugen dazu bei, zwei der Moral und Religion gleich gefährliche und damals sehr verbreitete Vorstellungen aus den Gemüthern zu verbannen. Bei den Einen nämlich war die Gleichgültigkeit und Verhärtung gegen alle sittlichen Vorschriften aus der Meinung entstanden, dass die Gottheit, da in den langen Religions- und Bürgerkriegen so viele und unbestrafte Frevel und Gräuel vorgefallen, das Thun der Menschen unbeachtet lasse. — In den Anderen, die wahrgenommen zu haben glaubten, dass das höchste Wesen sich nur durch Drohungen und Strafen kund thue, und von ihm keine Schonung und Vergebung zu hoffen sei, herrschte eine Verfinsterung des Geistes und Verzweiflung des Herzens vor, die sie jede Besserung als vergeblich ansehen liess. — Von Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts an begann in den zu religiöser Betrachtung und Erhebung bestimmten Werken, einem damals so wichtigen Theile der Litteratur, sich ein milderer und

zugleich praktischerer Geist zu **zeigen**, der nicht
Einfluss auf die Sitten und Verhältnisse des Lebens

## Achtes Kapitel.

Die von Charron und dem heiligen Franz von S
angegebene Richtung, in den Werken der Litteratur
nur Geist und Gelehrsamkeit, sondern auch einen
ren Zweck und eine bestimmte Methode darzulegen,
von manchen der damaligen Schriftsteller, nur mit
niger Talent als jene beiden dargethan, fortgesetzt.
ter ihnen verdienen der Kardinal Duperron*) und Coe
teau**), Bischof von Marseille, genannt zu werden,
ren Arbeiten durch die zusammenhängende Behand
eines bedeutenden Inhalts und die Reinheit der Dar
lung zur Bildung des Publikums beitrugen und das
an strengere Forderungen zu gewöhnen anfingen. Du
ron zeichnete sich bei seinen Streitigkeiten mit Duple
de Mornay, einem der Häupter der protestantischen Par
in Frankreich, der in seinen Angriffen auf den Kath
licismus oft sehr bitter und rauh war, durch eine
dahin unbekannte Milde und Mässigung aus, und Coef
teau gab in seiner römischen Kaisergeschichte (Hist
de l'Empire romain depuis Auguste à Constantin)

*) Geb. 1556 im Kanton Bern, in einer Familie ausgewand
Protestanten. Er trat zum Katholicismus über, und kam durch T
und Glück zu den höchsten Würden empor. Starb 1618. Unter
nen vielen Schriften verdient sein: Traité de la rhétorique fran
— bemerkt zu werden.

**) Geb. in St. Calais, im ehemaligen Le Maine 1573, gest 16
eben zum Bischof von Marseille ernannt, bevor er noch von die
Würde Besitz genommen hatte.

Prosa einen Fluss, eine Haltung und Einheit, die von der früheren Schwerfälligkeit, Verworrenheit und Ungleichheit vortheilhaft abstach. Beide besassen jedoch keine eigenthümliche Kraft und Erfindungsgabe, und vermieden mehr die Fehler ihrer Vorgänger, als dass sie die Litteratur durch neue Ideen und Formen bereichert hätten.

Die französische Prosa war durch alle diese Bemühungen im ersten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts auf den Punkt gekommen, dass die grössten Hindernisse, die ihrer Ausbildung entgegengestanden, fortgeräumt waren. Ein gewisser Geschmack, noch nicht ganz befestigt, aber schon hinlänglich geweckt, ein gewisses Mass von Kenntniss Dessen, was von einem Schriftwerk in Bezug auf Inhalt und Darstellung verlangt werden kann, waren mehr als früher verbreitet. Nicht nur die gelehrten, sondern überhaupt die vornehmen und gebildeten Klassen hatten seit einiger Zeit eine lebhafte Theilnahme für alle geistige Produktion zu hegen angefangen, und dies nicht, wie so oft im Mittelalter, um in einem einsamen, einförmigen Dasein Gefühl und Einbildungskraft einigermassen zu beschäftigen, sondern in der Absicht den Geist zu bereichern und dessen Gesichtskreis zu erweitern. Man wollte damals in Litteratur und Sprache, was man in allen anderen Dingen erstrebte, Verbesserung des Bestehenden und Erwerbung neuen Besitzes. Der im sechszehnten Jahrhundert in so grosser Stärke entbrannte Trieb nach Wissen und Forschen, der sich auf Alles mit einer Art von Heisshunger geworfen, und in seiner Befriedigung nicht immer von Wahl und Urtheil geleitet worden, war einem Verlangen nach Anwendung jener gewonnenen Erkenntniss, und nach klarer Darstellung

der erlangten Begriffe und Anschauungen gewichen. Der Zweifel, der theils aus dem übergrossen Stoffe, dessen man sich plötzlich bemächtigt hatte, und dessen ungleicher Werth gefühlt wurde, theils aus der blinden und wilden Gewalt, mit der gewisse Ideen sich in den Religionskriegen geltend zu machen gestrebt, entstanden war, sollte durch eine reine und bestimmte Auffassung Dessen, was recht und nothwendig war, ersetzt werden. Man fühlte den Ueberdruss einer unverdauten Gelehrsamkeit im Leben, und die Haltungslosigkeit, die aus einer beständigen Verneigung entsteht. Auswahl, Urtheil und Anordnung des überlieferten und erworbenen Stoffes wurde die herrschende Richtung der Litteratur von dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts an.

Diese Stimmung bedurfte jedoch, um allgemein zu werden, eines Ausdruckes, der sie in einem treffenden Bilde vergegenwärtigte, einer Theorie, die sie bestimmte, eines Talents, das sie mit einigem Erfolge vertrat. Natur und Wahrheit als Inhalt der Litteratur zu setzen, und ihre Formen nach diesem Massstab zu bilden, fiel in jener Zeit noch Niemandem ein. Denn jene erste Eigenschaft wird erst dann in den Werken des Geistes verlangt, wenn sie bereits von einem glücklichen Instinkt des Genies in irgend einer grossen Produktion erreicht worden. In einer aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen versuchsweise zusammengesetzten, und zum Theil aus Nachahmung fremder Muster entstandenen Schriftwelt, wie es die französische beim Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts war, konnte von Natur, im höheren Sinne des Wortes, nicht viel die Rede sein. Der Begriff „Natur“ blieb, so lange er nicht auf eine hervorragende Weise zur Anschauung gebracht worden, schwan-

kend und willkührlich. Die zweite Forderung, die der Wahrheit, glaubte man damals an die Litteratur, ohne Anmassung, nicht stellen zu können. Diese Eigenschaft ward noch immer als ein ausschliessendes Vorrecht der Theologie gedacht. Auch hätten solche Ideen, wie Natur, Wahrheit u. s. w. in einer an tiefere Spekulation wenig gewöhnten Epoche etwas zu Vages und Abstraktes gehabt. Man suchte jedoch nach einem Worte, welches für das Kriterium geistiger Produktion gelten, und Gedanke und Sprache zugleich umfassen sollte. Man fand endlich den Ausdruck: „Beredtsamkeit — éloquence“ — deren Darstellung fortan den Zweck der Litteratur bezeichnen, und dem gemäss Inhalt und Form eingerichtet werden sollten. Dieses Wort übte alsbald eine magische Gewalt aus, und ward die Losung Aller, die von der Litteratur mehr als eine Sammlung einzelner Notizen oder ein zweckloses Spiel der Phantasie verlangten. Alle kräftigen und erleuchteten Geister jener Zeit glaubten das Ziel erkannt zu haben, nach welchem alle höheren Produktionen der Intelligenz ringen sollten. In dem königlichen Patent, durch das die Académie française gegründet wurde, lässt Richelieu Ludwig XIII sagen, dass die Beredtsamkeit die edelste aller Künste sei. Da man Natur und Wahrheit nicht begriff oder ausschloss, so musste jene Eigenschaft, die ihrem Wesen nach nur zu einer untergeordneten Stelle bestimmt gewesen wäre, an die Spitze treten. Diese Idee von der Bedeutung und dem Zwecke aller Schriftwerke, die sich, in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, in einer Epoche der Neuerung und des Umschwunges im französischen Leben, bildete, sollte auf die gesammte geistige Entwickelung der Nation von unermesslichem Einfluss werden.

Beredtsamkeit ist nicht, wie Wahrheit und Schönheit, einer der ursprünglichen Begriffe des menschlichen Geistes, ist nicht Inhalt und Form, Idee und Realität zugleich, sondern ein Mittel zu einem beliebigen äusseren Zwecke, der eben sowohl ausserhalb als innerhalb des Wahren und Schönen liegen kann. Denn wenn die Erfahrung lehrt, dass es leichter ist, etwas Gutes und Rechtes als etwas Böses und Falsches durch Beredtsamkeit zu erheben und zu empfehlen, so ist Letzteres doch immer möglich. Beredtsamkeit ist nicht, wie Wahrheit und Schönheit, eine gewissen Begriffen und Anschauungen einwohnende und von ihnen unzertrennbare Eigenschaft, sondern hängt von den Vorstellungen und Meinungen derer, die sie behandeln, ab. Sie hat es deshalb mehr mit der Aussenseite als dem Wesen der Dinge zu thun, und reicht nicht zur Darstellung der höchsten geistigen Interessen aus. Diese Eigenschaft zum ersten Erforderniss aller litterarischen Produktion zu machen, musste zur Folge haben, der französischen Litteratur einen zu äusserlichen, der Natur und dem Innern der Dinge in mancher Beziehung fremden Charakter zu verleihen.

Auf der anderen Seite aber ward durch die hohe Bedeutung, welche der Beredtsamkeit beigelegt wurde, der praktische Einfluss der französischen Schriftwelt auf das reale Leben und ihre grosse Verbreitung vorbereitet. Auf das Thun und die Gesinnungen der Menschen einzuwirken, ward von jetzt an für die Bestimmung des Schriftstellers gehalten. Das Schreiben ward eine Form des Handelns und Beredtsamkeit gewissermassen ein Mittel der Herrschaft. „Diese Kunst“ schreibt ein Autor jener Zeit „ist die erste von allen und gebietet den anderen.

Sie begnügt sich keineswegs mit einem anmuthigen Ausdruck und einer reinen Darstellung, sondern sie will durch die Kraft ihrer Lehren und den Reichthum ihrer Gründe überzeugen." — Der dies gesagt, ist auch der erste, der in dieser neuen Richtung der Litteratur geglänzt hat, nämlich Balzac, ein in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts sehr berühmter Name, der, obwohl später verdunkelt, doch nie mehr ganz vergessen worden ist.

Jean Louis Guez de Balzac*), aus einer alten Familie stammend, erregte durch sein Talent, da es ein durchaus zeitgemässes war und Das bot, was man verlangte, früh ein grosses Aufsehen. Duperron und Coeffeteau, die er zu Rathe gezogen hatte, erkannten schon in seinen ersten Versuchen eine Ueberlegenheit über alle anderen gleichzeitigen französischen Autoren, und sagten ihm die grössten Erfolge voraus. Descartes, der, obwohl damals noch sehr jung, schon auf einer bedeutenden Höhe der Ausbildung stand, fand in Balzac's Schriften fast alle Eigenschaften grosser Werke wieder. Er hob die Wahl, die Anordnung der Gegenstände, die Reinheit und Angemessenheit des Ausdruckes, und selbst den persönlichen Charakter Balzac's, als diesen litterarischen Vorzügen entsprechend, hervor. Balzac war in der alten Litteratur und besonders der lateinischen sehr erfahren, und zugleich ein Zögling und Bewunderer Malherbe's. Durch das Beispiel dieses letzteren veranlasst, war er in Allem, was die Form der Prosa betrifft, fast eben so genau und schwierig geworden, wie es sein Meister in der poetischen Diktion und Versifikation gewesen.

---

*) Geb. 1594 in Angouleme, gest. 1655.

Man verlangte im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, wie schon oben bemerkt worden, besonders von Charron's und Franz von Sales Beispiel veranlasst, in der Behandlung litterarischer Materien mehr Einheit, Zusammenhang und Methode als früher üblich gewesen, und ausserdem ein gewisses Feuer und eine Kraft, die zu überreden und die Gemüther zu bestimmen im Stande wären.

Die ersten Schriften Balzac's, und die das meiste Aufsehen machten, waren moralische und politische Betrachtungen über die Ereignisse jener Epoche, in die Form von Briefen gebracht. Es handelte sich in ihnen von Allem, was das damalige Publikum anziehen konnte. Religionsstreitigkeiten, Kriege, Verträge, Pabstwahlen, litterarische Erscheinungen, Schilderungen aller Art treten in diesen Briefen auf. Hervorragende Persönlichkeiten werden darin beurtheilt, gelobt oder getadelt, und zwar nach gewissen allgemeinen Grundsätzen, zu deren Verstärkung Beispiele und Vergleichungen aus der Vergangenheit herbeigezogen sind. Die erste Veranlassung zu solchen Compositionen wurde Balzac von dem Kardinal de la Valette, dem er sich wärend der inneren Unruhen eine Zeit lang angeschlossen, gegeben, der ihn aufgefordert hatte, ihm über alle bedeutenden Erscheinungen der Zeit seine Meinung brieflich und ausführlich mitzutheilen.

Viele von diesen Balzacschen Briefen waren im Grunde keine solche, sondern führten diesen Namen nur, weil die ganze Sammlung, in die sie aufgenommen, so hiess. Es sind dies vielmehr Abhandlungen, den Redeübungen römischer Rhetoren ähnlich, in welchem irgend ein Thema von allgemeinem Interesse methodisch aus einander ge-

setzt wurde. Diese Produktionen waren es, welche den meisten Beifall fanden und selbst Descartes Bewunderung erregten. Sie mussten übrigens in jener Zeit, die an einheimischen Mustern arm war, und gleichwohl durch die Kenntniss des Alterthums einen hohen Begriff von der Litteratur bekommen hatte, sehr gefallen. Man fand in ihnen fast alle die Vorzüge vereinigt, die den meisten früheren Hervorbringungen gefehlt hatten. Die Gegenstände waren so gewählt, dass sie jeden Gebildeten ansprechen konnten, in der Entwickelung der einzelnen Partien wurde eine ihrer inneren Bedeutung angemessene Proportion beobachtet, und die Einheit des Ganzen durch keine Nebendinge, keine willkührlichen Einfälle und Abschweifungen gestört. Die Darstellung sprach denselben Charakter der Uebereinstimmung und Angemessenheit aus, und war von allem Erkünstelten und Nachgeahmten, der griechischen und lateinischen Phraseologie, so wie den Provincialismen der Volksdialekte frei. Dann herrschte im Ganzen der Ton der Belehrung und die Absicht Andere zu überzeugen, kurz was man Beredtsamkeit nannte, und ohne welche die Litteratur keine Würde und keinen Zweck zu haben schien. Von dem Allen hatten selbst die bedeutendsten Leistungen des sechszehnten Jahrhunderts, Calvin's Institution chrétienne ausgenommen, ungefähr das Gegentheil gezeigt, und letztere Produktion konnte ihrer speciellen und dem Katholicismus, dem die grosse Mehrheit der Franzosen treu geblieben, feindlichen Tendenz wegen, nicht für ein allgemeines litterarisches Muster gelten. Von Rabelais und Montaigne war, obgleich mit unendlich mehr Genie als Balzac begabt, unaufhörlich gegen dieses Ideal, das man sich im sieben-

zehnten Jahrhundert von einer in Styl und Form w
deten Composition zu machen anfing, gefehlt word
Balzac's Briefe berührten fast Alles, was damals
besondere Theilnahme erregen konnte, das Studium
Alterthums, welches nur lebendiger und anwend
aber keineswegs schwächer als im vorigen Jahrhundert
worden; die allgemeine Moral, die so viele bessere K
beschäftigte, und zu der Plato's und Seneca's Werke
der Schlüssel betrachtet wurden; die religiösen Ver
nisse, die mit mehr Freiheit als früher besprochen w
konnten; die Politik und ihre vornehmsten *Hebel*,
sonst gänzlich von der Litteratur ausgeschlossen gew
Alle diese Dinge, ohne besondere Schärfe und Tiefe, a
mit einem gewissen Tone der Einsicht und Vertrau
behandelt, übten eine ausserordentliche Anziehungs
aus, und verschafften Balzac einen vorübergehenden, 
für den Augenblick grossen Ruf. Alle gebildeten Kla
wetteiferten in seinem Lobe. Mit dem den Franz
eigenen Enthusiasmus wurde er als der „Kaiser d
Redner“ — und die Gegenstände, welche er *behandel*
selbst von der Sorbonne als „königlich“ bezeichnet. M
sagte und zwar im Ernst, von seinen „*Briefen*“, d
die Kranken bei deren Lesung sich erleichtert fühlten
dass sie den Ruf Frankreichs bis zu den fernsten Zonen
verbreiteten, dass Cicero's Werke, damit verglichen,
arm und einförmig wären. Selbst der grosse Richelieu,
ward von dem Fieber dieser Bewunderung, wenn auch
nur für kurze Zeit, mit ergriffen, schrieb an Balzac
mit dem Ausdruck der höchsten Anerkennung, und
dachte daran, ihn auf einen bischöflichen Sitz zu erhe-
ben. Balzac war nicht gesonnen, seinen Zeitgenossen
zu widersprechen, stimmte in den Applaus, den er er-

regte, wie einst Ronsard, wenn auch mit etwas mehr Bescheidenheit ein, und trat als das erste Genie seiner Nation auf.

Diese übertriebene Verehrung konnte jedoch nicht von Dauer sein. Das Publikum hatte das Neue und Anziehende in Balzac's Talent mit Dank und Freude aufgenommen, weil es sich in seinem damals lebhafter als je ausgesprochenen Bildungstriebe gefördert sah. Aber nachdem es davon seinen Vortheil gezogen, fing es die Mängel und Schwächen in den Produktionen seines Lieblings zu fühlen und gegen ihn zu erkalten an. Der Pomp seiner Phrasen und Sentenzen schien einem im Ganzen magern und leichten Inhalt nicht zu entsprechen. Der Titel „Briefe," — den er seinen ersten Arbeiten gegeben, und die nicht sowohl Briefe, als vielmehr moralische, litterarische oder politische Diskussionen waren, fiel befremdend auf. Die Beredtsamkeit eines Mannes, der auf das öffentliche Leben, wozu diese Kunst sonst unter Griechen und Römern bestimmt gewesen, nicht den geringsten Einfluss ausübte, musste bei näherer Prüfung als eine hohle Form, ohne Wahrheit und Zweck, erscheinen. Ein gelehrter und scharfsinniger Mönch, der Pater Goulu, Provinzial der Feuillants oder Bernhardiner der geistlichen Provinz Paris, griff Balzac endlich förmlich und öffentlich, obwohl, nach damaliger Art, unter einem erborgten Namen an. Er machte ihm zuerst den Titel eines grossen Redners streitig, indem er die sehr natürliche und verständige Meinung äusserte, dass dieser Name nicht Dem gebühre, der nie, weder in einem Senate, noch in einer Kirche, noch vor einem Gerichtshofe gesprochen habe. Er wies dann die Ziererereien, Leerheiten, Uebertreibungen, die scheinbare Hitze und innere

Kälte in Paradestücken, wie Balzac's Briefe waren, nach. Er behauptete von ihm, dass er unfähig wäre, eine Arbeit von etwas grösserem Umfange hervorzubringen. Balzac beeiferte sich hierauf mit einem Werk zu Ende zu kommen, das ihn schon seit längerer Zeit beschäftigte und durch das er mit Machiavel zu wetteifern dachte. Sein „Le Prince“ — erschien im Jahre 1631. Obgleich seine Freunde davon Wunder versprochen hatten, so blieb das Publikum gleichgültig. Das Ideal eines Regenten, von einem allerdings klaren und methodischen, aber wenig tiefen und weitschauenden Geiste, in der Einsamkeit und Entfernung von allen öffentlichen Geschäften entworfen, und wo am Ende jedes Kapitels an Ludwig XIII, der ein sehr mittelmässiger Fürst war, bewundernd erinnert wurde, liess den Leser kalt. Seine „Briefe“ — waren, einzelner Angriffe auf sie ungeachtet, immer anerkannt worden. Dieses letztere Werk aber, welches den Einen zu vielem Tadel Veranlassung gab, und bei den Anderen den gehegten Erwartungen nicht entsprach, zog Balzac sehr bald von der zu grossen Höhe, auf welcher er eine Reihe von Jahren hindurch gestanden hatte, herab. Der Mangel an ächter Philosophie und das geringe Mass von Phantasie, welches ihm beschieden, durch einen sententiösen und hyperbolischen Ton verhüllt, begann bald allgemein gefühlt zu werden. Sein „Aristippe,“ — in welchem er das Musterbild eines grossen Ministers und Hofmannes aufstellen wollte, und in welchem er Richelieu, wie in dem „Le Prince“ Ludwig XIII huldigte, erregte wenig Beifall. In dem „Socrate chrétien“ — der letzten Abhandlung dieser Art, fand man die Moral zu theologisch und die Theologie zu wenig dogmatisch. Balzac, der Richelieu's Gunst schon verloren, während er noch

die des Publikums besass, die Einen sagen, weil der Kardinal manche Urtheile in Balzac's „Briefen“ zu frei gefunden, die Anderen, weil er, wie später Corneille's, so damals Balzac's Ruf als eine Minderung seiner eigenen Grösse ansah, erlangte keine der Würden, die man ihn früher hatte hoffen lassen. Er brachte die letzte Zeit seines Lebens mehr mit theologischen als litterarischen Studien, und der Austheilung von Almosen und Wohlthaten, denn er war sehr vermögend, beschäftigt zu.

Balzac ist von der Nachwelt nicht viel höher, als von den Gegnern unter seinen Zeitgenossen gestellt worden. Indessen ist sein Einfluss im Ganzen ein günstiger und selbst bedeutender gewesen. Er besass eine aufrichtige Liebe zu Dem, was er im Leben, im Staate und in der Litteratur für wahr und recht hielt, schrieb und lehrte nichts, als was das Publikum geistig und sittlich veredeln konnte, und der Ruf seiner persönlichen Würde und Unbescholtenheit trug zur Erhebung des Standes der Schriftsteller bei, dem bald nach ihm der grösste Theil der intellektuellen Erziehung der Nation zufallen sollte. Obgleich ohne besondere litterarische Originalität, mehr mit Geschmack, Nachdenken und Gelehrsamkeit, als mit Witz, Scharfsinn und Einbildungskraft versehen, hat er der Prosa in seiner Sprache fast eben so viele Dienste, wie Malherbe der Poesie geleistet. Die Form ist durch ihn vervollkommnet worden, und in dieser Beziehung ist er selbst den begabtesten Schriftstellern des sechszehnten Jahrhunderts sehr überlegen. Es bedurfte zur Hervorbringung eines vollendeten Styls nichts mehr, als das Auftreten eines grossen und eigenthümlichen Geistes wie Pascal, der in diese reine und von allen früheren Makeln befreite Darstellung einen angemessenen Inhalt trug.

Pascal, obgleich Balzac sonst sehr überlegen, ist doch für dessen Nachfolger in der ethisch-litterarischen Tendenz seines Talents zu halten, während Descartes, Balzac's Zeitgenosse, einer anderen und zum Theil weiteren Sphäre angehörte.

Der, nach Beendigung der langen Religions- und Bürgerkriege, im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, in den höheren Klassen des französischen Volkes lebhaft erwachte Trieb zu einer durch litterarische Interessen verschönerten Geselligkeit gab den brieflichen Mittheilungen unter vornehmen und geistreichen Personen einen grösseren Reiz als früher, und fing zugleich die Schriftsteller mit den Grossen in nähere Verbindung zu bringen an. Aus demselben Grunde verbreitete sich der, durch den Einfluss der Frauen am Hofe, zur Gewohnheit gewordene Ton der Galanterie über die meisten leichteren Produktionen der Litteratur, und brachte ein eigenthümliches Gemisch von geistiger Verfeinerung in dem äusseren Genuss des Lebens, und leichtsinniger Willkühr in der Anwendung der sittlichen Vorschriften auf dasselbe hervor. Ein Autor jener Zeit, Namens Voiture*), stellte in seinem Leben und seinen Schriften dieses doppelte Verhältniss zu Gesellschaft und Litteratur auf eine den damals herrschenden Begriffen so entsprechende Weise dar, dass er dadurch einen bedeutenden Ruf bekam, der, wenn auch später geschmälert, nie mehr ganz aufgehoben worden ist.

Voiture hätte bei seinem scharfen und klaren Verstande und der Gelegenheit, die ihm ward, die meisten grossen und einflussreichen Personen seiner Zeit in der

*) Geb. 1598 in Amiens, gest. 1648.

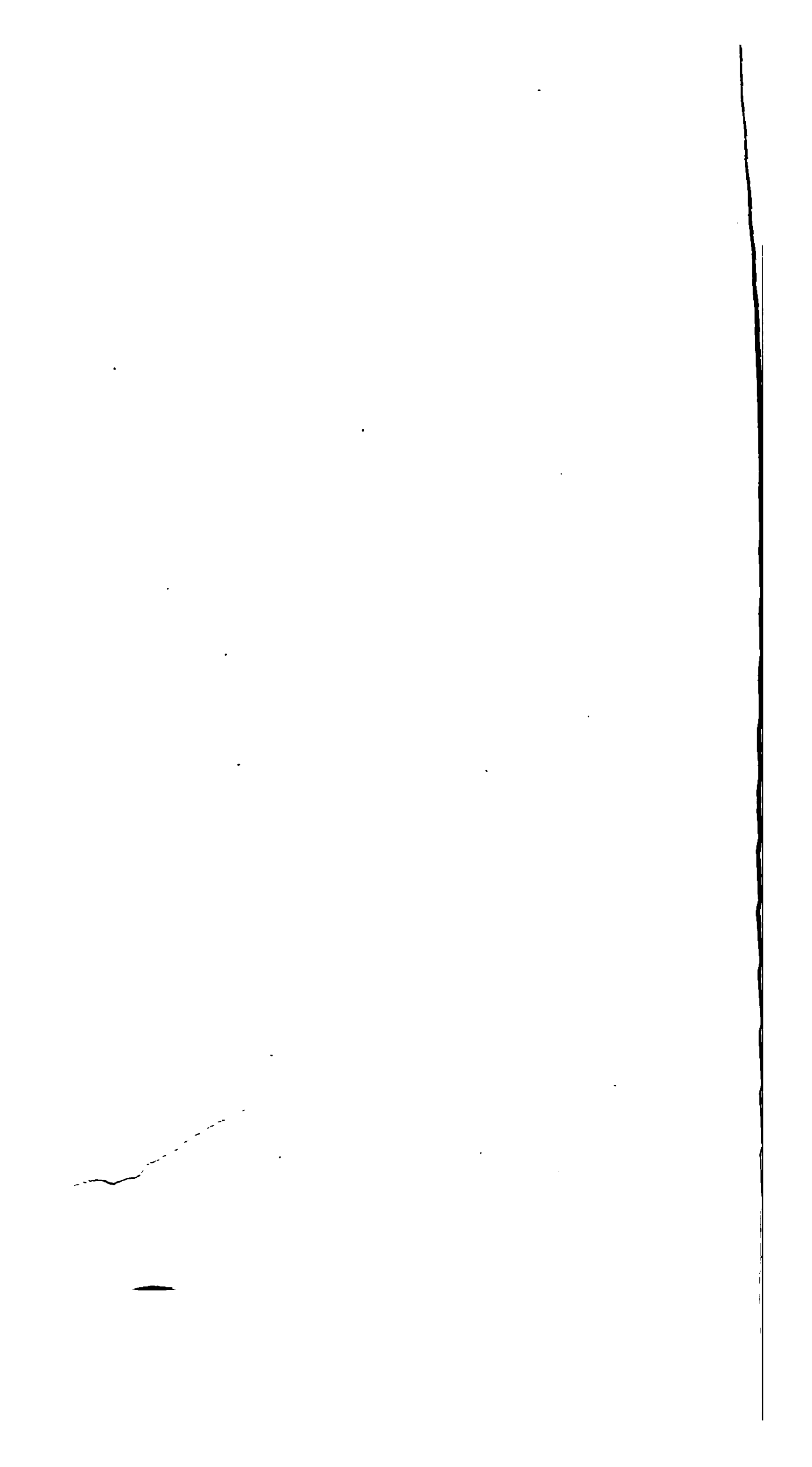
Nähe zu sehen, ja sogar in manche wichtige Geschäfte eingeweiht zu werden, etwas Höheres als seine „Briefe" — hervorbringen können. Aber er zog die Befriedigung seiner Eitelkeit im Umgange mit den Grossen, einer Beurtheilung ihres Thuns und Treibens, und seine Bequemlichkeit und seine Vergnügungen jeder ernsten und umfassenden Arbeit vor. Seine „Briefe," die damals bis in den Himmel erhoben wurden, sanken zwar später in der Meinung, sind jedoch nie vergessen worden. Sie sind zur Kenntniss der Gesellschaft jener Zeit unentbehrlich, die auf das öffentliche Leben und die Litteratur von grösserem Einfluss, als in anderen Ländern gewesen ist. Ausserdem treten in ihnen manche neue und glückliche Ausdrücke und Wendungen auf, die bisher der französischen Prosa gefehlt hatten, und die durch ihn in sie eingeführt wurden und ihr geblieben sind. In Balzac's Werken finden sich, ausser dem Verdienst um die Sprache, allgemeine Blicke über Leben und Welt, Religion und Staat vor, die den Leser auf einen höheren Standpunkt stellten, und grösseren und eigenthümlicheren Geistern als Balzac zu Anregung und Erweckung dienen konnten. In Voiture's „Briefen" herrscht durchaus der Ton der Galanterie vor, sie sind eine Chronik des damaligen Hof- und Gesellschaftslebens, was aber, wie gesagt, von mehr Bedeutung, als anderswo war, und deshalb auch Allem, was zu ihm in Beziehung trat, eine grössere Wirksamkeit verlieh. In Frankreich sind manche an und für sich nicht grosse Erscheinungen im Leben wie in der Litteratur dadurch so viel einflussreicher, als in anderen Ländern geworden, weil sie sich auf einen gemeinsamen Mittelpunkt bezogen, und kein irgend wie ausgezeichnetes Talent vollkommen verloren gehen konnte,

sondern immer eine Stellung fand und eine Wirkung äussern konnte. Voiture hat durch die von ihm begonnene Richtung, sich über die Zustände, Sitten und Meinungen der vornehmen Klassen in schriftlichen Mittheilungen auszulassen, und diese bekannt werden zu lassen, zu der in Frankreich so folgenreich gewordenen Verbindung zwischen der Litteratur und Societät beigetragen. Auch hat er durch den Beifall, der ihm in dieser Sphäre wurde, die Aufmerksamkeit auf Ausbildung der Verhältnisse des geselligen Lebens überhaupt und deren Darstellung in der Schriftwelt geweckt.

---

# Zweites Buch.

## cartes und die französische Litteratur des 17ten rhunderts. — Herrschaft der Regel und Disciplin. Umschmelzung des Alterthums für den modernen Gebrauch.



## Neuntes Kapitel.

Die französische Litteratur war im sechszehnten Jahrhundert von zwei grossen Einflüssen bewegt worden. Einmal hatte sie sich durch das erneuerte Studium des Alterthums einer Menge von Kenntnissen und Anschauungen bemächtigt, die ihr vorher entweder ganz verborgen geblieben, oder deren Dasein sie nur dunkel geahnt hatte. Namentlich waren es gewisse aus der Natur des menschlichen Wesens hervorgegangene Ideen und Formen, an denen griechische und römische Bildung so reich gewesen, die das Verlangen nach einer höheren Erkenntniss geweckt, und dem Geist eine neue Aussicht eröffnet hatten. Dann hatte sich, durch die Reformation und das von ihr in Anspruch genommene Recht der freien Prüfung, der Trieb zu intellektueller Forschung und moralischer Unabhängigkeit selbst da verbreitet, wo dieselbe als kirchliche Lehre verworfen wurde. Ohne die von der Reformation veranlasste Bewegung der Geister, würde das Studium der griechischen und lateinischen Schriftwelt eine todte Ueberlieferung geblieben sein, und keinen befruchtenden Einfluss auf die Wirklichkeit ausgeübt haben. In Rabelais, Amyot's, Montaigne's Werken war für ihre Zeitgenossen eine ganze Welt von neuen, allerdings meist aus Anregung des Alterthums entstandenen,

aber von grossen Talenten eigenthümlich aufgefassten, Begriffen und Vorstellungen aufgegangen. Indessen fehlte es, eben um dieses ausserordentlichen geistigen Andranges willen, an einem richtigen Masse zur Beurtheilung des Entlehnten, und an einer bestimmten Regel bei Hervorbringung des Eigenen Wie viel Rabelais und Montaigne auch geleistet, Alles was sie gethan, war stückweise und zufällig, ohne Plan und Zusammenhang, an's Licht getreten. Es konnte aus ihnen kein allgemeines Kriterium entnommen, kein litterarisches System nach ihnen gebildet werden, da sie, ungeachtet aller Originalität, so viel vom Alterthum geborgt, und in Dem, was ihnen selbst gehörte, keine wahre Einheit und Ordnung, kein festes Alles durchdringendes Princip, erkennen liessen.

Einzelne, im Vergleiche zu jenen ersten, untergeordnete, aber immer bedeutende Schriftsteller, wie Malherbe, Charron, Balzac, hatten auf verschiedenen Wegen, in Sprache und Litteratur grosse Verbesserungen, mehr Bestimmtheit in die Behandlung der Gegenstände, mehr Klarheit in die Darstellung, gebracht. Aber es war dies ohne Anwendung allgemeiner Grundsätze geschehen, oder es waren solche nur für einzelne und beschränkte Theile der Komposition aufgestellt worden. Auch besassen diese Talente nicht die Kraft, die nöthig gewesen wäre, um der gesammten Schriftwelt eine neue Bahn zu brechen. Dies war aber nothwendig geworden. Die französische Litteratur war in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts schon hinlänglich vorgeschritten, um durch einen grossen Impuls ihrem Ziel nahe gebracht werden zu können, und noch zu wenig bestimmt und ausgebildet, um nicht, ohne einen solchen Impuls, sinken, oder sich

in einzelnen widersprechenden Bestrebungen auflösen zu müssen. Wie gewöhnlich einem wahren und tiefen Bedürfniss eine Erfüllung entgegenkommt, so auch in diesem Falle. Ein Mann von dem umfassendsten und schärfsten Geiste, ein spekulativer Philosoph und grosser Mathematiker, der aber zugleich ein nationaler Autor war, erschien, und kündigte eine neue Epoche in der Entwickelung der Litteratur seines Landes an, die sich, nach seiner Lehre und seinem Beispiel, folgerecht und ohne Unterbrechung fortbewegen und vollenden sollte. — Dies war René Descartes*). — Obgleich der natürliche Keim zu Dem, was die französische Schriftwelt werden sollte, längst vorhanden gewesen, und hier und da schon bedeutende Blüthen getrieben hatte, so begann ihre volle Entfaltung doch erst von Descartes an, und es ist durch ihn die Art ihres Fortschrittes, das Mass ihrer Bewegung, so bestimmt vorgezeichnet worden, dass seine Ideen oft in den ihnen, was die Form betrifft, unähnlichsten Gebilden angetroffen werden.

Es handelt sich indessen hier nicht sowohl um Descartes, als spekulativen Philosophen, als vielmehr um ihn als nationalen Autor, und um den Einfluss, den er auf die französische Litteratur gehabt hat. Sein System, als solches, ist nachdem es in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts fast ausschliessend geherrscht, im achtzehnten Jahrhundert durch andere Lehrgebäude verdrängt worden. Dies ist übrigens das Los aller besonderen Philosophien gewesen, und wird es immer sein.

---

*) Geb. 1596 in La Haye, in der ehemaligen Touraine, gest. 1650 in Stockholm. 1666 wurden seine irdischen Ueberreste nach Paris gebracht, und sind jetzt in der Kirche St. Germain des Prés beigesetzt.

Die meisten spekulativen Systeme wollen den Anfang und das Ende der Dinge umfassen, und das Räthsel des Universums erklären. Da aber das Organ dieser absoluten Auffassung und Erkenntniss, der menschliche Geist, in seiner Verbindung mit der Materie nothwendig beschränkt und dem Irrthum unterworfen ist, so müssen die Mängel eines philosophischen Systems, nachdem es einer Richtung der Zeit entsprochen, und in ihr sich geltend gemacht hat, durch den Fortschritt, den es selbst hervorgerufen, entdeckt, und dasselbe als ein Ganzes aufgegeben werden.

Einmal ist es in der christlichen Welt, wo eine von der Gottheit selbst geoffenbarte Religion als oberste Richterin anerkannt wird, und von ihr viele der wichtigsten Gegenstände ein für allemal entschieden sind, schwer möglich, dass menschliches Sinnen und Dichten, so hoch es auch stehen, mit so vieler Kraft es auch auftreten mag, sich für ein Orakel ausgeben könne, was gleichwohl nöthig wäre, um für seine Anschauungsweise eine unbedingte und allgemeine Anerkennung zu finden. Denn ohne den Geist zum Stillstande zu bringen, wird die eine Form menschlichen Erkennens sehr bald zur Entstehung einer anderen Veranlassung geben. Dann ist die moderne Bildung aus der Vereinigung so verschiedener Quellen entstanden, aus so mannigfaltigen Elementen zusammengesetzt, dass es vergeblich wäre, ihr für lange, mit Ausnahme Dessen, was in der Natur der Dinge und dem Wesen des Christenthums liegt, dieselbe Gestalt und Farbe auflegen zu wollen. Die Bedeutung, zu der im Alterthum die Philosophie gekommen, wo es Jahrhunderte lang, mit geringen Modifikationen, Akademiker, Peripatetiker, Stoiker u. s. w. gab,

kann nur aus der Abwesenheit einer dogmatischen Religion, und der, im Ganzen und im Vergleiche zu den neueren Zeiten, einigen und einfachen Gesittung jener Zeit begriffen werden.

Was jedoch der spekulativen Philosophie, ungeachtet der Unmöglichkeit eines absolut wahren Erkennens durch sie, einen hohen Werth giebt, ist ihre Methode, die Art, wie sie den Geist zu üben, zu stärken, und ihn vor Einseitigkeit und Erstarrung zu bewahren weiss. Dadurch steht sie auch in den Augen Derer hoch da, welche, abgesehen von dem Wechsel der Philosophien, die dadurch ihre eigene Unvollkommenheit beweisen, dem Geiste, so lange er in den Banden des Körpers liegt, kein unbegrenztes Erkennen und irrthumsloses Wissen zugestehen können. Durch die Methode, welche Descartes bei der Entwickelung seiner Ideen angewandt, ist er gross gewesen, und seine Philosophie hat, selbst nachdem sie als System verschwunden, immer ihre Bedeutung bewahrt. Man kann sogar sagen, dass sie in dieser Beziehung nie verschwunden ist. Der Cartesianismus, als Methode, steht noch heut in Frankreich aufrecht da, denn er ist die Methode der französischen Bildung überhaupt geblieben, weil er die derselben eigenthümliche und natürliche Weise des Denkens und Erkennens ist.

Die französische Litteratur macht, mehr wie eine andere, den Anspruch, eine allgemeine Form der Darstellung des inneren und äusseren Lebens zu sein, und die fremden Nationen haben dies in gewisser Art durch die günstige Aufnahme und grosse Verbreitung dieser Sprache anerkannt. Sowohl ihre Vorzüge, als ihre Mängel haben zu der Stellung, welche sie errungen, beigetragen. Dieselbe ist, ihrem innersten Wesen nach, überaus klar,

scharf, und bestimmt. Ihr Bau hat sich, mehr als dies in anderen Sprachen der Fall gewesen, nach allgemeinen Regeln gebildet, und es giebt in ihr der Ausnahmen, Dunkelheiten und Willkühren weniger, als anderswo. Die natürliche Folge und Gleichmässigkeit ihrer Wendungen erleichtert die Arbeit des Geistes in ihr. Das Französische bringt unter denen, die seiner mächtig sind, eine wenn auch nur äussere und oft nur scheinbare Uebereinstimmung hervor, die aber für den Augenblick genügt, die Individuen einander nahe stellt, und bewirkt, dass sie sich gegenseitig verstehen, und auf einander einen Einfluss auszuüben im Stande sind. Denn ihre Gedanken, die sich in denselben Formen begegnen, scheinen auch derselben Natur zu sein. Keine andere Sprache bietet, wie die Erfahrung beweist, ein so verbindendes Mittel geistiger Gemeinschaft, wie die französische dar, und keine kann sich ihr an umfassender Einwirkung auf die Gesinnungen und Zustände der Völker vergleichen.

Die Reformation ausgenommen, die deutschen Ursprunges ist, sind alle übrigen moralischen, politischen und socialen Ideen, seit langer Zeit, erst dann zu durchgreifender Bedeutung gekommen, wenn sie durch das Medium des französischen Geistes hindurchgegangen sind. Sie erscheinen dann, aller besonderen lokalen, nationalen Natur entkleidet, und zu einer universellen Aufnahme geeignet. Es ist dies mit wahren, wie mit falschen Vorstellungen der Fall gewesen. In Montesquieu's Esprit des Lois wird wenig angetroffen, was nicht schon vor ihm, von englischen, deutschen, italienischen Historikern und Publicisten ausgedrückt worden wäre. Kein anderer moderner Autor hat aber den Begriff der politischen Freiheit so klar herauszustellen, und seine Verwirklichung der Welt

so nahe zu legen gewusst, wie Montesquieu. Die antireligiösen Meinungen der französischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, Voltaire's Skepticismus, Diderot's, Helvetius, Holbach's Pantheismus und Atheismus waren, in Bezug auf die Ideen nichts Neues, sind aber erst durch die Auffassung und Darstellung jener Schriftsteller einflussreich geworden. Diese allgemeine Bedeutung der französischen Sprache und Dessen, was in ihr ausgedrückt wird, kann kein Resultat der Mode und Konvenienz sein, dazu ist ihre Wirkung zu gross und zu dauernd. — Auf der anderen Seite ist aber das Französische nicht nur ärmer, sondern auch starrer und spröder als mehre andere Sprachen, und weniger zum Ausdrucke des Individuellen und Persönlichen, im weitesten Sinne des Wortes, als des Allgemeinen und Sachlichen geschickt. Es besitzt, im Ganzen und Grossen betrachtet, mehr Gestalt als Farbe und mehr Farbe als Duft.

Der französischen Litteratur hat in ihrer Entwickelung ein Verstandesideal vorgeschwebt, dessen Einfluss sie sich zuweilen zu entziehen versucht, dem sie sich aber immer wieder unterwerfen muss. Es herrscht in ihr eine formelle Logik vor, der Gefühl und Einbildungskraft nur als bestimmte Mittel zu äusseren Zwecken dienen. Diese Sprache ist mehr, als ein anderes modernes Idiom erobernd aufgetreten, wie es die Art des in ihr vorwaltenden Organs mit sich bringt, das der Verstand ist. Ihre vollendeten, aber beschränkten Formen regen die Nachahmung Anderer auf, ziehen aber nicht das Innere zu sich hinüber. Die Brust athmet in ihr weniger tief als in anderen Lauten, und eine ursprüngliche Stimmung der Seele, ein unmittelbarer Wiederhall des inneren Lebens, tönt seltener aus ihr wieder. Alles in ihr ist Kunst,

Wahl, Ueberlegung. Sie hat so lange an sich gebildet, gemäkelt, so lange Dieses aufgenommen, Jenes ausgestossen, bis sie zu der formellen Vollkommenheit gekommen, durch die sie der verbreitetste Ausdruck einer generellen Civilisation, ohne tiefe nationale Eigenthümlichkeit, geworden. Es wird in ihr, wie in dem Geiste des Volkes, dem sie angehört, mehr Regel als Freiheit, mehr Kraft der Abstraktion, als Fähigkeit zu konkreten Schöpfungen, mehr zersetzender Scharfsinn als ergründender Tiefsinn gefunden. Für eine solche Sprache und Schriftwelt, für ihre Vorzüge, wie für ihre Mängel, war es ein angemessener und bezeichnender Umstand, dass ein systematischer Philosoph, ein Logiker und Mathematiker wie Descartes, in einer Epoche des Ueberganges, ihr Gesetzgeber wurde, und ihr die Bahn zu ihrer Vollendung vorzeichnete.

Descartes, mit einem unabhängigen und durchdringenden Geiste begabt, den er in der Jugend durch Reisen ausbildete, und später durch eine strenge Zurückgezogenheit von jedem störenden Einflusse frei zu erhalten wusste, hatte sich die Erforschung der nothwendigsten und allgemeinsten Wahrheiten, ohne sich auf Das, was vor ihm vorhanden gewesen oder gleichzeitig neben ihm bestand, zu stützen, zur Aufgabe gesetzt. Er fand den Beweis für die geistige Existenz des Menschen in der Thätigkeit seines Denkvermögens, und drückte dies in dem berühmten Axiom aus: „Ich denke, also bin ich!“ — Dieses Denkvermögen oder die Vernunft stellte er als die oberste Richterin zur Entscheidung zwischen dem Wahren und Falschen auf. Diese Vernunft war allgemein, abstrakt, absolut, gehörte keinem Individuum, keinem Volke, keiner Zeit an, war eine unpersönliche, der ge-

sammten Menschheit angehörige Kraft. Diese erste Wahrheit führte ihn auf eine zweite: die Unterscheidung der Seele und des Körpers, auf die Verschiedenheit ihrer Natur gegründet. Der Körper offenbart sich durch seine äussere Ausdehnung, die Seele durch die innere Arbeit des Gedankens. Beides sind durchaus getrennte Qualitäten. Vergebens forderten ihn seine Gegner, namentlich Gassendi und Hobbes, auf, sich darüber zu erklären, wie er ohne Gehirn denken könne, und worin die Substanz des Geistes und seine Verbindung mit der Materie bestehe. Descartes begnügte sich damit, diese beiden Elemente des Lebens, ihr Zusammensein und ihre Verschiedenheit, nachzuweisen. Da es nie Jemandem gelungen ist, noch gelingen kann, das Geheimniss ihrer inneren Verbindung zu erklären, so hatte Descartes Recht, sich darüber aller Hypothesen und Phantasien zu enthalten, und sich mit den Beweisen für ihre verschiedene Natur zu begnügen. Denn der Theil der Wahrheit, der dem Menschen aufzufassen vergönnt ist, verliert deshalb nicht an seinem Werth, weil solche ihm in ihrer Totalität verborgen bleibt.

Descartes stellte ferner die Behauptung auf, dass es Wahrheiten giebt, die weder das Ergebniss einer inneren Thätigkeit, noch äusserer Eindrücke sind, sondern unmittelbar aus dem Geiste hervorgehen. Er nannte sie eingeborne Ideen, und hob darunter besonders die Idee der Unendlichkeit hervor. Diese führte ihn auf den Beweis von dem Dasein Gottes, der sich in dem Begriff der Unendlichkeit dem Geiste des Menschen selbst eingeprägt hat. Diese vier grossen Axiome, von dem Wesen der Vernunft, dem Unterschiede des Geistes und der Materie, dem Begriff der Unendlichkeit, und dem Dasein

Gottes, umfassen die allgemeinsten und nothwendigsten Wahrheiten der natürlichen Religion, so wie sie, von aller besonderen Offenbarung getrennt, gedacht wird.

Diese Ideen, mit grosser Klarheit und Folgerechtigkeit aus einander gesetzt, erregten ein ausserordentliches Aufsehen. Es ist dies kein Wunder, wenn man den Zustand der damaligen Wissenschaft, ihre Zusammenhangslosigkeit und Verwirrung, in Betracht zieht. Sie erhielten aber nicht nur in der Philosophie, sondern in der gesammten Litteratur, eine grosse Bedeutung. Descartes System, das den Beweis für das moralische Dasein des Menschen in seinem Denkvermögen fand, der Vernunft das Recht der Entscheidung über Wahrheit und Irrthum zusprach, in der Seele des Menschen den Begriff der Unendlichkeit fand, und die Gottheit als die Verwirklichung dieses Begriffs erkannte, berührte den Dichter, Moralisten, Historiker, eben so gut wie den Philosophen. Alle geistige Thätigkeit nahm von jetzt an eine bestimmtere Form und Tendenz an.

Ausser dem Umstande, dass es damals kein anderes philosophisches System gab, das die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen und den Bedürfnissen der Zeit entsprochen hätte, so wurde Descartes Einfluss noch durch die Einfachheit seiner Darstellung, die den Zugang zu seinen Ideen leicht machte, vermehrt. Er hielt sich in seinen lateinischen und französischen Werken an die überlieferte allgemein verständliche Sprache der höheren Betrachtung, und zwang nicht die, welche in sein System eindringen wollten, zur Erlernung einer besonderen Terminologie und Phraseologie, in der gewöhnlich etwas Gesuchtes und Willkührliches liegt, und die, selbst wenn sie angemessen ist, immer die üble Wirkung hat,

die meisten, sonst fähigen und unterrichteten Personen, welche nicht der gewöhnlichen Form ihrer Gedanken entsagen wollen, von der Beschäftigung mit spekulativen Gegenständen, abzuschrecken, diese entweder als zu schwierig, oder als ein anspruchsvolles, aber leeres Spiel erscheinen zu lassen. Descartes wurde deshalb sehr populair, denn es gehörte nur ein gebildetes Bewusstsein, ohne besondere gelehrte Kultur dazu, um sich seines Systems bemächtigen zu können. Sein Bestreben, die allgemeinsten und nothwendigsten Wahrheiten durch die Kraft der Vernunft allein zu erkennen, und diese Erkenntniss einfach und fasslich zur Aufklärung und Erhebung seiner Zeit mitzutheilen, gab ihm auf die gesammte Schriftwelt und die Bildung seines Volkes einen Einfluss, wie ihn kein anderer moderner Philosoph ausgeübt hat.

Descartes Methode wurde die Theorie der grössten Epoche der französischen Litteratur. Pascal, Bossuet, Fenelon, in der Prosa, Boileau, de Lafontaine, Racine, in der Poesie, sind in Descartes Fussstapfen getreten, und haben dessen Ideen, in ihrer besonderen Sphäre, und mit den Mitteln ihrer individuellen Anlagen, zu verwirklichen gesucht. Von Descartes stammt allerdings nicht, wie sich von selbst versteht, die innere Eigenthümlichkeit dieser Schriftsteller, aber die äussere Uebereinstimmung und gemeinsame Richtung ihrer sonst so verschiedenen Talente her. Der Idealismus der Cartesianischen Methode, die allgemeine Form und Regel, unter die sie die Substanz der Dinge, den Geist und die Natur, brachte, findet sich in den Erzeugnissen jener Epoche im höchsten Grade wieder, und hat auch später in der französischen Schriftwelt ihre Bedeutung nicht verloren. Von Descartes kommt das

den Franzosen eigenthümliche Streben her, die Litter
vor Allem, als ein Mittel zur Aufstellung allgem
Begriffe anzusehen und zu behandeln, woraus sich
alle ihre Vorzüge und Mängel erklären lassen. Sie
lor aber dadurch an Tiefe und Eigenthümlichkeit,
sie an Verbreitung und allgemeiner Verständlichkei
wann. Ihr Anspruch sich, weil sie überall so leicht
genommen und begriffen worden, für den vollkomme
Ausdruck des menschlichen Geistes, wenigstens in
modernen Welt zu halten, ist ein Irrthum. Die
zösische Litteratur hat, wenigstens eben *so sehr*
Das, was ihr fehlt, als durch Das, was sie besitzt,
wirkt. Ein allgemein wahrer Gehalt *schliesst* de
nicht eine durchaus individuelle Form aus.

Descartes Hauptwerk ist: „die Rede von der Me
— Discours de la Méthode.“ — Alles, was Desc
sonst lateinisch oder französisch geschrieben, ist nur
weitere Beweisführung für die im Discours de la Mé
aufgestellten Grundsätze, oder eine Anwendung ders
gewesen. Er legte darin das Ergebniss eines *angestren*
ten, zwanzig Jahre hindurch fortgesetzten Arbeitens u
Denkens nieder, während dessen er, um von der Erfor
schung der Wahrheit nicht durch das Geräusch und d
Geschäfte der Welt abgezogen zu werden, dieselbe f
eben so sehr, wie die alten Anachoreten aus ascetisch
Gründen gethan, gemieden hatte. Der Inhalt dieses We
kes war die Beleuchtung und Lösung jener *oben ang*
gebenen Fragen über das Dasein des Menschen, durch
die Thätigkeit seiner Denkkraft bewiesen, *die verschie*
dene Natur des Geistes und der Materie, über den de
Inneren eingebornen Begriff der Unendlichkeit und das
Wesen der Gottheit.

An diese spekulativen Untersuchungen reihte sich die Behandlung moralischer Gegenstände, als Mittel zur Beruhigung und Beglückung des Gemüths, und die Erforschung der äusseren Natur, zur Erhaltung und Vermehrung des physischen Wohlseins. Descartes hegte die allerdings chimärische Hoffnung, die Menschheit durch seine Untersuchungen und Rathschläge von einer Menge inneren und äusseren Leiden, und selbst von der traurigen Schwäche des Greisenalters zu befreien. Seine philosophischen Betrachtungen gehen jedoch nie über die Grenzen dieses Daseins hinaus. Er war der Meinung, dass es mehr Glück, als Unglück im Leben gäbe, und dass man dieses deshalb so viel als möglich verlängern müsse. Der Tod erschien ihm, der sich ausserdem wenig mit der christlichen Offenbarung beschäftigte, obgleich er ihr nicht feindlich war, nur als die gewaltsame Aufhebung eines im Ganzen wünschenswerthen Zustandes, und nicht als der Uebergang zu einer höheren Existenz.

Der Cartesianismus war, als allgemeine Methode betrachtet, besonders wenn man die Epoche, die ihm unmittelbar voranging, in Erwägung zieht, ein Moment des grössten Fortschrittes in der Entwickelung des französischen Geistes. Der Zweifel war die herrschende Stimmung der eigenthümlichen Denker und Forscher des sechszehnten Jahrhunderts gewesen. Montaigne's: „Que sais-je?“ und Charron's „Je ne sais“ — bezeichnen diesen Standpunkt. Es war dies kein bewusster, absichtlicher Skepticismus, wie später bei Voltaire und den Encyklopädisten, auf die Zerstörung der bestehenden, religiösen und politischen Verhältnisse berechnet. Er war vielmehr aus der Unfähigkeit, in dem unermesslichen intellektuellen Andrange der, durch das im sechs-

zehnten Jahrhundert erneuerte Studium des Alterthums, gewonnenen Begriffe und Anschauungen, ein inneres Gleichgewicht zu bewahren, und aus der Abneigung, zwischen den, sich auf den Tod bekämpfenden, Grundsätzen der Hierarchie und der Reformation eine Wahl treffen, sich einer von beiden Parteien blind ergeben zu müssen, entstanden. Dieser Skepticismus erschien allen mehr zur Beschauung, als zum Handeln geneigten Naturen um so gemässer und erlaubter, da die Uebertreibung des Meinens und Wollens damals zu so gräuelhaften Verletzungen aller sittlichen Vorschriften geführt hatte. Dann schmeichelte derselbe der Eigenliebe und Bequemlichkeit freigeborner, aber nicht entschlossener Geister, die mit seiner Hülfe in ihrem Innern unabhängig bleiben, und von da aus das wilde Wogen der religiösen Kämpfe ruhig und sicher betrachten konnten.

Descartes fand, als er in der Welt um sich zu schauen anfing, nicht nur unter den Fähigeren, sondern oft sogar unter den Besseren jener Zeit, den Zweifel als herrschende Stimmung. Aber anstatt ihn, wie gewöhnlich geschah, als das Ziel anzusehen, ward er von ihm nur als Mittel, zur Erkenntniss der Wahrheit zu gelangen, gebraucht. Der Skepticismus des sechszehnten Jahrhunderts war ein passiver Zustand gewesen, in welchem sich die, welche ihn hegten, gefielen. Der Skepticismus Descartes war aktiver Natur. Er begann damit, alle Vorstellungen, Eindrücke und Kenntnisse, die ihm von der Vergangenheit, der Lesung fremder Werke und dem Einflusse der Sinnenwelt überliefert worden, in Frage zu stellen, und ihnen, sobald sie das Probefeuer seiner Vernunft nicht bestanden, zu entsagen. Das sechszehnte Jahrhundert hatte sich fast ausschliessend von den Ideen

und Traditionen des Alterthums genährt. Descartes kehrte dem Anblick dieser Schätze, wie einem verlockenden und trügerischen Phantom, den Rücken, und wandte sich an sein eigenes Innere oder die ihn umgebende Natur. Er scheute sich nicht, offen zu erklären, dass das Studium der alten Sprachen, an und für sich, nicht mehr Werth, als das des Schweizerdeutschen oder des Celtobretagneschen habe. Dies war allerdings eine grosse Uebertreibung, der Descartes eigenes Thun widersprach, indem er nicht nur das Lateinische sprach und schrieb, sondern überhaupt mit der alten Litteratur, wenigstens ihrem philosophischen Theile, vertraut war. Er wollte sich aber von jedem fremden Einflusse befreien, und sich nur aus sich selbst entwickeln. Seine Kraft der Entsagung und Sonderung in dieser Beziehung war so gross, dass er, der eine gelehrte Erziehung bekommen, viele Ideen verwarf, die ihm wie zur anderen Natur geworden sein mussten, und deren er sich später oft nur mit grosser Mühe wieder bemächtigen konnte, wenn er ihre Brauchbarkeit erkannt, oder sie ihm in seinem System unentbehrlich geworden waren.

Descartes bediente sich nicht nur des Zweifels, als einer Waffe gegen ein übertriebenes oder unbegründetes Affirmiren, sondern ging zuweilen bis zur Negirung der Wahrheit selbst, aber nur so lange, als bis sie ihm durch den inneren Process seines Denkens zur Gewissheit geworden, und seine Vernunft dieselbe anerkannt und bestätigt hatte. Er war der erste französische Schriftsteller, dem der Ruhm gebührt, die Wahrheit, einzig um ihrer selbst, und der Anwendung im Leben willen, gesucht zu haben. Die scholastischen Philosophen des Mittelalters hatten sich nie von der herr-

schenden Theologie befreien können, und sich, seltene und gefährliche Beispiele, wie Abailard, ausgenommen, immer in deren Dienst befunden. Da, wo die theologischen Ideen zur Begründung ihrer Syllogismen nicht ausreichten, zogen sie die Dialektik des Aristoteles, aber von ihnen oft missverstanden und entstellt, herbei. Sie stützten sich immer auf fremdes Meinen und Wissen. Es war ihnen selten gelungen, einen freien Blick in das Wesen der Dinge zu werfen, und wenn ihnen dann und wann ein Blitz heller Erkenntniss aufging, so verschwand er alsbald wieder am Horizont der engen und düsteren Zeit, in der sie lebten. Die scholastische Philosophie war weder dem Geiste, noch der Natur treu geblieben. Sie suchte die Wahrheit nicht, denn sie glaubte deren Inhalt in der Theologie ihrer Kirche, und deren Form in einzelnen Fragmenten antiker Weisheit zu besitzen, und verfiel, wenn sie ohne diese Stützen selbstständig fortschreiten wollte, oft in die seltsamsten und unerklärbarsten Verirrungen, wie z. B. der lange Streit zwischen den Nominalisten und Realisten beweist.

In der Epoche der Renaissance war ebenfalls kein eigentlich klares und reines Verlangen nach Erkenntniss einer allgemeinen Wahrheit und Gewissheit hervorgetreten. Die Erinnerung an Athen und Rom, an Plato und Cicero, hatte damals Alles unterjocht, und es war weniger der Trieb, mit Hülfe des griechischen und römischen Geistes die Natur der Dinge zu ergründen, als vielmehr die Freude an den zahlreichen, vorher unbekannten oder wenig begriffenen Ideen und Gebilden, die Lust an dem Alten, das plötzlich neu geworden, gewesen, von dem eine so grosse Bewegung angeregt worden. Montaigne's Werke, der unter den Franzosen das lebendigste und

originellste Talent jener Zeit war, sind ein Beweis für diese Behauptung. In ihnen wird eine unendliche Fülle von Erscheinungen, aus allen denkbaren Gebieten, hervorgesucht, besprochen, beleuchtet, aber aus Neugierde, aus Neigung zum Vergleichen, aus dem Vergnügen an Schauen und Hören, ohne Wahl, Regel und Zweck. Montaigne sucht wohl hier und da die äussere Wahrheit der Gegenstände, um der verschiedenen Gesichtspunkte willen, unter denen sie aufgefasst werden können, ihre innere Natur ist ihm aber nicht nur gleichgültig, sondern er will über sie sogar zu keiner Gewissheit kommen, und zweifelt eine solche, wenn sie sich darstellt, alsbald an. Montaigne sucht weder sich, noch andere zu überzeugen. Die Welt ist für ihn ein Buch, in dem er hin und her blättert, in welchem er auf jeder Seite etwas Bemerkenswerthes und Anziehendes findet, das er aber ohne Folge und Zusammenhang liest, und aus dessen bunten Räthseln er zuletzt keinen Schluss irgend einer Art zieht.

Descartes dagegen strebt nach einer festen, sicheren, über allen Zweifel erhabenen Erkenntniss. Es sind nur die wichtigsten und entscheidensten Wahrheiten, und von denen alle anderen abhängen, die er zu erfassen sucht. Er lässt sich hierüber von keinem fremden Urtheil, keiner Meinung, Vorliebe, täuschen. Er verwirft die Autorität jeder Tradition, der antiken sowohl als der mittelalterthümlichen, und sieht die Zeit, in der er lebt, als eine durchaus unabhängige, sich selbst genügende Gestalt an, die Alles, was ihr zu besitzen nöthig ist, aus sich selbst erzeugen kann. Er lässt sich durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände nicht, wie Andere, zerstreuen, sondern fasst alle Ideen und Fakten in Einen Brennpunkt zusammen, und wirft diese Flamme auf die

Welt, um sie zu erhellen. Die tiefe Ueberzeug
der Wahrheit Dessen, was er lehrt, flösst ihm d
auch das Verlangen, dieselbe zu verbreiten ein.
der dogmatische, dominirende Ton in seinen W
der Zwang, den er dem Leser auflegt, den er nic
lässt, bis er ihn an das Ziel, welches er sich vor
geführt hat. Daher seine Einfachheit, Klarheit, Fol
tigkeit, denn er theilt nur das an ihm selbst gew
wordene mit, und dessen Anerkennung er für no
dig hält. Ursache und Wirkung ist in seinem
so eng verbunden, alle einzelnen Theile desselben
hen sich so bestimmt auf einander, dass der Gru
dem er seine Gebilde errichtet, einmal zugegeb
dem Ganzen kein Dunkel, keine Zusammenhangsl
kein Widerspruch, gefunden wird.

Durch alle diese Eigenschaften zusammen hat D
einen so grossen Einfluss auf seine Zeit und de
zösischen Geist ausgeübt, dessen grösster Erzi
Lehrmeister in dem Allgemeinen seiner Entwic
der Methode, die in seinen Hervorbringungen h
er gewesen ist. Er hat das Verdienst gehabt, zum
Male in seinem Lande und seiner Sprache, die
sten Gegenstände menschlicher Betrachtung, aus
Mitteln, ohne fremde Hülfe und Zuthat, in ei
und klare Form, ein bestimmtes und zusamme
des System zu bringen, das sowohl durch den
als den Widerspruch, den es fand, die denkend
schaffende Kraft jener Zeit belebte, und eine grosse
fruchtbare Bewegung zur Folge hatte. Dann hat er, d
die Freiheit und Selbstständigkeit, mit der er seine M
nungen und Entdeckungen vortrug, die er einzig a
der Natur der Dinge, ohne sich auf Autorität oder Tr

dition irgend einer Art zu stützen, zu beweisen suchte, dem französischen Geiste das Gefühl seiner Reife und Mündigkeit gegeben, und ihn dadurch zu immer weiterem und höherem Fortschritt veranlasst. Bis auf ihn hatte in der Philosophie die theologisch-scholastische Methode des Mittelalters, in allen übrigen Zweigen des Wissens die Bewunderung und Nachahmung des Alterthums ausschliessend, und jede freie und eigenthümliche Entwickelung hemmend, vorgeherrscht. Descartes ging, wie fast jeder, der sich auf einen neuen Standpunkt stellt, in seiner Entfernung von der Vergangenheit zu weit, und schlug die Bedeutung der klassischen Gelehrsamkeit und der religiös-dogmatischen Grundsätze der Kirche zu niedrig an. Es war indessen damals, wo sich in der Entwickelung des französischen Volkes eine entscheidende Epoche ankündigte, vielleicht nothwendig, sich gegen jeden fremden Einfluss zu erklären, wenn man nicht mit dem Muthe auch die Kraft zu einem selbstständigen Fortschritt verlieren wollte. Die Tradition und Autorität wurden übrigens durch Descartes mehr angegriffen als aufgehoben, und stellten sich, da er, als Philosoph, obgleich seine ganze Zeit erregend, keine eigentlichen Nachfolger fand, nur weniger herrschend und drückend als früher, wieder her. Das, was durch ihn, abgesehen von seinem besonderen System, im Allgemeinen wirklich Bedeutendes und Grosses geleistet worden, ist die vor ihm nie so bestimmt und klar ausgesprochene Idee, dass die Menschheit in jedem Moment ihres Daseins eine Totalität ist, die in sich selbst die Mittel zur Ausbildung und Befriedigung ihres Wesens finden kann, und diese nicht erst in der Vergangenheit und Ferne zu suchen hat. Diese Idee ist später von den Franzosen in Staat und Ge-

schichte auf eine einseitige und übertriebene Weise
wandt worden. Es ist aber nicht desto weniger wahr,
ohne ihre Anerkennung, die Menschheit in einen Zu
der Ohnmacht und Unbeweglichkeit versinken mü

Descartes System ist nicht, wie dies sonst gew
geschieht, fortgesetzt, ergänzt und erneuert worden.
sich später von spekulativer Philosophie in Fra
gezeigt, ward auf eine andere Grundlage, auf Locke
Spinoza, gegründet. Aber er hat durch seine Ideen
mehr noch durch seine Methode, einen unermes
Einfluss auf alle grossen Talente in Frankreich, wä
der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts
geübt. Diese haben, ohne ihn eigentlich nachahm
wollen, aber von seinem Geiste erfüllt, auf versc
nen Gebieten eine neue Bahn gebrochen. Durch
Logik hat er auf Port-royal, durch seine Metaphys
die Theologen und Moralisten der Epoche Ludwig
gewirkt. Bossuet's Abhandlung: „Von der Ken
Gottes und seiner Selbst — De la Connaissance de
et de soi-même“ — und Fenelon in seinem Tr
„Von dem Dasein Gottes — De l'Existence de Die
erscheinen, ungeachtet ihrer dogmatischen Tendenz,
und durch von Descartes Ideen und Methode e
Seine Psychologie wurde am Populairsten, weil d
ihr aufgestellten Meinungen die Neugierde und Auf
samkeit besonders anregten, und auch am Meisten
Widerspruch Veranlassung gaben. In der Poesie
siebenzehnten Jahrhunderts wird, mit Ausnahme
neille's, dessen Cid in demselben Jahre, wie der Disc
de la Méthode an's Licht trat, der Einfluss des Ca
sianismus fast eben so sehr, wie in der Prosa ge

Namentlich waren Boileau und de Lafontaine entschiedene Verehrer dieses Philosophen.

Descartes hat zugleich viel für die Form seiner Sprache gethan. Er ist, der Zeit nach, der erste nationale Autor gewesen, in welchem die französische Prosa vollendet, und von den Makeln, die selbst den grössten Talenten vor ihm anhingen, befreit erscheint. Die allgemeinen und abstrakten Gegenstände, die er behandelte, erlaubten ihm allerdings nicht, die Sprache in allen ihren Theilen zu vervollkommnen, oder ihren ganzen Reichthum wiederzugeben, aber Das, was er von ihr zu seinem Gebrauch angewandt, hat sich nicht mehr verändert, und ist von Allen als in seiner Art vollendet aufgenommen worden. Die feinsten und verborgensten Theile der Darstellung, in denen am Leichtesten Fehler begangen werden, sind von Descartes gerade am Besten behandelt worden. Nie geht sein Ausdruck über die Idee hinaus, die er verkörpert, bleibt aber auch nie hinter ihr zurück. Die Beziehungen der Worte und Wendungen auf einander sind nie gezwungen oder dunkel. Alles steht am rechten Ort und wie von selbst gekommen da. Eine gewisse Kälte und Strenge wird in dieser Darstellung sichtbar, ein abgeschlossener und gebieterischer Ton, den indessen die Gegenstände veranlassten, obgleich derselbe auch in der Natur des philosophischen Anachoreten lag, welcher fast nur mit seinen eigenen Gedanken zu verkehren gewohnt war. Dieser Styl ist eben so wenig wie die Ideen, die er bekleidete, eigentlich nachgeahmt worden, hat aber auf die Form, in der die ersten Talente des siebenzehnten Jahrhunderts sich vernehmen liessen, eben so wie Descartes Methode, einen grossen Einfluss ausgeübt.

## Zehntes Kapitel.

Die Prosa hatte in der französischen Litteratur während des sechszehnten Jahrhunderts grössere Fortschritte als die Poesie gemacht. Durch Malherbe war letztere im ersten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts allerdings gefördert, mehr Reinheit, Mass und Regel in sie gebracht worden. Indessen hatte sich dieser Dichter nur in Einer Gattung, der Ode, hervorgethan. Dann ist Malherbe kein eigentlicher poetischer Genius, sondern nur ein grosser Verskünstler, Rhytmiker und Metriker gewesen. Die Poesie war, ungeachtet dieser technischen Vervollkommnung, im Wesentlichen, arm geblieben. Die symbolische und allegorische Dichtung des Mittelalters war bei der grossen Veränderung, die allmälig in Sprache, Sitte und Vorstellung eingetreten, in Vergessenheit gerathen, und die buchstäbliche und mechanische Nachahmung der Alten in Ronsard und seiner Schule konnte dem, durch Malherbe verbesserten, Geschmack des Publikums nicht mehr genügen. Auch gehörte Alles, was der französischen Poesie einigen Werth besass, der lyrischen und epischen Form an. Es gab keine dramatischen Gedichte, welche den Forderungen der Zeit entsprochen hätten.

Es kann auf den ersten Augenblick befremden, dass die beweglichste und thatfertigste aller Nationen sich nicht früher mit mehr Erfolg in der Gattung der Poesie versucht hatte, welche ihrem Geiste am Meisten zusagen konnte, und von ihr in der Folge auch wirklich vorzugsweise ausgebildet worden ist. Aber das Drama ist die Form der Poesie, die in einer gewissen Vollendung am Spätesten erscheint, und für den Gipfel einer

nationalen Litteratur gelten kann. Reichte ein mannigfaltiges, wechselvolles, brausendes Leben zu ihrer Hervorbringung hin, so müsste sie sich am Ersten zeigen, da das Jugendalter der Nationen meist unruhiger und stürmischer, als deren reifere Entwickelung ist. Aber die dramatische Dichtung setzt ein viel grösseres Mass allgemein menschlichen und volksthümlichen Bewusstseins, eine viel tiefere Kenntniss des inneren und äusseren Lebens, als andere Gattungen der Poesie voraus. In der lyrischen Form sprechen sich augenblickliche Eindrücke und Empfindungen aus, in der epischen thut sich das ebenfalls früh erwachende Bedürfniss des Erzählens und Hörens kund, in der dramatischen kommt zu diesen dichterischen Bestandtheilen noch das Auftreten einander bekämpfender Persönlichkeiten und entgegengesetzter Zwecke, die sich gleichwohl in eine Einheit auflösen müssen, hinzu. Dann gehört ein hoher Grad von Reflexion dazu, um in ihr die Wirklichkeit und deren Schein so mit einander zu verbinden, dass Beide sich als ein Ganzes darstellen. Ein in Inhalt und Form vollendetes dramatisches Gedicht ist die Krone aller Poesie, weil es deren verschiedene Gattungen umfasst, und ausserdem ein erhöhtes Bild der Wirklichkeit gewährt.

Die Neigungen, Personen und Handlungen unmittelbar hervortreten zu lassen, und nicht blos von ihnen zu berichten, der Ursprung aller dramatischen Poesie, ist fast überall sehr früh erschienen, nimmt aber am spätesten die Gestalt der Kunst an, und ihre ersten Versuche sind gewöhnlich so roh und arm, dass sie in einer vollendeteren Epoche ungeniessbar sind und vergessen werden.

Es gab in Frankreich, wie überall in Europa, schon im Mittelalter eine Art von Dramen, die, wie einst im

Alterthum, aus der Religion hervorgegangen, und mit dem herrschenden Kultus in Verbindung gesetzt waren. Aber diese ersten Anfänge der dramatischen Poesie blieben Jahrhunderte lang auf derselben niedrigen Stufe der Entwickelung stehen. Denn die Zeit, in der sie erschienen, schritt in allen idealen Dingen, ihrer grossen äusseren Wandelbarkeit ungeachtet, nur langsam und unbeholfen fort. Auch eignete sich der christliche Glaube, seiner Tiefe und Einfachheit wegen, viel weniger zu plastischer und scenischer Darstellung, als die antike Mythe. Diese ältesten modernen Dramen hiessen Mysterien (mystères), da ihr Inhalt aus der heiligen Schrift gezogen war, und sie grossentheils die Geheimnisse des Sündenfalles, der Erlösung u. s. w. behandelten. Es bildete sich in Paris im vierzehnten Jahrhundert eine eigene Gesellschaft: „Confrères de la Passion“ — genannt, aus ansässigen Bürgern bestehend, welche vor dem Volke für Geld, wie andere Schauspieler, und in einem besonderen Lokal, solche aus dem alten und neuen Testament gezogene Stücke aufführte. Sie hiessen Confrères de la Passion, weil sie ihre Kompositionen besonders in der Osterzeit spielten, und dieselben meist aus der Leidensgeschichte Christi, als dem grössten der christlichen Mysterien, entlehnt waren.

In diesen Dramen traten Gott, der Heiland, die Jungfrau Maria, Engel, Patriarchen, und zugleich Lucifer und seine Genossen auf. Diese Brüderschaft erhielt von dem Könige Karl VI gewisse Privilegien, besonders dasjenige, die Mysterien allein, mit Ausschluss jeder anderen Gesellschaft, in der Hauptstadt spielen zu dürfen, und stand unter dem besonderen Schutz des Parlaments. Die Bühne war gewöhnlich in drei über einander stehende Felder ein-

getheilt. Das oberste stellte das Paradies vor, in der Mitte lag die Welt, und unter ihr die Hölle. Die Handlung begann in der Mitte und endigte oben oder unten. Von einer eigentlichen Erfindung, Anordnung, Verknüpfung konnte in diesen Kompositionen nicht die Rede sein, da der Gegenstand ein durchaus gegebener und geheiligter war, und keine grosse Veränderung erlaubte. Der Dialog war eine Glosse zu dem Text, der nur durch den Reim an eine poetische Form erinnerte. Der Styl in diesen Mysterien, von denen noch viele vorhanden sind, obwohl selten in der ursprünglichen Gestalt, in der sie aufgeführt wurden, die Gedanken und Bilder, entsprachen dem unentwickelten und widerspruchsvollen Geiste jener Epoche. Das Heilige und Profane, Edle und Gemeine, Schreckliche und Lächerliche, begegneten sich in dieser Darstellung nicht nur nicht, sondern liefen bunt durch einander.

Das Mittelalter trug in seinem Glauben ein tiefes Gefühl, aber es wollte von ihm durchaus beherrscht sein. Sobald es ihn im Leben darstellen, in der gewöhnlichen Sprache ausdrücken sollte, trat die Incongruenz und Disharmonie aller damaligen äusseren Verhältnisse, und die traditionelle, unfreie Auffassung aller intellektuellen Interessen alsbald hervor. Zugleich zeigte sich die grosse Armuth des Geistes in der Behandlung dieser innerlich unendlich tiefen, äusserlich aber sehr beschränkten Stoffe. Keine neue, kraftvolle Betrachtung über das Wesen der göttlichen und menschlichen Natur, ihre Verwandtschaft, ihre Verschiedenheit, die Bestimmung, das Schicksal des Menschen, wozu Veranlassung genug gewesen wäre, sondern immer und überall derselbe einförmige Gang der Handlung, dieselben starren Phrasen

und kahlen Sentenzen, nur hier und da von einigen ni-
ven und kühnen Einfällen und Scherzen belebt, die w
dem an Kontrasten so reichen Leben jener Zeit an d
Hand gegeben wurden.

Neben der Confrerie de la Passion erhob sich e
anderer dramatischer Verein: „Enfans sans souci — Di
Ohnesorgen“ — genannt, welche wie jene die tragisch
aller Begebenheiten, den Tod Christi, so die komisch
Seite des Lebens, behandelten. Ihre Stücke wurd
„Soties — Thorheiten, Narrenspossen“ — ihr Vorste
„Prince des Sots — Fürst der Narren“ — *genannt*, u
sie liefen gewöhnlich darauf hinaus, die bestehenden Mis
bräuche in den Einrichtungen, Gesetzen und *Sitten*, unt
allegorischen Namen, darzustellen. Eine der in diese
Dramen häufig vorkommenden Figuren hiess: „Seigneu
Abus — Herr Missbrauch“ — unter welcher allgemein
Benennung einflussreiche Personen, Minister, Prälaten
zuweilen der Souverain selbst, verstanden *wurden*. Lu
wig XI bedrohte einmal bei einer gewissen Gelegenheit
den Prince des Sots mit der Strafe des *Stranges*, wen
er sich in seinen Anspielungen und Spöttereien nicht
enthaltsamer und bescheidener zeigen sollte.

Eine mittlere Gattung in dieser aufkeimenden dramati-
schen Litteratur waren die: „Moralités — Sittenbilder“ -
von den jungen Schreibern am Parlament und Chatel
(Clercs de la Basoche) aufgeführt. Diese Moralitäten nah-
men ihren Inhalt grossentheils aus dem Leben der Heiligen
enthielten aber zugleich satyrische Ausfälle und Angriff
auf die herrschenden Missbräuche und *Uebelstände*, un
auf Personen, die dafür bekannt waren, solche zu verur-
chen, oder zu begünstigen. Sie vermischten gewisser-
massen die Mystères und Soties mit einander, wa

beiden verwandt. — Uebrigens wechselten beide Vereine, nach gemeinsamer Uebereinkunft, zuweilen die Rollen, die Clercs de la Basoche spielten die Soties, und die Enfans sans Souci die Moralitäten. Man könnte glauben, dass wenn die Mysterien, wo Stoff und Zweck einmal gegeben waren, und nicht viel Bewegung und Veränderung zuliessen, keinen grossen Aufwand von Geist und Erfindung erlaubten, dies wenigstens bei den Moralitäten und Sotien, die das wirkliche Leben berührten, der Fall gewesen wäre. Sie waren aber fast eben so einförmig und unbeweglich. Man erhob sich bei ihnen nie von dem Gefühl und Bedürfniss des Augenblicks zu allgemeinen Ideen und Reflexionen, sondern liess immer dieselben Charaktere wie stehende Masken auftreten.

Dieses Unvermögen hatte jedoch einen allgemeineren Grund, denn es findet sich in so vielen anderen Erscheinungen des Mittelalters wieder. Zwei Dinge erfüllten damals alle Gemüther: der religiöse Glaube, und die Unzufriedenheit über den Druck der öffentlichen Einrichtungen. Aber dieser Glaube war von keiner Kraft des Gedankens, keiner Kenntnisse des Wesens der Religion und ihrem Verhältniss zur Sittlichkeit begleitet, und der Tadel der bestehenden Missbräuche brachte keine neuen Ansichten und Vorstellungen, keine kräftigen Versuche auf Erreichung eines besseren Zustandes, hervor. — Es dauerte lange, ehe in diesen hohlen dramatischen Allgemeinheiten etwas von lebendigen, plastischen Typen kam. Dies geschah jedoch allmälig. Aus den Mysterien entstand die Tragödie, aus den Sotien die Komödie, und die Moralitäten gaben die, obwohl weniger unmittelbare, Veranlassung zu dem Schauspiel, im beschränkteren Sinne des Worts, von den Franzosen „Drame“ — genannt, wo ein

höherer, aber nicht nothwendig tragischer Inhalt
entwickelt, und den Uebergang von der Komödie
Tragödie bildet.

Ein Fortschritt auf diesem, wie fast auf allen Gebi
des intellektuellen Daseins, der Wissenschaft, Spr
und Kunst, konnte nur durch das von Italien aus
regte Studium des Alterthums eintreten, welches mit
grosser Begeisterung ergriffen worden war. Joachim
Bellay's Schrift, von der in diesem Werke die Rede gew
„De l'Illustration de la langue française" — in der
Erforschung und Verehrung des griechischen und rö
schen Geistes als das vornehmste Mittel der Bildung
pfohlen wurde, blieb auch auf die dramatische Litter
nicht ohne Einfluss. Ronsard übersetzte den Plutus
Aristophanes in französische Verse, und einige Jahre
her ging ein anderes Mitglied dieser griechisch-fran
schen Dichterschule, Jodelle*), noch weiter, und
eine Tragödie „Kleopatra" — betitelt, die ein grosses
sehen machte. Jodelle's Freunde waren von diesem Ve
suche, das Alterthum auf die französische Bühne zu
pflanzen, so entzückt, dass sie, wie man erzählt, nach
der Griechen, ein Dankopfer mit Beobachtung aller
nischen Gebräuche, anstellten, einen Bock tödteten,
mit dessen Blute besprengten u. s. w., eine Festlichk
die sie aber wohlweislich im Stillen und unter sich
gingen, da ihnen ein öffentliches Auftreten der Art
ernstliche Verfolgung von Seiten der geistlichen und
lichen Obrigkeit zugezogen haben würde.

Jodelle hatte diese Kleopatra vollkommen nach
Modell der antiken Tragödie zugeschnitten, aber

*) Geb. 1532 zu Paris, starb 1573.

nichts weiter als dies vermocht. Die Form und die äusseren Regeln waren beobachtet, aber vom Geiste des Alterthums keine Spur zu finden. Indessen erfreute sich das damalige Publikum nichts desto weniger an der Nachahmung Dessen, was ihm als ein erhabenes Muster vorschwebte. Man sah die handelnden Personen und hörte die tönenden Chöre mit Bewunderung an, und hielt die hohle Rhetorik, die aus dem Ganzen sprach, für eine inspirirte Eloquenz. Diese Begeisterung für einen Schatten bereitete jedoch auf die Erscheinung des später zu erwartenden Lichtes vor, und erweiterte den geistigen Horizont. — Garnier*) folgte dem von Jodelle gegebenen Beispiele in der dramatischen Laufbahn, ahmte jedoch weniger die Griechen, als den lateinischen Tragödiendichter Seneca nach. Es lag dies im Geschmacke jener Zeit. Wonach man damals unter allen Formen am Meisten strebte, war der Besitz gewisser allgemein menschlicher Wahrheiten, an denen die vorhergehenden Jahrhunderte so arm gewesen. Seneca bot solche in grosser Menge dar. Sie erscheinen bei ihm in der Form von Sentenzen, sind allerdings nicht immer am gehörigen Ort, und der Handlung oft mehr angehängt, als dass sie aus ihr hervorgehen. Aber der Trieb nach Erkenntniss, der so lange aufgehalten gewesen, nahm jede Art von Befriedigung eines geistigen Bedürfnisses mit Wohlgefallen auf, und bekümmerte sich nicht viel darum, ihren besonderen Werth abzuwägen. Garnier's Stücke waren übrigens, besonders mit Dem, was ihnen vorangegangen, verglichen, nicht ohne Verdienst. Ungeachtet seiner Nachahmung, erkennt man in ihm eine gewisse Feinheit der Empfindung, und einen Adel des Ausdrucks, die früher so gut wie unbekannt gewesen.

*) Geb. 1545 zu Ferté-Bernard, im ehemaligen Maine, starb 1601.

Seine biblische Tragödie „Les Juives"*) — hat ohne Zw
zu Corneille's Polyeucte und Racine's Athalie Vera
sung gegeben. Garnier's Erfolge waren jedoch von
zer Dauer. Das Publikum ward dieser der Antike n
geahmten Produktionen überdrüssig. Es wünschte m
nigfaltigere und natürlichere Werke, weder so verwo
und roh, wie die alten Mysterien und Moralitäten, n
so regelmässig und gelehrt, wie Jodelle's und Garni
Leistungen. Die Aufführung dieser nach der Form d
Alterthums zugeschnittenen Tragödien hörte bald a
eine Begebenheit zu sein. Man las sie wohl noch, s
sie aber nicht mehr. Man verlangte mehr Handlu
Wahrheit und Wirklichkeit.

Ein regelloses, aber fruchtbares Talent erhob si
um dieser neuen Richtung zu dienen. Es war
Alexander Hardy**), der eine Zeit lang grossen Bei
davon trug. Hardy erfand eigentlich nichts. Er setz
seine Kompositionen aus allen möglichen Ingredien
zusammen, und ahmte vornehmlich die italienisch
Schäferspiele und spanischen Intriguenstücke nach
Das Alterthum ward von ihm nicht übergangen, a
stellte er sich dasselbe nicht, wie Jodelle und Ga
nier, als Muster vor. Er mischte die Kupplerinn
und listigen Sklaven der alten Komödie mit den it
lienischen Lustigmachern (Pantalons) und den spa
schen Prahlern (Matamores) durch einander. Diese bu
scheckigen Produktionen, deren Mängel allerdings nich
ganz übersehen wurden, gefielen jedoch durch eine g
wisse Lebendigkeit und Raschheit der Handlung, und

*) So genannt, nach der Weise der Alten, wegen des Chors der
den Fall Jerusalem's durch Nebukadnezar, beklagenden Jüdinnen.

**) Gest. 1630.

beschäftigten die Einbildungskraft der Zuschauer durch den Wechsel der Zustände, die in ihnen vorgeführt wurden. Hardy war übrigens mehr ein Sceneneinrichter, wie man deren besonders in Italien und Spanien so viele gesehen, als ein eigentlicher dramatischer Dichter. Das Publikum wurde dieses Wirrwarres, nachdem es ziemlich lange an ihm Theil genommen, endlich müde, und kam wieder auf die gelehrte Tragödie zurück. Es bildete sich eine dramatische Theorie, aus den Vorschriften des Aristoteles über die Einheiten, und der Nachahmung des spanischen Theaters zusammengesetzt, nach der Werke hervorgebracht wurden, aus denen wenigstens eine künstlerische Tendenz, und nicht blos eine technische Routine, wie bei Aléxander Hardy, hervorscheint, die aber doch zu unvollendet waren, um bestehen bleiben zu können.

Hieher gehören die dramatischen Dichtungen von Rotrou*), dessen „Wenceslas" noch immer in den Litteraturgeschichten mit Theilnahme genannt wird; das Trauerspiel „Sophonisbe" von Mairet**), und einige Kompositionen George's von Scudery***), der allerdings ohne seine berühmter gewordene Schwester, die später erwähnt werden wird, vielleicht spurlos verschwunden wäre, sich aber damals mit den erst genannten Dichtern in den Beifall des Publikums theilte. Es fehlte diesen Talenten nicht an einer gewissen Kraft der Erfindung und des Ausdruckes, denn Manches in ihren Arbeiten ist später auf geschicktere Weise nachgeahmt worden, wohl aber an der Gabe aller festen Gestaltung und Individualisirung in Bezug auf die Zeichnung ihrer Charaktere, und

*) Geb. 1609 zu Dreux, gest. 1650.

**) Geb. 1604 zu Besançon, gest. 1686.

***) Geb. 1601 zu Le Hâvre, gest. 1664.

an der Mässigung und Begrenzung, ohne welche keine Natur und Wahrheit möglich ist, und Alles verworren und willkührlich erscheint. Sie fallen, in der Situation, wie in dem Styl, zu oft aus dem Abentheuerlichen in das Platte, aus feurigen Hyperbeln in wässrige Gemeinplätze, denken an keine Uebereinstimmung des Einzelnen mit dem Ganzen, und werfen die verschiedensten poetischen Ingredienzen, ohne Mass und Ziel, bunt durch einander. Besonders kann dies von Scudery gelten, der als Dichter wie als Mensch ein Renomist ohne Gleichen war, und auch da, wo er erhaben sein will, seines übertriebenen Tones wegen, oft komisch erscheint.

Ihnen von Hause aus an Talent sehr überlegen, aber gleichwohl in einer ähnlichen Richtung befangen, arbeitete eine Reihe von Jahren hindurch Peter Corneille*), bevor sein Geist sich vollkommen entwickelt hatte. Acht seiner Stücke, darunter der erste seiner dramatischen Versuche, die Pastoral-Komödie „Mélite“, gehören in diese Epoche. Sie leiden, mancher Vorzüge ungeachtet, wie ein festerer Styl, eine umfassendere Reflexion, an den Mängeln jenes den Alten und den Spaniern nachgebildeten Systems, sind von der Bühne längst verschwunden, und werden nur, um des grossen Rufes willen, den ihr Verfasser später erworben, noch genannt.

Corneille ist der erste dramatische Dichter Frankreichs, dessen Werke nicht nur allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sondern von denen einige in ihrer

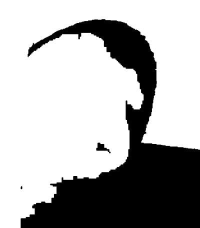
*) Geb. 1606 in Rouen. Starb 1684 in Paris. Ausser seinen anerkannten Meisterwerken verdienen noch folgende seiner Stücke bemerkt zu werden: Pompejus — Rodogune — Heraclius — Berenice. — Sein Bruder Thomas Corneille, geb. 1625, gest. 1709, hat über vierzig Trauerspiele geschrieben, von denen aber nur noch zwei: Ariadne — Graf Essex — erwähnt werden.

Sprache nie übertroffen worden, und noch jetzt fast eben so sehr, wie zur Zeit ihres ersten Erscheinens, bewundert werden. Dies will an und für sich schon viel sagen. Er war aber ausserdem der eigentliche Gründer des modernen französischen Theaters, sowohl der Tragödie, als der Komödie. Wenn man das Verdienst und die Fähigkeiten eines Autors nicht blos nach der absoluten Vollkommenheit seiner Werke, sondern zugleich, wie dies verlangt werden kann, nach dem Zustande beurtheilen muss, in welchem er die Gattung, in der er sich auszeichnen sollte, vorfand, so hat es in der französischen Litteratur kein originelleres Talent, als Corneille gegeben. Als er mit der ersten seiner vollendeten Produktionen, dem „Cid“ auftrat, der alle früheren Leistungen vergessen machte, war in der dramatischen Poesie der Franzosen fast Alles zu schaffen gewesen. Alles vor ihm Vorhandene konnte nur für eine mehr oder weniger geschickte Nachahmung des antiken oder des spanischen Theaters, oder eine verworrene und willkührliche Vermischung beider gelten. Es gab, was die Form betrifft, vor ihm keinen poetischen Styl, der der Grösse der Tragödie oder der Freiheit der Komödie würdig gewesen wäre, sondern nur eine versificirte Sprache, ohne Eigenthümlichkeit, Kraft und Haltung, aus dem Nachklang fremder Muster zusammengesetzt. Der Inhalt war eben so bunt und locker, wie diese Form. Die Charaktere, Sitten, Leidenschaften der auftretenden Personen, die Zustände und Zwecke, hatten nichts Nationales, Originelles, sondern wankten zwischen den Eindrücken der alten Litteratur, und den Einflüssen Italiens und Spaniens hin und her.

Corneille hatte selbst mehre Jahre lang an allen Mängeln dieser unentschiedenen und kraftlosen Richtung gelit-

ten, bis er sich im Cid plötzlich **über** sie erhob, und
erste wahrhaft französische Trauerspiel schuf. Die B
ward durch ihn gebrochen, auf der **Racine** nur fortzusch
ten brauchte, um an das Ziel zu kommen, und durch
Komödie „der Lügner — le Menteur“ — gab Corn
den Ton und die Form an, die **Moliere** nur zu verv
kommnen und zu erweitern, aber **nicht** wesentlich
verändern brauchte, um zu leisten, **was** er geleistet h
In seinen Untersuchungen über **dramatische** Kunst,
den von ihm selbst ausgehenden **Beurtheilungen** sei
eigenen Kompositionen hat Corneille **überhaupt** die Th
rie des französischen Drama **begründet**, von der sich
Dichter seiner Nation, seit zweihundert **Jahren**, nie
haben entfernen können, ohne etwas Verfehltes
Schwaches hervorzubringen.

Keine dramatische Produktion hat **in** Frankreich
solches Aufsehen und eine so allgemeine Bewunderung
wie der Cid erregt. Es war erstens **nichts** *vor ihm*
gewesen, und stand nichts neben ihm, **was** die Aufmerk
samkeit theilen und zerstreuen konnte, *vielmehr* must
Alles dazu beitragen, sobald man Corneille's Werk
Anderem zusammenhielt, dasselbe auf eine unvergleich
liche Höhe zu stellen. Dann war das französische Vo
damals schon frei und erregbar genug, um eines gross
geistigen Eindruckes fähig zu sein, und noch nicht,
im achtzehnten Jahrhundert durch Zweifel, Wider
sprüche, hin und her irrende Bestrebungen aller Art
streut und verwöhnt worden. Es war durch die glück
liche Beendigung der langen inneren und *äusseren* Krieg
unter Heinrich IV und die grossen Erfolge, die Riche
lieu's Verwaltung davon trug, mit einem lebendigen Ge
fühl für Ruhm und Ehre erfüllt worden, und stand über



haupt damals unter dem Einflusse einer strebenden, fortschreitenden Epoche seiner Geschichte. Es hatte sich allmälig einen gewissen Sinn für das Grosse erworben, und war geneigt, dasselbe, wenn es ihm auf dem Gebiete der Ideen, unter ihm zugänglichen Formen, begegnete, wenigstens eben so gern, wie auf dem der Wirklichkeit, aufzunehmen. Man sehnte sich nach etwas Besserem, als was man in dieser Art bisher besessen hatte. Als Corneille mit seinem Cid hervortrat, fielen dem damaligen Publikum gewissermassen die Schuppen von den Augen, und es sah zum ersten Male das Ideal einer Tragödie in leuchtender Gestalt vor sich aufgehen. Bisher war ihm ein solches Ideal nur in der Ferne und wie ein Schatten erschienen. Es lag demnach in der Nation eine, für die Aufnahme einer Produktion von solcher Kraft, günstige Stimmung.

Fast Alles, was das Herz jener Zeit, die gewissen Gefühlen und Anschauungen des Mittelalters noch nicht ganz entfremdet war, entflammen und erschüttern konnte, findet sich in diesem Stücke vor. Sein Inhalt darf, wie der aller Epoche machenden Werke, als bekannt vorausgesetzt werden, nur so viel über dessen Behandlung.

Die beiden Hauptcharaktere sind mit so fester Hand gezeichnet, als wären sie von der Natur selbst gebildet worden. Don Rodrigue, mit dem Zunamen der Cid, von der Geschichte dazu bestimmt, der volksthümlichste Held seines Landes und ein Spiegel ritterlicher Gesinnung zu werden, ist in der Tragödie auf derselben Höhe gehalten, und das Feuer einer kriegerischen und liebenden Begeisterung strahlt aus seinem ganzen Wesen hervor. Die Jungfrau, Chimene (Donna Ximena), ist von kindlicher Pflicht und Stolz auf ihr Haus so erfüllt, dass ihre un-

bezwingliche Neigung zum Mörder ihres Vaters nur um so tiefer und mächtiger erscheint. Die beiden Väter der Liebenden, Don Diegue und Don Gomes, sind zwei sich abstossende Eigenthümlichkeiten, aber jeder in seiner Art kräftig und bedeutend, und selbst die in die Handlung wenig eingreifenden Personen, wie der König, seine Tochter u. s. w. stehen mit dem Ganzen in Uebereinstimmung. In die Katastrophe ist zugleich ein Bild von dem grossen religiösen und nationalen Kampfe der Spanier gegen die Araber eng eingeflochten, und dieses allgemeine Interesse erhöht die Theilnahme an der Darstellung jener individuellen Leidenschaft und Kraft.

Dieser an und für sich grossartige Inhalt bewegt sich in einer ihm angemessenen Form, voller Mark und Leben, spricht sich in einer festen, schlagenden, man möchte sagen, heroischen Diktion, in Versen von kühnem Schwung und mächtigem Fall aus, und man begreift, welchen Eindruck ein Gegenstand der Art und so behandelt, auf ein empfängliches und emporstrebendes Geschlecht, wie die Franzosen des siebenzehnten Jahrhunderts waren, hervorbringen musste, die das Gefühl solcher Thaten und Gesinnungen in ihrem Inneren trugen, denen aber der Ausdruck desselben in ihrer Sprache noch nie so geboten worden war. Auch kannte die Bewunderung für den Cid keine Grenzen. Er wurde „la belle merveille“ — genannt und von dem Erscheinen dieser Tragödie an eine neue Aera in der Geschichte der nationalen Entwickelung gerechnet. Noch jetzt wächst in den erleuchteten Klassen jede Generation in der Bewunderung dieser grossen Produktion auf.

Obgleich es später französische Kritiker gegeben hat, welche einige andere unter Corneille's Stücken dem

Cid als Kunstwerk an die Seite gestellt oder sogar vorgezogen haben, so ist dieser, nach der Meinung des gesammten gebildeten Publikums in Frankreich, der bei Weitem kostbarste Stein in der Krone dieses Dichters geblieben.

Corneille hat, als Autor, ein eigenes Schicksal, wie vielleicht kein anderer gehabt. Eine Anzahl seiner früheren Produktionen, vor dem Cid, erscheint mit Dem, was gleichzeitig unternommen wurde, verglichen, bedeutend, gegen letzteren gehalten, aber schwach. In den nächsten vier Jahren nach dem Cid bringt er „Horace — Cinna — Polyeucte" — den Manche für sein Meisterstück halten, hervor, und von da an sinkt sein Talent fast eben so unaufhaltsam, als es sich überraschend schnell erhoben hatte. Unter mehr als dreissig Stücken, die er geschrieben, sind es demnach nur vier, die eines allgemein anerkannten Rufes geniessen, und während einer so langen schriftstellerischen Laufbahn ist er im Grunde nur kurze Zeit über im vollen Besitze seines Genie's gewesen. Diese ausserordentliche Ungleichheit, die Corneille in der Anwendung seiner dichterischen Gaben bewies, die Art, wie er aus den Vorzügen, die er in einigen grossen Werken dargelegt, später so oft in die entgegengesetzten Mängel, aus Grösse in Schwulst, aus Beredtsamkeit in Hohlredenheit, aus Gedankenreichthum in Spitzfindigkeit, gefallen, ist von den französischen Litteratoren allgemein bemerkt worden, und immer ein Gegenstand der Verwunderung geblieben. Einige haben diese auffallende Erscheinung aus Corneille's Entfernung vom Hofe und der vornehmen Gesellschaft, und seinem häufigen Aufenthalt in einer Provinzialstadt erklären wollen, wo es ihm an anregender Mittheilung, an Rath und

Kritik, gefehlt habe, und die Schwingen seines Geistes gelähmt worden. Denn der Hof und die Hauptstadt galten nicht nur für den Gipfel des französischen Lebens, sondern auch für den Sitz der Musen. Andere sind der Meinung gewesen, dass Corneille's Armuth ihn, da er ohne Vermögen war und von der Aufführung seiner Stücke nicht Vortheil genug zog, um nach Lust und Laune produciren zu können, gezwungen habe, zu rasch, oft ohne Begeisterung, und besonders ohne die gehörige Sammlung, zu arbeiten.

Dies Alles kann von Einfluss auf das rasche Sinken dieses grossen Talents gewesen sein. Der Hauptgrund liegt aber in dem dramatischen System, welches Corneille bei der Hervorbringung seiner meisten Stücke zur Anwendung brachte. Wie auch die besonderen äusseren Formen beschaffen sein mögen, welche die Dramaturgie einer Nation ihren Theaterdichtern vorschreibt, ob die so genannten Einheiten beobachtet werden oder nicht, ob die Produktionen ein grösseres oder kleineres Feld der Zeit und des Raumes umfassen, es giebt im Grunde nur zwei Systeme, unter denen der dramatische Dichter wählen, und von denen er sich bei seinen dramatischen Hervorbringungen leiten lassen muss. In dem einen bringen die Charaktere die Situationen hervor, in dem anderen werden jene von diesen bedingt. Dem ersten gemäss, in welchem menschliche Kraft, Wahl und Freiheit vorherrscht, schafft der Dichter zuerst Charaktere, mag er nun den Stoff zu ihnen der Geschichte oder anderen Ueberlieferungen entlehnen, stellt sie in die Mitte von wirklichen oder möglichen Ereignissen, und stattet sie mit einander widerstrebenden Passionen oder Interessen aus, aus deren Kampfe die Situationen hervorgehen.

Diese Weise dramatischer Auffassung und Hervorbringung ist die der Dichter aller Zeiten und Völker gewesen, welche die vollendetsten Werke hervorgebracht haben. Denn Das, was in allen Verhältnissen die Aufmerksamkeit am Meisten in Anspruch nimmt, ist der Charakter des Menschen, die Art, wie sein Inneres die äusseren Zustände behandelt, sie beherrscht oder sich von ihnen fortreissen lässt. Denn eine gewisse Individualität muss, vom Zufall abgesehen, im Ganzen und Allgemeinen, nothwendig gewisse Lagen hervorbringen, oder, wenn diese gegeben sind, sie verändern. Selbst die Idee eines unwandelbaren Fatum's, das grosse Vehikel der antiken Tragödie, war im Grunde nichts Anderes, als die Beobachtung eines Gesetzes der menschlichen Natur, vermöge dessen gewisse Charaktere fast immer in gewisse Situationen gerathen, die man, da sie von ihnen nicht mit Bewusstsein und Absicht gewählt worden, als eine Schickung der Götter ansah. Worin aber bestand diese Schickung, welche die Heroen der antiken Tragödie vorwärts treibt, anders als in einer Anlage und Leidenschaft, die mit ihnen geboren, mit ihnen eins geworden war, und ihr Urtheil und ihren Willen bestimmte? Diese Richtung des Charakters war so gebieterisch und unwiderstehlich, und die Vernunft von ihr so unterjocht, dass die Alten sie nicht als ein Ergebniss der individuellen Natur, sondern als den Ausdruck eines höheren und allgemeinen Willens darstellten, was ausserdem noch mit ihrer geringen Kenntniss von moralischer Freiheit und innerer Sittlichkeit zusammenhing. In den grössten modernen Dramen ist es ebenfalls immer die Individualität, welche die Situationen hervorbringt, oder wenigstens modificirt, und sich in ihnen offenbart. So

viel Handlung und Wechsel auch bei Shakspeare und Schiller gefunden wird, die Charaktere sind immer das Anziehendere und Mächtigere, und man fühlt, dass die Situationen an sie gebunden sind, nicht aber, dass sie von diesen abhängen, oder erst durch sie zu Dem, was sie sind, gemacht werden.

Ein anderes System der dramatischen Kunst führt darauf, überraschende Situationen zu erfinden, die Individuen in diese zu versetzen, und durch den Widerstreit zwischen den Gesinnungen und Absichten derselben und den gegebenen Zuständen eine Menge verwickelter, lebendiger Scenen zu schaffen. Diese Art der Auffassung und Behandlung ist auf keinem Theater so allgemein gewesen, von keinem mit so grossem Geschick und Glück, wie dem spanischen, behandelt worden. Die Personen sind indessen in solchen Dramen wenig individualisirt, denn ein Liebender, ein Eifersüchtiger, ein im Punkt der Ehre Schwieriger sind noch keine Charaktere. Solche sprechen wohl, je nach Alter, Zeit, Umständen, eine etwas verschiedene Sprache, sind aber ungefähr immer dieselbe Gattung, eher Masken, als Personen.

Alles Interesse ist in solchen Stücken auf die Situationen oder Intriguen gewandt, die möglichst mannigfaltig und überraschend sein müssen, weil das Ganze sonst keine Theilnahme erregen würde. In den spanischen nach diesem Princip gebildeten Dramen, und die meisten unter ihnen sind Intriguenstücke, wird oft eine reiche, strömende Diktion, eine Fülle glänzender und treffender Bilder, und, wenn die Situation es mit sich bringt, wohl auch ein Ausdruck tiefen Gefühls oder scharfsinniger Betrachtung gefunden, aber eigenthümliche, auf sich selbst gestellte, entschiedene Charaktere sind selten,

und es herrscht ein gewisser genereller Typus vor, der, aller Farben und Töne ungeachtet, etwas Leeres hat. Daher kommt es auch, dass selbst die besten Dramen Calderon's nur durch den Schwung und Glanz ihrer Sprache wirken, und keinen Eindruck zurücklassen, der sich z. B. dem von Shakspeare's grösseren Stücken vergleichen liesse. Die Ueberfülle von Situations- und Intriguenstücken, wo die Charaktere nichts und die Ereignisse Alles sind, wie jetzt auf den meisten Theatern, bezeichnet übrigens den Verfall der dramatischen Kunst, die auf diese Art zuletzt in ein blosses Schaugepränge ausarten muss.

Da die spanische Sprache früher, als die französische zu einem gewissen Grade der Vollendung gekommen, so war die Kenntniss und der Geschmack an der spanischen Litteratur in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts sehr verbreitet. Von Ferdinand dem Katholischen und Ludwig XII an hatten sich beide Nationen unaufhörlich berührt. Obgleich der spanische Einfluss in der Politik von den Franzosen unter Heinrich IV ausgestossen und selbst besiegt wurde, so machte er sich im Leben, in den Sitten, der Sprache, noch lange geltend. Corneille fand diese Stimmung vor. Sie theilte sich ihm in der Epoche seines Lebens mit, in welcher er sich entwickelte, und er konnte sie später nicht mehr los werden. Ein richtiges Gefühl von dem Wesen der dramatischen Kunst erhob ihn im Cid, in Horace, Cinna, Polyeucte, über die Gewohnheiten und Einflüsse seiner Zeit, denen er aber als die schaffende Kraft in ihm, ausserdem von hemmenden äusseren Umständen beschränkt, zu sinken anfing, wiederum zufiel. Die Dramen, die Corneille nach jenen genannten Hauptwerken

geschrieben, sind sämmtlich, mehr oder weniger, aber immer überwiegend, Situations- und Intriguenstücke, in denen die Charaktere meist schwach gezeichnet, zu allgemein, und ohne Haltung sind, und keine eigenthümliche Natur darstellen, sondern nur dazu dienen, gewisse Lagen und Verhältnisse unter einander zu verbinden. In diesen Produktionen giebt es wohl einzelne Stellen, die Corneille's grosses dramatisches Talent beweisen, aber das Ganze ist unbestimmt, trocken und überladen, leer und zugleich bunt, und selbst der Sprache fehlt der reine metallne Klang, der die Stücke unterscheidet, in denen kraftvolle und originelle Charaktere ihnen ähnliche Situationen hervorbringen.

Ohne Racine und Moliere würde das Beispiel, welches von Corneille so viele Jahre lang gegeben worden, die Ereignisse über die Entwickelung des Innern der dramatischen Personen zu stellen, und die Individualität von der Intrigue abhängig zu machen, das französische Theater auf Abwege geführt haben. Die dramatische Poesie würde auf diese Art in Frankreich alle Mängel der spanischen, ohne die dieser eigenthümlichen Vorzüge getheilt haben. Denn der Schwung und Glanz der spanischen Diktion, die reiche Färbung und melodische Beseelung des Ausdruckes, die kühne und schimmernde Darstellung des Abentheuerlichen und Phantastischen, alles Eigenschaften, die das spanische Drama bezeichnen, und seinen Mangel an Inhalt und Wahrheit verhüllen, würden dem prüfenden und messenden Geiste des Franzosen, der bei Dem, was er mit Ernst und Liebe ergreift, immer nach dem Wie und Warum fragt, unerreichbar gewesen sein, und er seine eigene Natur ohne möglichen Ersatz aufgegeben haben.

Das französische Drama würde auf diesem Wege weder ein tiefer Spiegel des Welt- und Menschenschicksals, wie das deutsche und englische in ihren wesentlichen Hervorbringungen sind, noch eine grosse nationale Bildungsanstalt, ein Muster für die Auffassung und Behandlung des Lebens, geworden sein, wozu es in Frankreich bestimmt war. Corneille hatte aber in seinen Meisterwerken, die in die Mitte seines Lebens fallen, der dramatischen Kunst so grosse Vorbilder gegeben, und sie auf eine so feste und hohe Grundlage gestellt, dass seine späteren Verirrungen anderen grossen Talenten nicht mehr gefährlich werden konnten. Moliere und Racine durften, ausser dem Studium der Alten, welches in der französischen Litteratur nie ganz vernachlässigt werden darf, nur in der besonderen Weise ihrer Anlagen, auf der von Corneille in seinen besseren Arbeiten gebrochenen Bahn fortfahren, um das in den Grenzen der nationalen Auffassung und Darstellung Vollendetste hervorzubringen. Corneille hatte im Cid die beste Tragödie, im Le Menteur die beste Komödie seiner Zeit geschaffen. Für begabte Nachfolger war es nicht schwer, seine Vorzüge von seinen Fehlern zu unterscheiden, sich vor ersteren zu bewahren, und durch letztere begeistern zu lassen.

## Elftes Kapitel.

Descartes System, besonders aber die Strenge und Klarheit seiner Methode, ist, wie oben aus einander gesetzt worden, auf die fähigeren und strebenderen unter seinen Zeitgenossen von grossem Einfluss gewesen. Corneille steht unter den Schriftstellern erster

Ordnung im siebenzehnten Jahrhundert fast als der einzige da, der von diesem Einfluss nichts erfahren hat. Der Grund hiervon lag nicht darin, dass Descartes Ideen auf die Poesie und besonders die dramatische, so wie sie der französische Geist einmal für sich aufgefasst, unanwendbar gewesen wären, sondern Corneille, nur wenige Jahre jünger als Descartes, hatte sich gleichzeitig und von diesem unabhängig ausgebildet. Descartes fand, wie in dem Kapitel über ihn bemerkt worden, als spekulativer Philosoph keinen eigentlichen Nachfolger, der in seine Fussstapfen getreten wäre. Sein System war durch ihn abgeschlossen worden, und liess keine Erweiterung zu. Die Grundlage, auf der dasselbe errichtet, einmal zugegeben, so war keine wesentliche Veränderung desselben denkbar. Aber seine Methode, von dem Kern seiner Ideen, wie in jedem System, bis auf einen gewissen Grad trennbar, machte sich in den meisten Produktionen des siebenzehnten Jahrhunderts geltend, und wurde mehr oder weniger der Hebel, der die französische Litteratur in Bewegung setzte. Es war Dies, im Ganzen, ein Glück für die französische Gesittung. Denn was ihr, nach der Verwirrung und dem Dunkel des Mittelalters, dem übergrossen intellektuellen Andrange der Renaissance und dem ausschliessenden Geiste der Religionskriege, am Meisten Noth that, waren Klarheit und Ordnung, Mass und Bestimmtheit, zu deren Herstellung der Cartesianismus, mit der auf das Allgemeine gerichteten, scharfen und festen Entwickelung seiner Grundsätze, besonders geeignet war.

Descartes hatte Das, was man die natürliche Religion nennt, d. h. die ersten und nothwendigsten Vorstellungen über göttliches und menschliches Wesen, geistige und

natürliche Dinge, in seinem System auf so gute Beweise gestützt, dass man sich lange mit ihnen begnügen zu können glaubte. Er war, obgleich in seinen mathematischen und physikalischen Untersuchungen, in so weit es der damalige Standpunkt der Wissenschaft erlaubte, häufig in das Einzelne gehend, in seinen spekulativen Ideen immer im Allgemeinen stehen geblieben. So hatte er z. B. einen der wichtigsten Gegenstände philosophischer Untersuchung: das Verhältniss der Menschheit zu den positiven Religionen, die seit dem Anfang der Zeiten unter ihr erschienen sind, und besonders zum Christenthum — nie näher berührt, und, seine Forschungen überhaupt auf die allgemeine Substanz und Form des Lebens und der Natur beschränkend, alles Concrete und Individuelle hintenangesetzt. Daher war auch die Moral, oder die Bethätigung der sittlichen Ideen in der Führung des einzelnen Daseins, für ihn kein Gegenstand der Betrachtung gewesen. Seine Meinungen hierüber, denen er allerdings keine systematische Bedeutung gab, die er nur gelegentlich aussprach, waren sogar sehr gewöhnlich und oberflächlich, und seiner sonst grossen Einsicht wenig würdig. Er begnügte sich damit, nachdem er die obersten und allgemeinsten Grundsätze über das Wesen der menschlichen Natur, den Unterschied zwischen dem Geist und der Materie und das Dasein der Gottheit entwickelt, die besondere Verwirklichung aller dieser Ideen dem Zufalle, den Vorstellungen einer Zeit, den Einrichtungen eines Volkes, den gerade herrschenden politischen und religiösen Institutionen, zu überlassen, und gab nicht undeutlich zu verstehen, dass es die Hauptsache im Leben sei, so leicht und bequem als möglich, durch dasselbe zu kommen.

Indessen konnte die Bestimmtheit, Kraft und Folgerechtigkeit, mit der Descartes allgemeine spekulative Gegenstände behandelt, nicht ohne Einfluss auf die Betrachtung der besonderen moralischen Interessen des Lebens bleiben. Die Methode, die er bei ersteren mit Erfolg angewandt, konnte auch auf letztere übertragen werden. Der erste, der dies auf eine grossartige Weise leistete, war Blaise Pascal*), eine der als Mensch und Schriftsteller merkwürdigsten Persönlichkeiten des siebenzehnten Jahrhunderts. Pascal nimmt in der französischen Litteratur eine hohe Stelle ein, und sein Ruf, weniger dem Wechsel der Meinung, als der Descartes ausgesetzt, hat im Laufe der Zeiten eher zu- als abgenommen.

Pascal hatte, wie Descartes, mit der Lösung mathematischer und physikalischer Probleme angefangen. Aber anstatt, wie dieser, zur Betrachtung spekulativer Gegenstände überzugehen, wandte er die ganze Kraft seines Talents auf die Erforschung der sittlichen Ideen, die vom Christenthum verkündet worden, und ging von der natürlichen zur geoffenbarten Religion über. Sein Streben richtete sich darauf, die Lehren der letzteren mit eben der Bestimmtheit und Folgerechtigkeit, wie Descartes die in seinem System entwickelten Grundsätze der reinen Vernunft, zu beweisen. In Bezug auf die moralischen Vorschriften des Christenthums wäre ihm dies, wie mehre Fragmente in seinen Werken und namentlich seine „Pensées“ — beweisen, wohl möglich gewesen, wenn ihn nicht äussere Hindernisse, wie sein körperlicher Zustand und ein zu früher Tod an einer umfassenderen Arbeit

*) Geb. 1623 zu Clermont, in der ehemaligen Auvergne, gest. 1662.

der Art, die lange Zeit und grosse Anstrengung erforderte, abgehalten hätten. Aber die dogmatischen Ideen des Christenthums, die zwar auf die menschliche Natur berechnet, aber zugleich über dieselbe erhaben sind, und überall auf ein übersinnliches Dasein verweisen, widerstrebten der Cartesianischen Methode, welche die grösste äussere Bestimmtheit und Folgerechtigkeit verlangt, und Alles unter gewisse Formen bringt, die nur auf den Geist, so lange er in den Grenzen der Endlichkeit eingeschlossen bleibt, anwendbar sein können. Pascal, von Hause aus zum Mathematiker gebildet und von Descartes Methode erfüllt, konnte von dem Gedanken nicht loskommen, die Wahrheiten der geoffenbarten Religion auf dem systematischen Wege einer Philosophie beweisen zu wollen, die dem Glauben nicht widersprach, mit ihm nicht unvereinbar war, aber sehr weit hinter ihm zuzückblieb, und da aufhört, wo jener anfängt.

Kein wirklich spekulatives System kann etwas Ursprüngliches, der Betrachtung an und für sich Ueberlegenes, anerkennen. Es will den innersten Kern der Dinge, ihren Ursprung, ihre Natur, aus sich selbst begreifen, und seinen Ideen über dieselben die Bedeutung von Thatsachen geben. Descartes hatte sein ganzes System auf das Axiom basirt: „ich denke, also bin ich". — Von da war er zur Feststellung der wesentlichsten Wahrheiten der natürlichen Religion folgerecht übergegangen. Aber er beschränkte seine Untersuchungen über die innere Natur des Menschen auf den Kreis dieses Daseins, und bekümmerte sich weder um den Ursprung der geistigen Substanz, noch um deren Zustand, nach der Aufhebung ihrer Verbindung mit der Materie. Er begnügte sich in seinen Untersuchungen, die nur das Allgemeinste

zum Gegenstand hatten, die obersten Formen der Intelligenz zu bezeichnen und zu bestimmen, und bei seiner mathematischen Methode konnte er sich nur an Das, was äusserlich gemacht werden konnte, halten. Auf diese Weise hatte er den Beweis für die geistige Existenz des Menschen gefunden, denn die Thätigkeit des Denkvermögens, durch das sie sich offenbart, ist ein Faktum, das Niemand in Zweifel ziehen kann. Eben so leicht zu bemerken ist das Dasein gewisser, aus dem Innern der Seele, ohne weitere Arbeit und Anstrengung, hervorgehender Vorstellungen, wie die der Unendlichkeit, und aus dieser ging er zu dem Beweise der Existenz eines höchsten, unbegrenzten Wesens, als der Realisirung dieser Vorstellung, über. In diesem Allen lag, an und für sich genommen, nichts Neues, denn das natürliche Bewusstsein sagt es sich von selbst. Descartes Art der Entwickelung und Beweisführung war es allein, die seinem System eine so grosse Bedeutung gab.

Sei es Mangel an concreter Kraft des Geistes, um von dieser allgemeinen Beschauung der Dinge in deren innere Tiefe niederzusteigen, oder Rücksicht auf die damalige Lage der Welt und seine persönlichen Verhältnisse, Descartes liess sich nicht über das Bedürfniss des Geistes nach einem positiven Glauben aus, das sich gleichwohl in allen Völkern und zu allen Zeiten ausgesprochen hat, und schwieg über das Verhältniss der natürlichen Religion zu der geoffenbarten des Christenthums, liess es unentschieden, ob jene auf diese vorbereite, oder sie überflüssig mache. Als man ihn einst fragte, welche Meinung er über den Zustand des Geistes nach dem Tode habe, antwortete er, halb im Ernst, halb im Scherz: „wendet euch deshalb an Kenelm d'Igby, der mehr da-

von weiss, als ich!" — Dieser Kenelm d'Igby, ein englischer Schriftsteller, hatte im Jahre 1644 eine Abhandlung über die Natur und die Thätigkeit der Seele herausgegeben.

Descartes konnte zu seiner Zeit mancherlei Gründe haben, das, nach dem wilden Feuer der langen Religionskriege, erschütterte und verheerte Gebiet des geoffenbarten Glaubens nicht betreten zu wollen. Denn mit dem Christenthum, wie es in den verschiedenen Kirchen sich aussprach, ohne Zweifel nicht ganz übereinstimmend, hätte er es, bei einer unabhängigen Erklärung über dasselbe, mit allen Parteien und Sekten zugleich verdorben. Auch ist es wahrscheinlich, dass er von seiner natürlichen Religion wirklich befriedigt, keinen neugierigen oder hoffnungsvollen Blick über das Grab hinauswarf, sondern Dem, was kommen sollte, gleichgültig entgegensah, und von dem Tode eine Lösung des Räthsels erwartete.

Die Art, wie Descartes vom Christenthum abstrahirte, und sich mit der Erkenntniss der allgemeinen Formen der Intelligenz begnügte, hatte ihn abgehalten, die moralischen Ideen, welche die besondere Führung des Daseins betreffen, in tieferen Betracht zu ziehen. Seine Lebensphilosophie war im Grunde nichts Anderes, als eine Neutralität im Gewühle der Welt und eine geistige Selbstsucht gewesen, die an den äusseren Dingen so wenig Theil, als möglich nahm, sich und Andere so wenig, als möglich aussetzte. Er wiederholte häufig den egoistischen Ausspruch: „bene vixit qui bene latuit". Pascal war, obgleich durch Descartes Methode gebildet, von einem ganz anderen Geiste, als sein Meister erfüllt. War es eingeborner Instinkt des Guten, oder der Ein-

fluss des in seiner Familie herrschenden religiösen Sinnes, Pascal kam früh zu der Ueberzeugung, dass es weniger der Besitz der Wissenschaft, am Wenigsten aber der allgemeiner und abstrakter Gegenstände ist, von dem das Heil der Menschheit abhängt, als vielmehr die Erkenntniss und Anwendung der sittlichen Vorschriften des Lebens. Er wandte sich deshalb, nachdem er einen ersten Durst des Wissens, in Erlangung philosophischer, mathematischer und physikalischer Kenntnisse, für die er grosse Anlage besass, befriedigt hatte, ausschliesslich der Betrachtung derjenigen Wahrheiten zu, auf die der moralische Zustand der Welt gegründet ist.

Im Gegensatze zu Descartes, der nur für das Allgemeine lebte, und sich um das Einzelne wenig bekümmerte, nahm Pascal den Menschen zum Ziel aller seiner Betrachtungen, und das concrete Individuum galt ihm mehr, als die abstrakte Idee, die sich Descartes von demselben gemacht hatte. Descartes beschäftigte sich mit der Untersuchung über Wahrheit und Irrthum, weil dies mit dem allgemeinen Process der Intelligenz zusammenhängt. Für Pascal dagegen hatte diese Erkenntniss nur in so weit Wichtigkeit, als sie das Glück oder Unglück des Menschen bestimmt. Die Wahrheit ward von ihm nur als Ausdruck des Guten, der Irrthum als Quell des Bösen, in Betracht gezogen. So wie Descartes Richtung eine durchaus theoretische und ideelle gewesen, so wurde die Pascal's eine vorherrschend praktische und reelle, nicht als ob er die Idee abgeschworen hätte, sondern er blieb nur bei ihr nicht stehen, sie war nicht das Element, in dem er, dem Boden der Wirklichkeit fremd, ausschliessend lebte, sondern der Hauch, der das Schiff

seiner Gedanken nach dem von Menschen bewohnten Ufer hin in Bewegung setzte.

Die fortgesetzte Betrachtung der individuellen Natur des Menschen, seiner Kraft und seiner Schwäche, der zahllosen Widersprüche in ihm, und seines für die blosse Vernunft in mancher Beziehung unerklärbaren Geschickes, führte ihn auf die Bedeutung des Glaubens, gegen den er sich, zur Zeit seiner philosophischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, gleichgültig verhalten, von dem er sich indessen nie ganz abgewandt hatte. Er fand in den Lehren des Christenthums eine Erklärung für die meisten Räthsel des menschlichen Wesens, und einen Ausweg aus dem Labyrinth, in das der Mensch sich selbst überlassen, gestellt zu sein scheint. Pascal wurde aber, so wie er früher, als er sich mit dem Cartesianismus abgegeben, kein eigentlicher Philosoph gewesen, so jetzt auch kein eigentlicher Theologe, der sich in diese Wissenschaft, um ihrer selbst willen, ohne Rücksicht auf die Anwendung ihrer Resultate, vertieft hätte. Obgleich er allmälig zu einer festen Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Dogmen gelangte, so vergass er über ihnen doch niemals, die Anerkennung und Befolgung der sittlichen Vorschriften des Lebens, die ihm als ein absoluter Zweck erschienen, durch Beispiel und Lehre einzuschärfen.

Pascal, der demnach weder ein Philosoph noch Theologe, sondern ein Moralist, und zwar der erste in seiner Zeit und seiner Sprache gewesen, hegte gleichwohl die Absicht, die Grundsätze des geoffenbarten Glaubens auf eine philosophische und systematische Art zu begründen, und sie für das Urtheil eben so annehmbar, wie für das Gefühl zu machen. Er wandte Descartes Methode auf

dieselben an. Einmal war dies eine Gewohnheit seines Geistes geworden, und dann gab es damals keine andere Beweisführung, als die aus dieser Philosophie geschöpft werden konnte. Hier aber verwickelte sich Pascal in einen Widerspruch, der ihn nicht nur selbst oft gepeinigt, sondern auch seine Betrachtung zu keinem vollständigen, abgerundeten Ganzen, so weit dies überhaupt auf einem so unbegrenzten Gebiete möglich wäre, hat kommen lassen. Die Philosophie, an und für sich, als ein Werkzeug zur Ergründung der Wahrheit, widerstreitet zwar nicht nothwendig der Offenbarung, wohl aber meist dieses oder jenes philosophische System. Mit dem Cartesianismus war dies weniger, als mit anderen Philosophien der Fall, denn seine allgemeinen Grundsätze berührten die christlichen Dogmen gar nicht. Aber seine Art der Entwickelung und Beweisführung war auf dieselben nicht anwendbar.

Descartes hatte den Menschen zwar als ein geistiges Wesen, aber durchaus in die Grenzen dieses Daseins eingeschlossen, betrachtet. Seine übersinnliche Bestimmung war von ihm nicht verworfen, aber auch nicht näher in Erwägung gezogen worden. Das Christenthum thut ungefähr gerade das Gegentheil. Der Geist, das Leben, die Menschheit, werden von ihm fast nur als ein Mittel und als eine Vorbereitung für einen höheren Zustand betrachtet, und alle Theile des irdischen Daseins unaufhörlich mit einer unendlichen Zukunft in Verbindung gesetzt. Diese Ideen, die über alle sinnliche Wahrnehmung erhaben sind, können nur von dem Glauben angenommen werden. So Vieles auch für sie in den ältesten Ueberlieferungen der Menschheit, und in den Gefühlen und Ahnungen des Einzelnen sprechen mag, sie entbehren



aller äusseren Beweise, und können nur von einer inneren Zustimmung der Seele erkannt werden. Hier liegt der absolute Unterschied zwischen religiöser und philosophischer Auffassung, der durch keine Deutungen und Künsteleien aufgehoben werden kann. Es liegt vielmehr im Interesse beider Wahrheiten, der religiösen und philosophischen, diesen Unterschied in seiner ganzen Stärke hervortreten zu lassen. — Wie war es möglich, die mysteriösen Dogmen von dem Sündenfalle, der Menschwerdung Gottes, der Erlösung u. s. w., zu denen es in dem endlichen Dasein kein Aehnlichkeitsverhältniss irgend einer Art giebt, nach derselben Methode beweisen zu wollen, die Descartes auf Wahrheiten angewandt hatte, zu denen er durch eine erste sinnliche Beobachtung gelangt war. Denn selbst bei seiner Demonstration des Daseins Gottes geht er von der Erfahrung aus, dass es gewisse, dem Menschen eingeborne Ideen giebt, die nicht durch einen besonderen Process des Denkens entstehen, sondern ursprünglich im Geiste liegen, wie z. B. der Begriff der Unendlichkeit, und dass demnach ein Wesen vorhanden sein müsse, aus dem dieser Begriff in die Seele des Menschen übergegangen, das ihn verwirklicht, welches eben die Gottheit ist. Aber für die meisten dogmatischen Grundsätze des Christenthums giebt es keine solche, aus der Beobachtung der menschlichen Natur genommene Beweise, und sie können nicht mit Hülfe irgend einer äusseren Erfahrung dargethan werden.

Die Unmöglichkeit, auf diesem Wege an sein Ziel zu kommen, und die Beharrlichkeit, auf ihm fortzuschreiten, brachte in Pascal jene inneren Kämpfe und Zweifel hervor, die ein besonderer Zug seines Lebens und Charakters gewesen. Bei seiner systematischen Natur und

Cartesianischen Bildung rief er einmal, von der Unm[illegible]lichkeit, an die Dogmen des Christenthums die Meth[illegible] der Evidenz anlegen zu können, bestürzt gemacht, i[illegible] dem Gefühl der Verzweiflung aus: „Es kann nic[illegible] Gewisses, als die Religion geben, und doch ist die selbst nicht gewiss!“ — Dieser Zweifel, und die aus ihm in einem so hochgestimmten und nach Wahrheit so eif[illegible] ringenden Geiste, entstehende Unruhe, war keine vo[illegible] übergehende Bewegung, sondern das Gefühl des Ung[illegible] nügens, nicht blos der moralischen, sondern auch d[illegible] intellektuellen Mangelhaftigkeit, begleitete ihn eine[illegible] grossen Theil seines Lebens und bis in die Einsamkei[illegible] hinein, in die er sich begrub, und veranlasste ihn, u[illegible] den Streit in seinem Innern zu besänftigen, zu den stren-gen ascetischen Uebungen und Entsagungen, von denen die letzten Jahre seines Lebens erfüllt waren.

Die beiden Werke, die Pascal in der französische[illegible] Litteratur eine so hohe Stelle gegeben, die „*Lettres pro-vinciales*“ — und die „Penséss“ — sind in ihrer Art gleich trefflich, obgleich erstere mehr um *ihrer* Form, letztere mehr um ihres Inhalts willen, die Aufmerksam-keit späterer Zeiten beschäftigt haben. Der Gegenstand der ersteren, die Bekämpfung der laxen Moral, der So-phismen und Intriguen der Jesuiten, kann heute, wo die Macht dieses Ordens, wenigstens im Vergleich zu Dem, was er früher gewesen, gebrochen, allerdings keine grosse Anziehungskraft ausüben. Denn wer bekümmert sich jetzt, zumal in protestantischen Ländern, um Escobar, Molina, Mascarenhas, Busenbaum und ähnliche Je-suisten? Dennoch gelten die Lettres provinciales bei allen Kennern der französischen Schriftwelt für ein Meister-werk, und werden diesen Ruf nie verlieren. Sie sind



die vornehmste polemische Produktion in dieser Sprache, und erfüllen nicht nur alle Forderungen, die an die Behandlung eines solchen Entwurfes gemacht werden können, sondern geben zugleich die höchste Vorstellung von der Schärfe, Feinheit und Biegsamkeit des Geistes, der sie hervorbrachte. Einmal ist es die Erfindung und allgemeine Anordnung, durch die Pascal in diesem Werke glänzt. Anstatt die jesuitischen Doktrinen in einer gründlichen, aber trockenen, systematischen, aber, bei der dunkeln Natur des Gegenstandes nothwendig schwerfälligen Abhandlung, an's Licht zu ziehen und anzugreifen, was der Entwickelung und Darstellung wenig Freiheit gelassen und kein grosses Publikum gefunden haben würde, wählte Pascal, wahrscheinlich von Plato's Beispiel veranlasst, die Form des Dialogs, was dem Ganzen Leben geben, Styl und Situationen hervorheben, und in die Behandlung einer ziemlich abstrusen Materie ein dramatisches Interesse bringen konnte.

Die Art, wie Pascal den Jesuitenorden Anfangs in mehren, und zuletzt besonders in einem seiner Mitglieder personificirt, und diesen durch allerlei erlaubte Künste, Befragungen, Zweifel, Einwürfe, zur Enthüllung der verwerflichen Tendenzen und gefährlichen Intriguen seiner Gesellschaft zu bringen weiss, und diese zuletzt in ihrer ganzen Blösse und Verwerflichkeit darstellt, ist in der modernen Litteratur einzig geblieben. Wenn die platonischen Dialogen durch die Grösse ihres Inhalts den Lettres provinciales bei Weitem überlegen sind, so ist es keine Uebertreibung, zu behaupten, dass Pascal durch Anordnung und Darstellung, die allein von ihm abhingen, nicht unwürdig in ihre Fusstapfen getreten ist. Ohne diese Schrift gegenwärtig zu haben, glaubt man

nicht, wie viele Kunst er angewandt, um diese Ma
anziehend und reichhaltig zu machen, und mit wel
Feinheit er die Wahrheit, da wo man es am wenig
erwartet, hervorzuheben weiss, um durch diese Ue
raschung den Eindruck des Resultats zu verstärken. Da
ist es die Methode in der Behandlung des Einzelnen,
der Pascal sich als den grössten Schüler Descartes
erkennen giebt. Es herrscht überall in diesem Wer
höchste Klarheit und Bestimmtheit, es wird kein Sch
gezogen, kein Beweis geführt, als im strengsten Zusa
menhange mit dem Vorangegangenen. Zuletzt ist es
Styl, der den Lettres provinciales einen so hohen We
giebt. Die in ihnen niedergelegten Ideen treten in
schönsten, glänzendsten Form hervor, und nie ist
neueren Zeiten ein Gegenstand ähnlicher Art so
handelt worden. Der Ausdruck ist nicht nur über
vollkommen angemessen, nie ein Wort zu viel oder
wenig, sondern, je nach dem Inhalt, fein, witzig,
in einem höheren Lustspiel, oder kräftig und feurig, un
bis zum Enthusiasmus pathetisch, wie in einer gross
Rede.

Die Lettres provinciales besitzen aber noch, auss
ihrem Gegenstande und dem bei seiner Behandlung be
wiesenen Talent, ein rein moralisches Verdienst, da
nicht übersehen werden darf. Der Jesuitenorden wa
damals eine grosse, weitverzweigte, mächtige Körper
schaft, die, mit einer einseitigen Auffassung des Chri
stenthums und dem Hange zur Unterdrückung Anders
gläubiger, ein verderbliches System der Heuchelei, Tre
losigkeit und Herrschsucht verband. Die Jesuiten war
im siebenzehnten Jahrhundert der böse Genius des fran
zösischen Königthums. Sie drängten sich zu seinem un



ihrem eigenen späteren Verderben in den Rath der Krone, und trugen viel dazu bei, diese dem Volke allmälig zu entfremden. Es gab damals keine Gesellschaft, keinen Orden, keine Gewalt, die das Gift des Unfriedens, der Verfolgungssucht, der Verläumdung, in so reichem Masse ausgestreut hätte. Einen mit so mancher Gefahr verbundenen Angriff, auf diese mächtigen Repräsentanten des bösen Prinzips in jener Zeit zu richten, war von Pascal's Seite ein hohes sittliches Unternehmen, durch das er bewies, dass seine moralischen Grundsätze nicht nur im Stillen sein Privatleben leiteten, sondern dass er auch, zu ihrer öffentlichen Bewährung, jeder Anstrengung und Aufopferung fähig war. Nur die Form des Bösen wechselt in der Welt. Es zeigt sich jetzt in diesem, ein anderes Mal in einem anderen Theile der gesellschaftlichen Organisation, benützt diese oder jene Schwäche der Menschen, verschwindet aber nie. Pascal hat, indem er sich gegen die zu seiner Zeit furchtbarsten Feinde des Rechten und Wahren wandte, für alle Zeiten und alle Personen von überlegenem Talent, ein Beispiel aufgestellt, wie sie die, welche ihre Gewalt missbrauchen, oder dem Geiste der Lüge huldigen, zu bekämpfen haben.

Die Lettres provinciales sind, so wie sie vor zweihundert Jahren geschrieben wurden, jetzt allerdings nur noch ein litterarisches Monument, dessen Bedeutung von der veränderten Lage der Welt gemindert worden, ihr sittlicher Werth aber ist derselbe geblieben. Das Beispiel, das sie gegeben, der Wille und die Gesinnung, die sich in ihnen aussprechen, sind mit den umgeformten Tendenzen der Zeit nicht verschwunden. Denn das Böse verändert, wie gesagt, nur seine Aussenseite und Farbe. Es giebt jetzt, nur in anderen Sphären, eben so viel

Heuchelei, Selbstsucht und Ungerechtigkeit, wie im benzehnten Jahrhundert, aber es fehlt nicht nur in Fr reich, sondern überall, entweder an einem so gr Geiste, oder einem für das Gute so brennenden Wi wie in Pascal erschien, um jenen Lastern die trügeri Maske abzureissen.

Die Lettres provinciales hatten zu ihrer Zeit, sie in deren unmittelbare Interessen eingriffen, ein serordentliches Aufsehen gemacht. Die erste Anreg zu dieser Produktion war jedoch Pascal nicht von selbst gekommen. Seine Verbindung mit Port-roy namentlich mit zwei bedeutenden Männern dieser Ge schaft, Arnauld, den die Franzosen den grossen Arn nennen, und Sacy, welche Pascal mit Recht sehr ho schätzte, und von denen besonders ersterer von den suiten auf jede Art verfolgt wurde, hatte ihn zu die Unternehmen veranlasst. Das eigenthümlichste und tie seiner Werke bleiben jedoch immer die Pensées, wel ganz aus ihm selbst hervorgingen, die von allen, sel dem berechtigsten Angriffe und der redlichst geführten P lemik, mehr oder weniger anhängenden Mängeln frei si und in denen Pascal's grosser und seltener Sinn si auf jeder Seite kund thut. Für die Nachwelt haben di Pensées, die Fragmente geblieben, die Bedeutung ein moralisch-religiösen Tagebuches, in welchem ein in je Beziehung merkwürdiger Mann die inneren Bewegung seines Geistes und die äusseren Eindrücke seines Leben fast immer den reinsten und höchsten Quellen entspru gen, niederlegte. Ursprünglich sollten diese Bruchstück zu einem umfassenden Werke gehören, in welchem sich Pascal vorgesetzt hatte, die christlichen Wahrheiten allein durch die Vernunft, ohne Zuziehung von kirchlichen oder



historischen Autoritäten, wie Descartes es mit den Grundsätzen der natürlichen Religion gethan, zu beweisen. Ein solcher Versuch hätte aber, ungeachtet alles Aufwandes von Tiefe und Scharfblick, bei der einer solchen Methode widerstrebenden Natur des Gegenstandes, nicht gelingen können.

Die Pensées sind Fragmente einer grossen, nicht zu Stande gekommenen Konfession, in denen Betrachtungen und Empfindungen über die wichtigsten Gegenstände, über Religion, Moral, Gesetzgebung, Sitte u. s. w. ausgesprochen sind. Obgleich diese Fragmente, ihrem Wesen nach, kein zusammenhängendes Ganze bilden können, so ist in ihnen dennoch überall ein übereinstimmender Charakter, eine gleichartige Tendenz, zu erkennen, und es findet sich in ihnen mehr innere Einheit, als in manchen äusserlich abgeschlossenen Werken vor. Auch hier ist bei aller, was den Inhalt betrifft, intellektuellen Unabhängigkeit und originellen Natur des Verfassers, in der Form, der Einfluss der Cartesianischen Methode sichtbar. Nichts wird bei Ausführung seiner Absicht, die Offenbarung durch die Vernunft beweisen zu wollen, dem Zufall oder der Willkühr überlassen. Pascal übertreibt die Gründe für die Wahrheit des Christenthums nicht, thut widerstrebenden Auslegungen nie zu seinem eigenen Vortheil Gewalt an, sondern geht Schritt vor Schritt auf der ihm vorgesetzten Bahn fort, ohne sich auf eine Autorität irgend einer Art zu stützen, im Vertrauen, dass Intelligenz und Methode an ihr Ziel kommen werden.

Diese Art des Verhaltens setzt eine ungewöhnliche Stärke des Willens und Verstandes voraus. Denn Pascal glaubte an die Offenbarung, hätte sie gern mit einem einzigen Blicke in sich gesogen, sich mit einem einzigen

Sprung seiner Seele in ihre Tiefe versenkt. Aber
gross war der Ernst und die Aufrichtigkeit seiner
sichten und die angeborne und anerzogene Schärfe
nes Geistes, dass er dem sonst von ihm so brennend
suchten Genusse einer unmittelbaren Bemächtigung
nes Gegenstandes entsagte, und sich ihm nur lang
stets prüfend, und bei jeder Schwierigkeit anhalt
näherte. Er wägt seine eigenen Beweise mit der st
sten Sorgfalt ab, so als wenn es sich um die Mei
eines Gegners handelte, und stellt sich selbst Einw
auf, die er oft nur mit äusserster Anstrengung wid
legt. Niemals wird im Laufe dieser Untersuchungen D
was man Feuer, Schwung und Begeisterung *nennt*, sic
bar, nicht als ob diese Art des Gefühls und Ausdruc
Pascal's Innerem fremd gewesen, sondern *weil* er di
Mittel der Lösung der Aufgabe, die er sich gestellt,
würdig, sie als einen Kunstgriff oder eine Täusch
ansah. Aber in der langsamen, angestrengten, du
keine Hindernisse zu ermüdenden Arbeit seiner Vern
spricht sich ein tieferes Bedürfniss der Befriedigung,
in von der Einbildungskraft oder der Empfindung ein
gebenen momentanen Erregungen aus, die den, der
hegt, meist immer eben so schnell sinken lassen, als
ihn rasch emportragen.

Einen merkwürdigen Beweis der besonderen Sti
mung seines Geistes liefert das berühmte Fragment,
er Gott um einen guten Gebrauch der Krankheit, an
er lange litt, bittet. Man sollte glauben, dass in ein
Gebet, zumal von einer so reichen und tief beseelte
Natur ausgesprochen, Enthusiasmus und Poesie, wie
in den Psalmen, sichtbar werden müssten. Davon is
aber keine Spur zu finden. Dieses Gebet Pascal's is



eine Art von leidenschaftlicher, aber durchaus logischer Argumentation, in der ein Sterblicher sich mit der Gottheit unterhält. Ungeachtet des grössten Gefühls der Demuth und Abhängigkeit, weiss er, die Gründe für die Gewährung seiner Bitte, mit den Beweisen für die unendliche Güte des höchsten Wesens, so fest zu verbinden, dass er die Gottheit, wenn man so sagen darf, für seine Meinung gewinnt, sie auf seine Seite zieht, so, als wenn man einen irdischen Richter durch Anführung der Gesetze, die für uns sprechen, zu unserem Vortheil zu entscheiden nöthigt. Der Logiker und Geometer verläugnet sich in ihm nie. Aber diese strenge Methode war von einer besonderen inneren Bewegung erfüllt, die Pascal unablässig zur Erforschung der höchsten und tiefsten Dinge antrieb, und ihn, ungeachtet unüberwindlicher Schwierigkeiten, von diesem Vorhaben nicht abstehen liess.

Aber Pascal konnte auf diesem Wege nicht nur nicht an sein Ziel kommen, sondern die Vernunft, von der er das Unmögliche verlangte, rächte sich für den Zwang, den er ihr anthat, indem sie sich dann und wann gegen den Zweck selbst erklärte, zu dem sie ihm dienen sollte. Sie flüsterte ihm jene Zweifel an der Wahrheit und Wirklichkeit des Gegenstandes zu, den er so eifrig verfolgte, die sein Innerstes erschütterten und zerrissen. Alles, was gegen das Christenthum aufgestellt worden, sowohl gegen das Ganze als göttliche Offenbarung, als gegen die einzelnen Seiten seiner Entwickelung als Kirche, die verschiedenen Arten, auf die dasselbe von jeher ausgelegt und begriffen worden, und die das Räthsel, sobald man es durch die Vernunft lösen will, noch dunkler machen, strömten bei solcher Gelegenheit auf Pascal ein, und

drohten ihn zu vernichten. Denn er glaubte nich
von Hause aus an die Wahrheiten des Christenth
sondern er sah diesen Glauben sogar als die einzig
dingung des künftigen Heiles an. Er konnte da
diesen Gegenstand nicht los werden, ihm nicht au
Wege gehen. Aber seine besondere Natur und Stimm
widerstand lange der Forderung, das Unbegreifliche
Solches anzuerkennen. Er wollte es nicht blos als G
ben in sich aufnehmen, sondern es als äussere bewie
Gewissheit vor die Augen seines Geistes stellen, und
allen Tiefen ergründen und umfassen. Diesem gros
tigen, aber verfehlten Streben erlag er. Denn es sch
unzweifelhaft zu sein, dass seine inneren Kämpfe s
körperliche Kraft mehr, als äussere Einflüsse gebroch
haben. Indessen rettete er aus diesen Stürmen imm
das zwar von Zweifeln hin und her geworfene, aber
untergegangene Fahrzeug des Glaubens, auf dem er si
eingeschifft, und es scheint, dass er in seinen letzt
Jahren, im Schosse seiner Kirche eine vollkommene B
ruhigung gefunden hat.

Pascal's durchdringender Geist ging in dem Streb
die Offenbarung durch die Vernunft zu beweisen, gera
so weit, als es möglich ist, ohne in das Leere zu fall
und entweder den Glauben zu verlieren; oder sich d
ein System von selbst erfundenen und willkührlich g
wählten Formeln und Phrasen zu täuschen. Er muss
als er an diese äusserste Grenze gekommen war, da e
weder das Christenthum aufgeben, noch ein künstlich
Spiel mit ihm treiben wollte, anhalten und umkehr
Aber auf der Bahn, die er durchlaufen, hat er, obgleich
sie ihn nicht an das vorgesetzte Ziel geführt, eine Meng
kostbarer Entdeckungen über die innere Natur des Me



schen, die Kämpfe des Geistes, seine Ansprüche und seine Entsagungen, gemacht, die, an und für sich merkwürdig, nicht ohne Einfluss auf seine, und selbst eine spätere Zeit geblieben sind.

Pascal war, nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Mensch, eine von den Erscheinungen, die eine lang dauernde Theilnahme und Aufmerksamkeit erregen und verdienen. In einer angesehenen Familie geboren, mit grossen Fähigkeiten begabt, und schon früh durch die Anerkennung und Achtung bedeutender Männer ausgezeichnet, entsagte er allen diesen Vortheilen, einzig in der Absicht, an seiner inneren Vervollkommnung zu arbeiten. Sein Ascetismus hatte aber nichts von dem der Mönche. Er legte sich Entbehrungen und Entsagungen aller Art, nicht aus Reue, aus Ueberdruss, oder Hoffnung auf Lohn in einer anderen Welt, sondern einzig in der Absicht auf, durch Besiegung seiner Leidenschaften und Entfernung von Allem, was sie entzünden konnte, den Grad von sittlicher Kraft zu gewinnen, welcher zur Betrachtung der erhabenen und heiligen Gegenstände nöthig war, die sich unaufhörlich vor den Augen seines Geistes bewegten. Er zog sich in die Einsamkeit, nicht aus Gleichgültigkeit oder Verachtung gegen die Menschen zurück, sondern um, von den Zerstreuungen der Welt entfernt, sich mit den Ideen zu deren Beglückung ungestört beschäftigen zu können. Denn Pascal hat nicht nur in einem bedeutenden Kreise, wie Port-royal, sondern auch ausserhalb desselben viel gewirkt, und überhaupt dazu beigetragen, in seinem Lande eine Schule von sittlichen und gläubigen Denkern zu bilden, die nie ausgestorben ist, und an denen es in Frankreich mehr, als irgendwo anders Noth thut.

Pascal war, ungeachtet der in ihm vorherrsch[enden] Richtung auf Moral und Religion, und der ascetis[chen] Strenge seines Lebens, ein in allen grossen Verhält[nissen] frei und weit blickender Geist, wie es wenigstens d[amals] unter seinen Landsleuten keinen zweiten gab. [Seine] Pensées liefern für diese Behauptung sehr viele Bew[eise]. Er bemerkte, unter Anderem, die skeptische und [dem] Wesen des Christenthums direkt entgegengesetzte G[esin]nung, die in Frankreich in der Mitte des siebenzeh[nten] Jahrhunderts entstand, sich lange im Dunkeln hielt, [und] nur leise auftrat, die aber in jener Zeit schon vorh[anden] war, und im achtzehnten Jahrhundert, unter dem N[amen] der Philosophie, zu einer Schule werden, und festen F[uss] fassen sollte. Gegen diese, durch ihren Materialis[mus] für Religion und Moral gefährlichste aller Oppositi[onen] kämpfte Pascal an, und erkannte die Gefahr, welche [sich] von da einst erheben würde.

Bossuet, der lange nach Pascal schrieb, besass di[ese] Voraussicht nicht. Er stritt fast immer nur gegen [die] Protestanten, von denen die katholische Kirche ni[cht] im Geringsten bedroht war, und die ausserdem [fast] alle Lehren des Evangeliums glaubten, dem Geiste d[es] Christenthums also nicht widersprachen, sondern [nur] über dessen Buchstaben mit der Hierarchie uneins war[en]. Er verwechselte die hier und da auftauchenden Mate[ria]rialisten mit allen übrigen Gegnern des Katholicism[us], wie es deren von jeher gegeben, und glaubte sie mit de[m] Ausdruck: Freigeister (libertins) — hinlänglich gebrand[]markt zu haben. Eben so auffallend ist es, dass Bossuet, der sich mit Geschichte viel mehr, als Pascal beschäf[]tigt, und lange am Hofe, in der Nähe der Regierung mit Kennntnissnahme von grossen politischen und soci[alen]



len Verhältnissen, gelebt hatte, nie eine Ahnung von dem Sinken der französischen Monarchie und einer Veränderung in den Gesinnungen und Sitten der Nation aufgegangen war, was am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts schon in manchen Zügen hervorzutreten anfing. Aber was Bossuet, ungeachtet seines grossen Talents, übersah, entging Pascal nicht, der in seiner Einsamkeit tiefer fühlte, und von ihr aus weiter sah, und, wie sich in seinen Pensées kund giebt, eine einstige Umwälzung des incongruenten und disharmonischen Baues des altfranzösischen Staates für möglich hielt. Auch war er, im Gegensatze zu den meisten hervorragenden Geistern des siebenzehnten Jahrhunderts, die gründliche, kräftige, thätige, aber sich auf ihre Gegenwart zu sehr beschränkende, mit sich zu sehr zufriedene Naturen waren, von jener Art Schwermuth erfüllt, die ihren Blick, über Zeit und Welt hinaus, in die Ferne und Zukunft wirft, und ein Ideal des Lebens in sich tragend, von dem tiefen Unterschiede zwischen ihm und der Wirklichkeit, verletzt und betrübt wird.

Als Schriftsteller steht Pascal in der französischen Litteratur einzig da. Es hat nach ihm Theologen und geistliche Redner ersten Ranges, wie Bossuet, Fenelon u. s. w., Publicisten wie Montesquieu, Rousseau u. s. w., aber keinen so grossen Moralphilosophen, wie Pascal gegeben. Ausserdem hat er ein litterarisches Verdienst gehabt, das er wahrscheinlich, weder in seiner ganzen Bedeutung gekannt, noch, bei seiner Sinnesart, wenn er sich desselben bewusst gewesen, besonders geschätzt haben würde. Die französische Prosa ist von ihm zum Gipfel ihrer Vollendung geführt worden, so dass nach ihm wohl treffliche Darstellungen verschiedener Art

erschienen sind, die Form aber, in der er sich ausgedrü
in ihrer Eigenthümlichkeit, nicht übertroffen w
konnte. Descartes hatte in seinem Discours de la
thode das erste Muster eines reinen, klaren, in
einzelnen Theilen mit dem Ganzen übereinstimme
Styls aufgestellt, wo der Gedanke sich immer in
angemessensten Ausdruck verkörperte, und es
Dunkles, Unbestimmtes, nie zu viel oder zu wenig,
Aber die abstrakten Gegenstände, die er behandelte,
systematische Methode, die er sich auflegte, die Ab
schlossenheit, Strenge und Kälte seines Geistes, spieg
sich in der reinen, durchsichtigen, aber farblosen
einförmigen Darstellung seiner Werke ab. Pascal, der
reicheren, beweglicheren Geistes, als sein berühmt
Vorgänger war, eine viel tiefere Sympathie für Mensch
heit und Natur empfand, zeichnet sich nicht nur dur
eine grössere Mannigfaltigkeit und Anmuth der Au
drücke und Wendungen aus, ohne dass diese an Kr
und Klarheit verlieren, sondern man kann von ihm s
gen, dass sich in ihm alle Stylarten vorfinden, in de
sich später die grossen Talente in der französischen Li
teratur einzeln ausgezeichnet haben. Es giebt in de
Pensées Stellen, die an Grösse und Erhabenheit des Au
druckes Bossuet nicht nachstehen, und in den Lettr
provinciales Stellen, die an Witz und Schärfe Voltai
zu vergleichen sind.

Auch besass Pascal eine in allen Litteraturen selte
Eigenschaft, die von den Franzosen mit Recht als de
Stempel einer höheren Begabung betrachtet wird. In se
ner Darstellung ist Alles, ohne irgend eine Uebertreibung
wo selbst das Uebermass des Guten zum Fehler wird,
natürlich und edel, frei und gehalten zugleich, der eige



thümliche Ausdruck eines nach Vollendung strebenden Geistes. Pascal schrieb nie aus Gewohnheit oder Nothwendigkeit, sondern theilte sich nur dann mit, wenn ihn der innere Zustand seiner Seele dazu bestimmte, daher die gleiche Vortrefflichkeit der Form in Allem, was er hervorgebracht hat. Man könnte deshalb aus seinen Werken nicht, wie bei so vielen anderen Schriftstellern, eine besondere Auswahl treffen. Dieser oder jener Gedanke, diese oder jene Schilderung kann bedeutender, als die andere sein, weil dies vom Gegenstand abhängt, aber der Ausdruck trägt immer dasselbe edle Gepräge. So vollendet indessen auch sein Styl ist, so wäre er doch schwer nachzuahmen, da seine ganze Natur, die Richtung seines Geistes, seine persönliche Gesinnung, von seiner äusseren Darstellung schwerer, als bei anderen Autoren zu trennen ist.

## Zwölftes Kapitel.

Descartes, Corneille und Pascal haben die moderne französische Litteratur, d. h. die Richtung im geistigen Dasein dieses Volkes, welche sich zur herrschenden gemacht, und von keiner anderen mehr verdrängt oder wesentlich verändert worden, gegründet. Von Allem, was vor ihnen geschehen, sind entweder nur dunkle und ungewisse, oder gar keine Spuren im Geiste der Nation übrig geblieben. Die symbolische und allegorische Poesie des Mittelalters, die mystische Theologie, die scholastische Philosophie, sind alle zu ihrer Zeit bedeutend gewesen, indem sie die Flamme des intellektuellen Lebens in jener düsteren Epoche vor gänzlichem Erlöschen oder

Ersticken bewahrten, sie haben zur Entwickelung und zum Fortschritt der Ideen und der Sprache beigetragen, aber nichts wahrhaft Vollendetes hervorgebracht, nichts, was als ein Modell und Ideal für immer stehen geblieben wäre. Aber nur Werke, die mit diesem Charakter begabt sind, überleben die Zeit und die Umstände, für die sie hervorgebracht wurden. Alles Andere sind blos Stufen, die zu der Höhe führen, die eine Nation allmälig erklimmt. So lange sie noch nach dem Ziele ringt, lässt ihr die Arbeit der Gegenwart keine Musse, sich der Vergangenheit mit besonderer Theilnahme und Aufmerksamkeit zu erinnern. Erst wenn das Grösste und Schwerste vollbracht, und die Zeit des Suchens und Ringens vorüber ist, fängt sie auf die Bahn, welche sie durchlaufen, zurückzusehen, und sich ihrer Anfänge zu erinnern an. Es geht den Völkern hierbei wie den Individuen, die in der Jugend wenig an ihre Kindheit denken, sie gewissermassen gering schätzen, und erst im reiferen Alter sich ihr wieder mit Liebe zuzuwenden pflegen.

Es hat Litteraturen, wie z. B. die griechische gegeben, die alsbald, in ihrem ersten Entstehen, mit Werken aufgetreten sind, die, wie Minerva aus Jupiter's Haupt, dem Geiste der Nation, vollkommen reif, gross und gerüstet, entsprangen. Die altgriechische Welt hat noch funfzehn hundert Jahre nach Homer bestanden, und sich in diesem langen Zeitraum, in Lage, Verfassung, Religion, wesentlich verändert, aber die Iliade und Odyssee blieben, ihrer inneren und äusseren Vollendung wegen, wie unwandelbare Gestirne stehen, und zogen die Blicke der verschiedensten Generationen auf sich. Das erste umfassende Werk der italienischen Litteratur ist zugleich auch das grösste, und Dante's Ruhm hat sich im Laufe

von sechs Jahrhunderten nicht vermindert. Das englische Volk, wie es im vierzehnten Jahrhundert durch die Verschmelzung der Sachsen und Normänner, als eine neue, von jedem der einzelnen Elemente, die zu seiner Hervorbringung beigetragen, verschiedene, sie aber alle enthaltende Gestalt erscheint, sieht im sechszehnten Jahrhundert in seiner Mitte Shakspeare, den ersten wahrhaft nationalen Dichter, sich erheben, der seitdem nicht mehr übertroffen worden ist. Im Deutschen wird eine grosse Komposition, die Nibelungen, schon im dreizehnten Jahrhundert angetroffen, die allerdings nicht den Ausgangspunkt unserer modernen Poesie bildet, aber auch keine blosse Antiquität ist, sondern in der sich der Geist unserer Sprache und Anschauungsweise schon in manchen wesentlichen Zügen kund giebt.

In der französischen Litteratur hat nichts Aehnliches statt gefunden. Es ist von dem ritterlich-religiösen Geiste der Feudalepoche in diesem Volke fast nichts übrig geblieben, oder was davon Spuren zurückgelassen, hat, wenigstens in der Form, eine so grosse Umwandlung erfahren, dass es schwer und vielleicht unmöglich ist, das geistige Band, welches die innere Stimmung so verschiedener Zeiten verknüpft, nachzuweisen. In den äusseren Einrichtungen, in dem ganzen historisch-politischen Leben der Nation, ist eine solche Untersuchung wohl möglich und selbst nothwendig, aber im intellektuellen Dasein, und namentlich in dessen höchstem und feinstem Ausdruck, der Poesie, könnte man, wenn man den Einfluss, welchen die provençalische, normannische und bretagnesche Dichtung auf die moderne französische Litteratur ausgeübt, angeben wollte, in Gefahr gerathen,

willkührliche Voraussetzungen und Einbildungen
Forschung und Wahrheit zu halten. Das sechs
Jahrhundert trug dies Alles zu Grabe, und bald e
in der überwiegenden und ausschliessenden Bede
zu der das Alterthum kam, in den Religions- und
gerkriegen, aus denen die Nation mit einer andere
zu denken und zu empfinden hervorging, in den Ei
tungen der absoluten Monarchie, in dem neuen Hof
Weltleben, selbst die Erinnerung an die Vorzeit.

Die später, in Epochen der Ruhe und Musse,
hervorgesuchte Litteratur des Mittelalters, die ern
Bekanntmachung, Beleuchtung, Erklärung der poe
Sagenkreise Karl's des Grossen, Arthur's u. s. w.
wie die grosse Litteraturgeschichte der Benediktine
Werk der Gelehrsamkeit, und ging aus dem rühml
Streben hervor, in der Geschichte der nationalen
wickelung nichts zu übersehen, nichts von Dem, wa
dem heimischen Boden einmal eine Bedeutung ge
vollkommen verschwinden zu lassen. Aber es kam
sen dichterischen Ueberresten des Mittelalters, selbst
Seite der unterrichteten und wissbegierigen Klassen
Nation, mehr kein sympathetischer Pulsschlag entge
sie waren für dieselbe todt, erregten nur in ganz
ciellen Kreisen Theilnahme, und blieben namentlich
die producirenden Talente ohne Wirkung.

Im siebenzehnten Jahrhundert waren Homer, Vi
Lucan, Seneca, dem Publikum verständlicher und
trauter, als Tristan, Lanzelot vom See u. s. w., die
dasselbe fast eben so räthselhaft, wie die Hieroglyp
sprache des alten Egyptens geworden. Boileau glaub
seiner „Art poetique“ einen weiten Blick in die Ver
genheit zurückgethan zu haben, wenn er unter den ä



ren französischen Poeten Villon's erwähnt, der am Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte. — Es war im Geiste des französischen Volkes vom funfzehnten Jahrhundert an, nach Beendigung der langen Kriege mit den Engländern, vornehmlich durch das wiedererwachte Studium des Alterthums, eine totale Transformation vorgegangen, die, von Process zu Process, im siebenzehnten Jahrhundert, in Bezug auf ideelle und litterarische Interessen, eine feste und dauernde Gestalt annahm. Auf diese grosse Bildungsepoche des französischen Geistes, die mit Descartes, Corneille und Pascal beginnt, hat aber nicht nur nicht das Mittelalter, dessen Hervorbringungen damals fast ganz unbekannt geworden, geschweige denn, dass sie in Betracht gezogen worden wären, sondern selbst das sechszehnte Jahrhundert oder die Renaissance, eine nur beschränkte Wirkung geäussert. Selbst die geistreichsten Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, wie Rabelais und Montaigne, wurden von Descartes, Corneille und Pascal wenig beachtet, die Dienste, die sie den Ideen und der Sprache geleistet, verkannt, und dieselben eher für seltsam, als bedeutend gehalten. Ihre Mängel fielen allgemein auf, und ihre Vorzüge wurden übersehen.

Das sechszehnte Jahrhundert hatte sich das Alterthum als Muster vorgesetzt, aber sich mehr den Stoff, als den Geist desselben zu eigen gemacht. Es waren von ihm die griechischen und lateinischen Formen, wie besonders Ronsard und seine Schule beweist, blind, ohne Wahl und Rücksicht, nachgeahmt, und durch den Drang und die Hast, mit der es die Gegenwart durch die Vergangenheit zu beleben suchte, in der Bildung der Nation eine widerspruchsvolle Mannigfaltigkeit und Verwirrung

hervorgebracht worden, in der die verschiedensten Elemente ohne Halt und Band durcheinanderwogten. Descartes, Corneille und Pascal wandten sich von diesem Chaos entschieden ab. Sie suchten in Gedanke, Empfindung, Ausdruck, in die gesammte höhere Litteratur, ein gewisses allgemeines Mass zu bringen, eine ideelle, absolute Regel zu realisiren, und Alles, was einer solchen widersprach, auszustossen oder umzuschmelzen. Es ist oben erwähnt worden, dass Descartes, im Gegensatze zu Rabelais und Ronsard, die antike Litteratur geringschätzte und ihre Kenntniss für überflüssig hielt. Corneille entlehnte zwar zu seiner ersten grossen Komposition, dem Cid, den Entwurf aus dem Mittelalter, aber in der Behandlung desselben erinnert durchaus nichts an den symbolischen und allegorischen Ton jener Epoche. Im Cinna nahm er den Stoff aus der römischen Geschichte, aber Charaktere, Gesinnungen, Reflexionen, gehörten seiner Zeit und seinem Volke an. Pascal ging in diesem Streben, durchaus auf eigenen Füssen zu stehen, und mit der Vergangenheit vollkommen zu brechen, noch weiter als Descartes, und verwarf, obgleich er der Methode dieses Philosophen treu blieb, dessen spekulatives System, das ihm eher als eine Schranke, denn als eine neue Aussicht für die Menschheit erschien. — Der Charakter des französischen Geistes, eine der Form nach nationale, aber was den Inhalt seiner Hervorbringungen betrifft, möglichst universelle Richtung darzustellen, bricht zum ersten Male in diesen drei grossen Gründern der modernen französischen Schriftwelt vollständig durch.

Diesem Streben kamen zwei Vereine zu Hülfe, wovon der eine, die Académie française, einen rein litterarischen Zweck verfolgte, die bedeutenderen unter den



an's Licht tretenden poetischen und oratorischen Werken beurtheilte, die Gründe für Lob oder Tadel derselben entwickelte, Untersuchungen über Sprache, Darstellung, Geschmack anstellte, der andere, Port-royal, Wissenschaft und Gelehrsamkeit mit einem streng sittlichen Wandel verband, gegen den erstarrenden und ertödtenden Einfluss, mit dem damals der Jesuitismus Religion und Moral bedrohte, ankämpfte, zugleich aber für die Litteratur durch Hervorbringung von Werken thätig war, in welchen die von den grossen producirenden Talenten aufgestellten Muster auf allgemeine Methoden und Theorien gebracht, und die Kenntniss und Liebe des Guten und Schönen verbreitet wurden. Obgleich das Zusammentreten der frommen und gelehrten Einsiedler von Port-royal etwas älter, als das der Sprachkünstler, Schöngeister und Weltleute in der Académie française ist, so muss letztere, da sie noch besteht und länger und allgemeiner, als Port-royal gewirkt, hier zunächst erwähnt werden.

Die zur Förderung des intellektuellen Lebens bestimmten Vereine, Akademien genannt, sind in Frankreich auf eine andere Art entstanden, und haben eine grössere Bedeutung, als sonst irgend wo gehabt. Sie verdankten ihren Ursprung nicht blos, wie fast überall, der Neigung der von einem ähnlichen Streben ergriffenen Personen einander zu gegenseitiger Aufklärung und Annehmlichkeit näher zu treten, dadurch in den Augen des Publikums bedeutender zu werden u. s. w., sondern, vor Allem, dem Bedürfniss, sich für die geistige Produktion einer bestimmten Richtung und Disciplin zu unterwerfen, allgemein anwendbare Methoden und Regeln hervorzubringen, und auf dem Gebiete der

Litteratur eine Autorität, wie die Regierung auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, darzustellen. Es deshalb in Frankreich nichts von solchen Vereinen schienen, denn die poetischen Wettkämpfe und Preisvertheilungen in manchen Städten des Südens hatten einen anderen Zweck, so lange die Nation vom Feudalwesen zersplittert, oder von inneren Kriegen zerrissen wurde. Die ersten und thätigsten Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, wie Rabelais, Ronsard, Montaigne u. s. w. hatten wohl Das, was man eine Schule nennen kann, gebildet, Anhänger, Nachahmer, Bewunderer gehabt, es war ihnen aber nicht eingefallen, zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles, zur Untersuchung litterarischer Wahrheiten, zur Aufstellung eines Korps von Doktrinen, unter einer bestimmten Form zusammenzutreten. Jeder war in der Ausbildung und im Gebrauche seines Talents isolirt geblieben, und hatte, je nach dem Maasse seiner Fähigkeit, nach Laune und Lust hervorgebracht, und seine Leistungen, ohne sich um irgend eine allgemeine Regel und Methode zu bekümmern, unter das Publikum geworfen.

Die Regierung Heinrich IV hatte, durch die Beendigung der Bürger- und Religionskriege, durch die Bezähmung der widerspenstigen Vasallen, die Erhebung der Krone über alle rivalisirenden Gewalten, in der Nation das Gefühl einer grösseren Einheit und Kraft, als früher bestanden, hervorgebracht. Kaum war der Friede im Innern wiederhergestellt, und das Land vor Einfällen von Aussen her gesichert, als sich ein lebhaftes Streben nach einer intellektuellen, und besonders einer nationalen Kultur hervorthat, die aber jetzt einen anderen Charakter, als im sechszehnten Jahrhundert annehmen sollte. Die



in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, wenigstens im Vergleiche zur Vergangenheit, eingeführte grössere Ordnung und Harmonie begann auf das intellektuelle Dasein überzugehen, und in ihm ein Verlangen nach Regel und Mass hervorzurufen. Dies ist in Frankreich immer so der Fall gewesen. Das ideelle Leben hat sich dort nie von den realen Zuständen trennen wollen.

Wir haben oben gesehen, wie Malherbe in einem wichtigen Zweige der Litteratur, in welchem bisher die grösste Willkühr bestanden, in der Poesie, als ein Gesetzgeber auftrat. Die Art, wie er alle Theile des dichterischen Styls, Wörter, Wendungen, Reime, eben so gut wie Gedanken, Bilder und Ausdrücke, auf allgemeine Regeln brachte, auf sie, so viel als möglich, eine logische Methode anwandte, und die günstige Aufnahme und Unterstützung, die sein Bemühen beim Publikum fand, hingen mit dem durch Heinrich IV hervorgerufenen Bedürfnisse nach grösserer Einheit und Uebereinstimmung in allen Theilen des nationalen Daseins zusammen. — In der Prosa ward durch Duperron, Coeffeteau, Balzac, zu derselben Zeit, ein ähnlicher Geist, obgleich mit weniger Strenge und Folgerechtigkeit, angeregt. Descartes Methode brachte diese Tendenz, die Litteratur, wie alle übrigen Aeusserungen besonderen und allgemeinen Strebens, bestimmten Regeln zu unterwerfen, und ihr eine neue Bahn anzuweisen, zur Herrschaft. Ein grosser Minister, wie Richelieu, der das politische Werk Heinrich IV mit eben so viel Glück als Kraft fortsetzte, sollte dazu beitragen, durch die Errichtung eines besonderen Instituts, den Einfluss der Autorität und Disciplin in der französischen Litteratur, wie im Staate, geltend zu machen.

Nach Malherbe's Tode, der zuerst unter allen bi ten französischen Schriftstellern angefangen hatte, mit einigen Anhängern und Zöglingen regelmässig litterarische Gegenstände zu berathen, waren solche sammenkünfte von seinen ihn überlebenden Fre fortgesetzt worden. Diese Litteratoren, unter den der ersten Zeit besonders Racan*), Maynard**) Conrart***) hervortraten, versammelten sich wöche einmal, lasen ihre Arbeiten vor, und theilten sich Meinungen über dieselben mit. Richelieu, der einen lebhaften Sinn für Sprache, Styl, Kunst und dem nichts entging, was seine Nation auf i eine Art zu erheben versprach, hörte von diesen Zus menkünften, und glaubte, in ihnen den Keim zu litterarischen Anstalt zu erkennen. Einem so durchd genden und weitschauenden Geiste konnte es ni entgangen sein, dass die Litteratur in Frankreich einem grossen Einflusse auf die Wirklichkeit besti sei, wovon schon einzelne bedeutende Vorzeichen schienen waren. Er glaubte deshalb, dass sie nicht selbst überlassen bleiben dürfe, sondern zu ei festeren Anschliessen an Regierung und Staat vera werden müsse, damit sie nicht, dem öffentlichen Le und dessen Leitern fremd, eine diesen widerstreb Richtung annähme. Sein persönlicher Ehrgeiz, sich Hebel und Zügel des nationalen Daseins zu bemächtig und dessen Bewegung auf allen Bahnen zu bestimm

---

*) Honoratus de Bueil, Marquis von Racan, geb. 1589, starb 16 Sein Hauptwerk „Les Bergeries“ betitelt.

**) Geb. 1582, starb 1646. Gelegenheitsdichter, etwas unzüch

***) Calvinist. Er war der erste Secretair der Académie frança hat wenig geschrieben, starb 1675.



möchte ebenfalls mitwirken, und er liess den genannten Litteratoren vorschlagen, ihren Verein zu einer Akademie zu erheben, und ihm, als solcher, eine feste Gestalt zu verleihen. Diese suchten Anfangs sich diesem Ansinnen zu entziehen, entweder aus Liebe zur Unabhängigkeit, oder aus Besorgniss, den Ansprüchen, die mit einer officiellen Stellung an sie gemacht werden würden, nicht genügen zu können. Aber Richelieu liess nicht nach, und man war endlich gezwungen, dem gewaltigen Manne, der König, Adel, Parlament und Klerus, nach seinen Absichten lenkte, auch auf diesem ideellen Gebiete zu willfahren. Man setzte eine Schrift in Form eines Briefes an den Kardinal auf, in der, seinem Verlangen gemäss, die Grundzüge einer litterarischen Gesellschaft, wie er sie bezweckte, entwickelt wurden.

Dieses Dokument ist darum merkwürdig, weil es die Basis geworden, auf der eines der grossen Institute Frankreichs errichtet worden, und dann auch um des Selbstgefühles, und, man kann sagen, des Ehrgeizes willen, von dem die Franzosen schon damals in Bezug auf ihre intellektuellen Interessen erfüllt waren. Es wird darin gesagt: „die französische Sprache, schon jetzt vollkommener als irgend eine andere lebende Sprache, könnte sehr wohl dieselbe Stellung, wie einst die lateinische und vorher die griechische, einnehmen, wenn man mehr Sorgfalt auf die Wahl der Worte und des Ausdruckes wenden wollte, in denen allerdings nicht die ganze Kunst des Vortrages besteht, die aber doch einen bedeutenden Theil von ihr ausmachen“. — Die französische Litteratur besass zwar eine Anzahl geistreicher und merkwürdiger Schriftsteller, aber noch kein vollendetes Werk ersten Ranges. Denn der Cid, der Discours de la

Méthode und die Lettres provinciales waren noch
erschienen. Man kann deshalb über die hohen An
erstaunen, welche die Franzosen schon im ersten Be
nen ihrer klassischen Epoche erhoben. Was hätten
Italiener nicht von sich sagen können, unter denen,
vor Richelieu, Poeten und Prosaiker erster Grösse,
Dante, Petrarca, Bocaccio, Ariost, Tasso, Machi
u. s. w. geglänzt hatten, mit denen verglichen,
was Frankreich in dieser Art besass, Rabelais, Ca
Amyot und Montaigne ausgenommen, kaum erwähnt
werden verdiente. Aber das französische *Publikum*
Zeit fühlte, dass die sich so sichtbar mehrende polit
Macht und Einheit auch dem intellektuellen Leben
rascheren und höheren Schwung verleihen würden,
Heinrich IV und Richelieu's Siege und Eroberungen
Samen zu neuen Ideen und Formen ausgestreut hatt
dass eine grosse Zeit für den französischen Geist
bräche, und die Welt so gestaltet und gesinnt sei,
Das, was er hervorbringen würde, sich einer besond
Anerkennung und Verbreitung erfreuen werde. Dies
auch in der That in Erfüllung, denn französische Spr
Litteratur und Sitte sollte von da an, *fast* hundert
funfzig Jahre lang, unumschränkt unter den höheren Kl
sen in allen europäischen Ländern herrschen. — Um
französische Sprache dieser grossen Bestimmung,
so allgemein verbreitet und angewandt zu werden,
es einst die griechische und lateinische gewesen,
genzuführen, wird in jenem Briefe an Richelieu ges
„dass man sie nur von den Flecken zu reinigen hab
die sie von der rohen Menge, geschwätzigen Sachw
tern, unwissenden Predigern, gezierten Hofleuten, erh
ten habe". — Die von Richelieu zu Rathe gezogen



Litteratoren erklären dann die Absicht, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Feststellung, Reinheit und Vervollkommnung dieser Sprache, auf die Beurtheilung der zu erscheinenden Werke und Hervorbringung allgemeiner Regeln für Ausdruck und Darstellung, richten zu wollen.

Sobald der Zweck eines solchen litterarischen Instituts näher dargelegt und von Richelieu gut geheissen worden, so kam es darauf an, für dasselbe einen bezeichnenden Namen zu wählen. Die anderswo bestehenden Akademien konnten hierbei nicht zum Vorbild dienen. Die Vereine ähnlicher Art in Ländern, die deren schon damals besassen, waren meist lokaler und specieller Natur, und hatten ihre Benennung entweder von dem Orte, wo sie sich versammelten, oder dem Gegenstande ihrer Arbeiten, zuweilen auch von ganz zufälligen, zuweilen selbst lächerlichen, Veranlassungen entlehnt. Dies konnte einer Gesellschaft nicht zusagen, die sich die allgemeinste und volksthümlichste aller Aufgaben, die Ausbildung und Veredelung der nationalen Sprache gestellt, und besonders Franzosen nicht, die meist bei Allem, was sie öffentlich thun, eine angemessene Feier und Würde anzuwenden pflegen. Die von Richelieu zu Rathe gezogenen Schriftsteller wählten für ihre Gesellschaft den Namen „Académie française“ — die kürzeste, einfachste und zugleich ausdruckvollste Bezeichnung Dessen, was sie sein und leisten sollte, für die Litteratur, Dem, was später die Annahme der Benennung: „Assemblée nationale“ — für das politische Leben ausdrückte, nicht unähnlich. Sich nach einem besonderen Theil ihrer Bestrebungen, z. B. Akademie der französischen Sprache u. s. w., oder nach der Hauptstadt, in der sie sich versammelten, Akademie von Paris

zu nennen, hätte etwas Enges und Begrenztes
Indem sie für die ganze Nation arbeiten wollten,
ten sie sich nur nach dieser, mit Ausschliessung
Besonderen und Oertlichen. Der Ausdruck: französisch
stand in der Meinung schon so hoch da, dass ein
der ihn für sich wählte, damit an die Spitze des
lektuellen Lebens der Nation zu treten schien.

Im Jahre 1635 veranlasste Richelieu Ludwig XIII
einem Patent, in welchem die Académie française
ihren Statuten anerkannt, und erklärt wurde, dass
dazu bestimmt sei, die französische Sprache durch
stellung von Regeln und Methoden zur Behandlung
Wissenschaften und Künste geschickt zu machen.
diese Art konnte ihr Wirkungskreis die meisten
lektuellen Interessen umfassen. Das Parlament
stand zwei Jahre lang der Eintragung dieses Patents
seine Register, und damit der legalen Anerkennung
Académie française, und wurde dazu nur durch
holte Befehle des Hofes vermocht. Die erbliche
stratur, die sich eine Art von oberster Kontrolle
das ganze öffentliche Dasein der Nation beilegte, sah
Institut nicht ohne Misstrauen und Eifersucht an,
mit der Leitung eines bedeutenden Theiles alles
gen Lebens und höheren Producirens beauftragt

Es ist ein charakteristischer Umstand für die
tung der Académie française und den Geist der
französischen Litteratur, dass die Stiftung ersterer
meisten grossen Monumenten der letzteren vorangegangen
ist. Der Discours de la Méthode von Descartes und
Cid von Corneille waren die einzigen für klassisch
teten Werke, die um diese Zeit der definitiven
tuirung dieser Gesellschaft, nachdem Richelieu den



derstand des Parlaments gebrochen, an's Licht traten. Alles Andere ist später gekommen. Auch ging die Académie française aus einem wirklich nationalen Bedürfnisse hervor, und es wäre eine Uebertreibung, Richelieu allein das Verdienst ihrer Stiftung beilegen zu wollen. Er gab nur zu einer bestimmten Organisation derselben Veranlassung. Der akademische Geist war schon vor Richelieu da gewesen. Malherbe hatte diesen Geist in seinen Diskussionen über den Charakter und die Formen der französischen Diktion, und in seinen Kritiken über die meisten der gleichzeitig erschienenen poetischen Werke hervorgerufen. Von seinen Freunden und Schülern war diese Arbeit fortgesetzt worden. Eine Akademie, d. h. eine Gesellschaft fähiger und vom Publikum geachteter Männer, die sich regelmässig mit Untersuchungen über die Sprache und deren Leistungen beschäftigten, bestand, dem Wesen nach, vor Richelieu, nur ohne öffentliche Anerkennung und Schutz von Seiten des Staates.

In der französischen Litteratur sind demnach Regel und Methode der Hervorbringung der meisten Werke, die auf die Nation von Wirkung gewesen, vorangegangen, und der Geist der Disciplin hat sich in ihr mehr, als der der Freiheit geltend gemacht. Dieser Umstand musste über ihren Charakter in einer Epoche, wie die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, entscheiden, wo sie sich vollständig auszubilden und ihrem Ziel zu nähern begann. Den moralischen und historischen Grund dieser Eigenthümlichkeit in allen seinen Einzelheiten nachweisen zu wollen, würde zu weit in die Geschichte der gesammten nationalen Entwickelung Frankreichs zurückführen, wozu hier kein Raum ist. Nur so viel kann, ohne zu grosse Unterbrechung der laufenden Darstellung, be-

merkt werden. Die französische Sprache ist, ihr[e]r we-
sentlichen Substanz nach, lateinischen Ursprunges
materieller Theil ist es fast ohne Ausnahme, und
in Dem, was mehr dem Geist, als dem Körper
Sprache angehört, können vielfache Aehnlichkeiten
schen den beiden Idiomen nachgewiesen werden.
obgleich in dem Französischen, von seinem Erw
an, wie in jeder organischen Existenz, sich ein b
derer Keim regte, und den celtischen, römischen,
kischen Elementen, die dasselbe erfüllten, allmälig
eigenthümliche, von allen anderen verschiedene Ge
gab, so blieb die ursprüngliche lateinische Natur in
vorherrschend. Ausserdem hatten römische Formen,
jeder Beziehung, selbst dann, als aus der Vereinig
der Gallo-Römer mit den Franken die moderne Nat
der Franzosen entstand, als Muster gedient, und wa
so weit es die veränderte Lage der Welt und die E
richtungen der Feudalwelt erlaubten, nachgeahmt w
den. Selbst in den unmittelbarsten Erzeugnissen d
nationalen Geistes, der Poesie des Mittelalters, der n
und südfranzösischen, hatte man sich des lateinisch
Einflusses nicht erwehren können. So verschieden
Geist und Inhalt in diesen Gedichten sein mochten,
den Worten, Ausdrücken und Wendungen erinnerte,
einigen Veränderungen und Umschmelzungen, die
mehr, als ein Verfall des Ursprünglichen, denn als d
Hervortreten von etwas wirklich Neuem erschienen,
Vieles an die römische Welt, aus der dieses neue Idi
wie ein Kind aus den Eingeweiden seiner Mutter, zw
von ihr verschieden, aber ihr doch immer angehörend
hervorgegangen war.

Es ist in dem Vorhergehenden bemerkt worden, m



welcher Hingebung und Begeisterung die alte Litteratur im sechszehnten Jahrhundert, in der Epoche der sogenannten Renaissance, von allen fähigen und strebenden Geistern aufgenommen, und wie buchstäblich und mechanisch sie, in Ermangelung einer individuellen und charakteristischen Richtung der Zeit, kopirt, und das Antike gewissermassen in das Moderne hineingeschoben wurde. Im siebenzehnten Jahrhundert begann man dieser übertriebenen und seelenlosen Nachahmung überdrüssig zu werden, und strebte danach, die Formen und die Methode der alten Welt mit dem Geist und Charakter der Gegenwart, auf eine eigenthümliche Art, zu verbinden. Denn man wollte jene von griechischen und römischen Ideen durchwebte Bildung weder aufgeben, noch hätte man sie durch etwas Anderes zu ersetzen vermocht. Der Einfluss des Alterthums war nicht schwächer, als im sechszehnten Jahrhundert geworden, man gedachte, sich desselben nur mit mehr Wahl und Freiheit, und mit mehr Rücksicht auf die veränderten Gesinnungen und Bedürfnisse der neueren Zeit, zu eigen zu machen. Descartes trug in seinem Discours de la Méthode den universellen und spekulativen Geist der alten Philosophie, Corneille in seine Tragödien die Regeln des Aristoteles, und Pascal in die Lettres provinciales die Schärfe, Feinheit und Anmuth griechischer und lateinischer Dialogen über. Die spekulativen, poetischen und ethischen Produktionen dieser drei grossen Talente können, besonders beim ersten Anblicke, als von den Mustern, die ihnen vorgeschwebt, und von denen sie angeregt worden, sehr verschieden erscheinen, und sind es dem Inhalt nach auch gewiss, wie sich von selbst versteht. Es ist aber nichts desto weniger wahr, dass die Regel und

Methode, die sie dabei in Anwendung gebracht, und die Dasjenige an litterarischen Werken ist, welches den allgemeinsten Einfluss auf die intellektuelle Entwickelung einer Nation ausübt, weder dem Mittelalter verwandt, noch durchaus neu und eigenthümlich war, sondern dem Alterthum entlehnt, und nur auf eine, dem besonderen Geiste der modernen Welt und der französischen Nationalität gemässe Art, modificirt worden.

Der Charakter aber, der die antike Litteratur am Tiefsten unterscheidet, ist die Herrschaft, welche Regel und Methode in ihr ausgeübt, wodurch den einzelnen Erzeugnissen ihres Genius der Stempel einer plastischen Allgemeinheit und formellen Vollendung aufgedrückt worden, der sich in diesem Grade sonst nirgends vorfindet. Es soll jedoch hiermit nicht gemeint sein, dass es den Alten, im Vergleiche zu den Modernen, an Individualität gefehlt habe, sondern nur, dass ein ideeller Typus, von einem grossen Talent, unter besonders begünstigenden Umständen, einmal mit Vollkommenheit dargestellt, eine generelle Bedeutung erhielt, und dass die, welche in derselben Sphäre etwas hervorbringen wollten, sich von ihm, im Wesentlichen, nicht entfernen durften. Homer hatte für Griechen und Römer den Begriff der epischen Poesie realisirt, und sein Styl und seine Manier wurden die ganze alte Welt hindurch dergestalt nachgeahmt, dass, ungeachtet der Schwäche vieler unter diesen Kopien, der Einfluss des Originals, wenn auch oft in unbestimmbarer Höhe und Ferne über ihnen schwebend, immer sichtbar blieb. Dasselbe fand in anderen Zweigen der Dichtung, wie in der Geschichtschreibung und Beredtsamkeit statt, und selbst in der Philosophie entfernten sich die verschiedenen Systeme nicht von gewis-

sen Fundamenten, die von den grössten Talenten dieser Art einmal gelegt worden waren. Diese Herrschaft gewisser allgemeiner Typen und Formen liesse sich nicht nur in der Litteratur, sondern in der antiken Civilisation überhaupt nachweisen, und mit der modernen Welt verglichen, können Griechen und Römer, ihrer grossen Verschiedenheit von einander unbeschadet, für Söhne desselben Bodens gelten. Ungeachtet alles Wechsels und Wandels, der unermesslichen Fülle von Bewegung und Umwälzung im ganzen äusseren Dasein, stellt das Alterthum, bis zur Herrschaft des Christenthums hin, in gewissen unterscheidenden und dem Innersten des Lebens angehörigen Beziehungen, eine grossartige, allmälig sinkende und sich lösende, aber in ihren einzelnen Theilen durch nichts Fremdes unterbrochene, Einheit dar. Diese Einheit war durch eine, jede individuelle Richtung leitende und zusammenhaltende, Methode und Disciplin hervorgebracht worden, so dass, so gross auch eine besondere Kraft sein mochte, ihr immer Mass und Ziel bestimmt, und sie auf einer ihr vorgezeichneten Bahn sich zu entwickeln veranlasst war. Diese Methode und Disciplin war aber vom Alterthum, nicht von andersher entlehnt, sondern aus ihm selbst hervorgebracht worden, die eigenthümliche That und der Kern seines Daseins, das, als jene Methode und Disciplin ihre Kraft und Herrschaft zu verlieren anfing, sank, und aus einander fiel, und sich, auch ohne den äusseren Anstoss der Völkerwanderung, nur viel langsamer, aufgelöst haben würde.

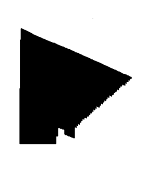
Als die modernen Nationen sich aus dem Chaos, welches auf die Zerstörung des römischen Reiches folgte, zu erheben anfingen, trat eine, jener in der antiken Welt [illegible] wiegenden Macht der Disciplin und Methode.

versellen und systematischen Streben derselben, en
gengesetzte, Erscheinung hervor. Alles weltliche Le
Alles, was nicht unmittelbar mit Religion und Ki
zusammenhing, Staat, Regierung, Gesetzgebung, S
blieben lange örtlich, gespalten, bewegungslos, oder
Fortschritt dem Zufall preisgegeben. Es gab nirge
eine Alles umfassende und überall anerkannte politi
Gewalt, weder im Königthum, noch in der Nation,
einem in so zahllose Fragmente zersplitterten Ga
irgend eine einmüthige Richtung hätte anweisen kön
Denn das Pabstthum, welches damals das Orakel der Vö
war, griff nur stoss- und ruckweise, bei ausserorde
chen Gelegenheiten, und meist nur im Interesse der Re
ligion in deren äussere Verhältnisse ein. Das erste La
in welchem sich der Drang, sich diesem schwankend
Zustande zu entziehen und eine entschiedene Bahn ein
schlagen, offenbarte, war Frankreich. Von den Kreu
zügen an, durch die Kriege mit den Engländern im vie
zehnten und funfzehnten, die religiösen und bürgerlich
Unruhen im sechszehnten Jahrhundert hindurch, bis
Regierung Ludwig XIV, stellt sich im ganzen franzö
schen Volksleben der charakteristische Trieb heraus,
jeden Preis und mit Aufbietung aller Kräfte, an
Hervorbringung einer grossen nationalen und politisch
Einheit zu kommen, die damals, den Sitten und Bedür
nissen der Zeit gemäss, als im Königthum aufgehend
und zu dessen Dienst bestimmt, gedacht wurde, nich
desto weniger aber einen höheren und allgemeineren Zweck
verfolgte. Alles Einzelne schien nur in dieser Richtung
Kraft und Bedeutung zu haben, ward, wenn es ihr wi
derstrebte, ausgestossen, wenn es sich ihr nicht anschloss
übersehen und vergessen.



Im dreizehnten Jahrhundert war die Normandie, und Poitou unmittelbar der Krone unterworfen, d… den, bei Gelegenheit des Krieges gegen die Albige… fester an den Norden geknüpft, und das Idiom d… letzteren in den mittäglichen Provinzen zu verbreiten gefangen worden. Ungeachtet der langen unglücklich… Kriege mit den Engländern und den wilden Bewegungen i… Innern, während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, erweitert sich das Erbtheil der kapetingischen Könige, welches zugleich der Stammsitz der Nation selbst war, auf fast allen Grenzen. Unter Philipp VI wird die Dauphiné, unter Karl VII Guienne, unter Ludwig XI Burgund und Provence, unter Karl VIII die Bretagne mit Frankreich vereinigt. Diese Erwerbungen sind nicht etwa solche, die wie man z. B. am deutschen Reiche gesehen, ohne feste Verbindung mit dem Ganzen, dem grossen Körper mehr anhängen, als dass sie mit ihm zusammenschmelzen, sondern Alles wird auf einen festen Mittelpunkt bezogen, von ihm aus geleitet, und auf einen allgemeinen Zweck berechnet. Es wird im französischen Volksleben, bei aller Verschiedenheit der Formen, mitten unter den Denkmalen und Einrichtungen der Kirche und des Feudalwesens, etwas vom Geiste des alten Römerthums, wie in keiner anderen Nation zu derselben Zeit sichtbar, d. h. das Streben, alle einzelnen Glieder, all… besonderen Theile des nationalen Daseins, zu einem g… gen grossen Ganzen zu verbinden, alles Individue… Eintritte in eine kollektive Existenz zu zwing…

Im sechszehnten Jahrhundert bildet … Franz I ein Hof, im modernen Sinne d… grosse Gesellschaft, deren Ausdrucks… bensart von den höheren Ständen



geahmt, allmälig dem Volke selbst zum Vorbilde wird. Das ideelle Leben und dessen vornehmster Ausdruck, Sprache und Litteratur, folgten dieser Richtung, die sich ein auf allen Seiten abgerundetes, in sich übereinstimmendes Dasein als Ziel vorgesetzt hatte. Vom dreizehnten Jahrhundert an hatte sich das nordfranzösische Idiom im Süden zu verbreiten angefangen. Die Troubadours der Provence wurden von den Trouveres der Normandie überboten, die sich in allen Gattungen der Poesie mit mehr Erfolg, als jene versuchten. Die Sänger des Südens hatten sich nur in der Lyrik hervorgethan, und fast ausschliessend die Gesinnungen und Sitten des in der Feudalwelt herrschenden Standes ausgedrückt. Die Poesie des Nordens umfasste ein weiteres Gebiet, bewegte sich auf demselben viel freier und mannigfaltiger, und nahm auf Natur, Geschichte und Volksleben in ihren Entwürfen eine grössere Rücksicht. Die thatkräftigere und zugleich sinnreichere Natur des Nordfranzosen zwingt den südlichen Stammgenossen zur Annahme seiner Sprache, seiner Sitten und Einrichtungen. Die provençalisch-catalonischen Mundarten des Südens verfallen allmälig, werden von der Litteratur vernachlässigt, deshalb schwankend, ungewiss, verlieren ihre frühere Regeln und Kunstformen, und erhalten sich nur im Volk, und bei Behandlung der gewöhnlichen Dinge des Lebens. Das Nordfranzösische oder Wallonisch-Picardische wird vom sechszehnten Jahrhundert an in ganz Frankreich die Sprache der verfeinerten Geselligkeit, so wie es schon längst die der Regierung gewesen, und Alles, was in Wissenschaft, Litteratur und Leben nicht in lateinischen Formen auftritt, wird in der Sprache, die sich in den Provinzen nördlich von der Loire gebildet, ausgedrückt, und in

diesen steht wiederum das aus so geringen Anfängen emporgekommene Paris, als dominirender Punkt, sich über das ganze Reich erhebend, da.

Dieser Einheit der Sprache sollte auch bald eine Einheit des Geistes, eine in allen höheren Sphären übereinstimmende Regel und Methode des Denkens, Empfindens und Bildens folgen. Nachdem Rabelais, Calvin und Montaigne in der Prosa, Marot, Ronsard und Malherbe in der Poesie, die ersten Versuche zu einer allgemein anerkannten und herrschenden Schriftwelt gemacht, und für Styl und Diktion die Bahn gebrochen, treten Corneille, Descartes und Pascal mit mehren vollendeten Werken auf, in denen die Nation zum ersten Male ihr geistiges Ich erkennt, und die aller noch bestehenden Schwankung und Ungewissheit ein Ende machen. Um dieselbe Zeit erhebt sich in der Académie française ein grosses litterarisches Tribunal, das alle in dem bisherigen intellektuellen Entwickelungsgange gemachten Erfahrungen und erlangten Ueberzeugungen, alle in den Hervorbringungen erster Ordnung niedergelegten Beispiele und Muster zu einem Korps von Doctrinen in Sprache und Litteratur vereinigt, allmälig die ersten Talente an sich zieht, sie einer bestimmten Leitung und Regel unterwirft, und die Formen des ideellen Lebens für das französische Volk zu derselben Zeit fixirt, wo die wirkliche Welt, Staat, Gesetzgebung, Gesellschaft und Sitte, durch den Einfluss und die Macht Ludwig XIV, die in jener Zeit mögliche höchste Vollendung erreichen.

Wir glauben durch das Vorhergehende im Allgemeinen nachgewiesen zu haben, wie die französische Sprache und Litteratur, der Richtung des gesammten öffentlichen Lebens nach Einheit und Abrundung folgend, und von

dem Beispiel des Alterthums, dessen Formen ihr
dem sechszehnten Jahrhundert als Muster vorangeleu
angezogen, zu dem ihr eigenthümlichen, sie von
anderen unterscheidenden Charakter, in ihren
duktionen Disciplin und Methode über Wahl und
heit zu stellen, gekommen ist. Man könnte hier
einwenden, dass sich in anderen, der alten Welt
falls verwandten Sprachen, nichts Aehnliches od
nigstens nichts Gleiches gezeigt, dass das Italie
und Spanische, eben so, und noch mehr, mit de
teinischen verwandt, nicht denselben Bildungsga
nommen, nicht nach derselben formellen Vollendun
universellen Geltung, wie das Französische, gestreb
ben. Man übersieht aber bei diesem Einwurfe, d
nicht blos der lateinische Ursprung der französi
Sprache, obgleich dieser Umstand nicht unbeacht
lassen werden darf, sondern vor Allem das im g
Leben dieser Nation früh erwachte und unablässig
schreitende Streben nach Einheit gewesen, welches für
Litteratur von so grosser Bedeutung geworden ist.
einer solchen Richtung ist in der Entwickelung des
lienischen und spanischen Volkes keine Spur vorha
Italien, von seiner frühesten Zeit an fremdem Einf
unterworfen, ohne Schwer- und Mittelpunkt, ohne
meinsame Interessen, hat nie im Ernst daran ged
sich zu einer einigen nationalen Gestalt abzuschlie
Cola Rienzi's phantastischer Versuch, die römische
publik wiederherzustellen, und Pabst Julius II Wun
die „Barbaren" — oder Fremden aus Italien zu ver
ben, können nicht für den Ausdruck einer volksth
lichen Richtung gelten. Das italienische Volk ist, w
nigstens bis in die letzte Zeit hin, nie über das Gefühl



einer rein natürlichen Nationalität, wie sie sich in Sprache und Abstammung ankündigt, hinausgekommen. Es hat sein Genie nur auf einem idealen Gebiete, in Litteratur und Kunst, gezeigt, und auch da ist es allmälig, aus Mangel an einem sittlichen Halt und Kern, erlahmt und gesunken. — Die spanische Nation, Jahrhunderte lang mit dem Islam ringend, gezwungen, ihren eigenen Boden Schritt vor Schritt wiederzugewinnen, hat ihre beste Kraft in der Vertheidigung ihres Glaubens verbraucht, und später wenigstens eben so sehr ausser, als in Europa gewaltet. Der am spanischen Volke im sechszehnten Jahrhundert hervortretende Hang zu Herrschaft und Eroberung war keine eigentlich nationale Richtung, sondern es wurde dazu von seiner Stellung, als Schwert und Schild des Katholicismus, veranlasst. Es hat auch nur so viel Litteratur und Wissenschaft besessen, als von einem gewissen Grade der Gesittung bei einer christlich-europäischen Nation unzertrennlich ist, und seine Poesie ihren Charakter von der religiösen Idee, in deren Dienst es stand, und den Sitten, die seine Kämpfe mit deren Feinden hervorgebracht, empfangen. An eine methodische Entwickelung, an ein System in seinem ganzen Dasein ist bei ihm, im Vergleiche zur französischen Nation, nicht zu denken.

Die französische Litteratur hat die sie bezeichnende Richtung auf Uebereinstimmung in ihrem Innern und Einfluss nach Aussen hin allerdings nicht einzig ihrem lateinischen Ursprunge, denn sonst müsste in Italien und Spanien dieselbe Erscheinung hervorgetreten sein, sondern der Bewegung des gesammten französischen Lebens, das nach demselben Ziele hinarbeitete, zu verdanken. Nur hat der Umstand, dass in dem Blute, der Gesinnung und Sprache der Franzosen ein der römischen Welt

verwandtes Element vorhanden ist, dieselben darauf geführt, in ihrer Litteratur, mehr als alle andere modernen Völker gethan, die Methode und Disciplin des lateinischen Geistes einzuführen, und dessen Formen, so viel als möglich war, sich zu eigen zu machen. Auf diese Art erklärt sich das in der französischen Schriftwelt vorherrschende Streben nach Einheit und Ausbreitung, in welchem sie mit dem Alterthum, und besonders dem römischen, eine wenn auch nur äussere, aber in Bezug auf die Wirkung nicht zu verkennende, Aehnlichkeit zeigt.

Von diesem der französischen Litteratur eigenthümlichen Charakter rühren alle ihre Vorzüge und Mängel her, und wer jenen nicht durchdrungen, wird über diese kein klares Urtheil gewinnen. Indem diese Litteratur das öffentliche Leben auf der Bahn seiner Entwickelung begleitete, erhielt sie durch die Verbindung mit ihm eine höhere Bedeutung im In- und Auslande, als ihr eine einsame Richtung verliehen haben würde. Die Macht und der Glanz der Nation, für deren geistige Blüthe sie galt, erhob sie in ihren und anderen Augen, und die Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit des grossen Zustandes, dem sie sich anschloss, bewahrte sie vor der Einseitigkeit und Abgezogenheit, in die leicht solche Bestrebungen verfallen, die mit der Wirklichkeit in keiner unmittelbaren Berührung stehen. Aber sie wurde auf der anderen Seite auch allen üblen Influenzen, die von dem äusseren Dasein unzertrennlich sind, den Einwirkungen einer erkünstelten Hof- und Gesellschaftswelt und einer so oft irrigen und vorübergehenden, aber für den Augenblick mit Anspruch und Gewicht auftretenden öffentlichen Meinung, ausgesetzt. Sie nahm von ihrer nahen Berührung mit denen, welche im Staate und der

Gesellschaft herrschten, deren gewöhnliche Fehler, Mangel an Tiefe und Aufrichtigkeit, Entfernung von Natur und Wahrheit, etwas Kaltes, Glattes, Gemessenes, Prunkhaftes, mit Einem Wort gesagt, Theatralisches, mehr zur Schau, als zum Genusse, mehr für das Auge, als die Seele Bestimmtes, an. Sie trat auf diese Weise, selbst in den Produktionen, die einen populairen Zweck hatten, der Masse des Volkes nicht nahe genug, so wie sie durch diese Entfernung verhindert wurde, ihre Inspirationen aus der Fülle des nationalen Lebens zu nehmen.

Der besondere Zug der französischen Litteratur überhaupt, und namentlich ihrer Poesie, Regel und System über Wahl und Freiheit zu stellen, alles Individuelle in möglichst allgemeine Form zu bringen, bewahrte sie vor den Verirrungen und Auswüchsen, in die ein ungebundenes und schrankenloses Streben so leicht verfällt. Auch war es diese Unterwerfung unter Regel und Doctrin, der sie zum Theil eine so grosse Verbreitung verdankte. Denn ihre Erzeugnisse, nach einem gewissen Mass hervorgebracht, wurden dadurch allgemein verständlich, und schienen überall annehmbar zu sein. Sie machte es sich aber dagegen auch schwer oder unmöglich, die tiefsten und höchsten Gegenstände auf eine eigenthümliche Weise darzustellen. Es haben und konnten sich in ihr keine Werke erheben, die, unmittelbar aus dem Innern der Menschheit entsprungen, wiederum zu allen Geistern reden, und deren Inhalt Jeden, der mit den besonderen Formen, in denen sie erscheinen, vertraut ist, in demselben Grade begeistern und erheben. Die überwiegende Herrschaft der Methode und Disciplin hinderte sie, sich in den Born der Natur und Innerlichkeit zu versenken, und es musste ihren Leistungen an ursprüng-

licher Frische und Freiheit fehlen. Sie hat und k
keine Werke, wie die Divina Comedia, Hamlet und F
zur Welt bringen, überhaupt nichts, was für eine w
hafte Schöpfung, im höheren Sinne des Wortes, l
gelten können. Auffallend genug, aber aus dem V
gehenden begreiflich, hat diese Schriftwelt, welche
der Wirklichkeit und dem öffentlichen Leben am
sten anzuschliessen schien, dasselbe selten auf
eigenthümliche Weise darzustellen verstanden. D
indem sie Alles nach gewissen Abstraktionen und K
ventionen mass und beurtheilte, musste ihr die W
heit ihres eigenen Daseins, in vieler Beziehung ver
gen bleiben, oder sie über dasselbe, wenn sie es ei
berührte, nur leicht hinweggleiten. Sie hat in i
klassischen Epoche keinen ihrer grossen volksthümlich
Entwürfe behandelt, und sich gewissermassen von i
eigenen Vergangenheit, in der doch ein Theil ihres i
nersten Wesens wurzelt, wie abgewandt. Ihre Po
hat die Gegenstände meist aus dem Alterthum ge
men, und durch keinen äusseren Schmuck, keine K
und Beredtsamkeit, den Zwiespalt auflösen können,
zwischen den antiken Situationen und den moder
Charakteren in ihrer Tragödie entstehen musste. W
wirklich nationalen Inhalts in der französischen Poe
ist, wie die Erinnerung an die Kämpfe verschiede
Racen und Religionen, in den Zeiten nach der Völk
wanderung, den Kreuzzügen u. s. w., gehört dem Mitt
alter an. Die französische Litteratur, zur Vollendu
ihrer Form gelangt, hat ihre einheimische Geschich
vernachlässigt, ja kaum nur in Betracht gezogen. Ihr
Historikern ist es lange versagt geblieben, die Verg
genheit des eigenen Volkes wahr und natürlich wieder

geben. Ihre Arbeiten sind meist philosophische Romane oder trockene Kompilationen gewesen. Erst neuerdings hat sich in ihnen der Trieb nach tieferer Forschung und treuerer Darstellung auf diesem Gebiet geltend gemacht, und zu diesem Streben sind sie von der Fremde, und namentlich von Deutschland her angeregt worden.

Man wird nach allen diesen Betrachtungen über den Charakter und die Tendenz der französischen Litteratur begreifen, warum sich, als sie zu einer gewissen Höhe und Stärke gekommen, in ihrer Mitte ein Tribunal, wie die Académie française erhob, das sie auf der einmal betretenen Bahn ihrer Vollendung entgegenführen sollte. Denn obgleich die Gründer und ersten Mitglieder dieser litterarischen Gesellschaft keinesweges zu den ersten producirenden Talenten der Nation gehörten, so sind sie gleichwohl die Legislatoren der klassischen Epoche ihrer Spache gewesen, und haben die, allerdings längst vor ihnen vorhandenen, aber zerstreuten und nicht allgemein anerkannten, Grundsätze über Styl und Komposition zu einem Ganzen vereinigt, überhaupt eine Theorie hervorgebracht, die von den grössten Schriftstellern des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts realisirt, und von der Zustimmung des gebildeten Theiles der Nation, ohne wesentliche Abänderungen, bis jetzt bestätigt worden ist.

Die neugestiftete Akademie erwies sich ihrer Bestimmung nicht unwürdig. Obgleich zum Theil aus einander an Talent und Stellung sehr verschiedenen Mitgliedern, die ihre besonderen Meinungen und Interessen zu verfechten veranlasst werden konnten, zusammengesetzt, ging sie dennoch mit Eintracht, ohne Störung und Zwist in ihrem Innern, an das ihr aufgetragene Geschäft, die Sprache von den an ihr haftenden Mängeln und Ungleich-

heiten zu reinigen und über den Werth der litterarischen Produktionen in oberster Instanz zu entscheiden. Sie arbeitete in einem durchaus kollektiven Geiste, und die sonst so reizbare Individualität der Litteratoren von Profession, zumal wenn diese mit einer äusseren Autorität bekleidet sind, schritt mit Bedacht und Mässigung auf der vorgezeichneten Bahn fort. Die Akademie bekundete eine durchaus praktische Tendenz, indem sie von den Schriftwerken nichts Ausserordentliches verlangte, und erklärte, dass jede ihrer Beurtheilung vorgelegte Arbeit ihre Zustimmung erhalten würde, sobald in derselben die Anordnung des Ganzen, das Verhältniss der einzelnen Theile zu einander, und der Bau der Perioden befriedigend ausgefallen wären. Sie bewies hierbei zugleich den überwiegenden Werth, welchen sie auf den logischen und formellen Theil der Litteratur legte, denn es war in diesen Requisiten einer von ihr anzuerkennenden Komposition nur von der äusseren Behandluug, aber nicht von den Ideen, dem Charakter des Styls u. s. w. die Rede. Sie nahm ihre Beschlüsse, wie ein Tribunal, nach Stimmenmehrheit, und die einzelnen Mitglieder waren genöthigt, ihr Gutachten zu motiviren. Sie widerstand denen unter ihnen, die hierbei ein zu strenges Verfahren einführen wollten, und suchte, so viel als möglich, Milde mit Gerechtigkeit zu vereinigen. Sie erregte deshalb auch selbst unter den Schriftstellern, welche bei ihrer Stiftung unberücksichtigt geblieben, und Ansprüche auf den Eintritt in sie zu haben geglaubt, wenig Neid und Feindschaft, und erwarb sich alsbald das Vertrauen und die Anerkennung des Publikums. Die Académie française trat, wenigstens in ihrer ersten Zeit, nicht mit dem, ähnlichen Vereinen sonst gewöhnlichen,

Geiste der Ausschliessung und Anmassung auf, und that nichts, um ihren Einfluss ungebührlich auszudehnen, und eine freie Entwickelung der Litteratur zu beschränken. Aber der systematische und methodische Geist ihrer Kritik, der von ihr aufgestellte Grundsatz, die Werke der Alten und besonders der Römer als absolute Vorbilder für moderne Komposition anzusehen, und die in ihr herrschende Richtung nach einer logischen und formellen Abgeschlossenheit der französischen Sprache und Schriftwelt, worin sie mit der Mehrheit des gebildeten Theiles der Nation übereinstimmte, gab ihren Meinungen und Entscheidungen nach und nach Gesetzeskraft, und trug wesentlich dazu bei, in der Litteratur Disciplin und Geschmack über Originalität und Freiheit zu stellen.

Die Akademie suchte sich von dem Einfluss des grossen Kardinals, unter dessen unmittelbarem Schutz sie stand, und der über Frankreich fast unumschränkt gebot, so unabhängig, als es die Umstände erlaubten, zu halten. Das ausserordentliche Aufsehen, welches der Cid von Corneille erregt, war von Richelieu, eine seines hohen Geistes unwürdige Schwäche, mit Eifersucht betrachtet worden. Dieses Stück hatte, bei dem lebhaften und empfänglichen Sinne der Franzosen, in den vornehmen und erleuchteten Klassen, mit Recht, dieselbe Theilnahme, wie eine mächtige politische Erscheinung oder eine grosse Kriegsthat gefunden, und der Kardinal, in dessen Gegenwart sich dieser Sturm von Beifall in der Hauptstadt erhob, sich dadurch, einen Augenblick lang, seiner Stellung und Gewalt ungeachtet, wie in den Hintergrund gestellt gesehen. Denn der Cid war die erste Produktion in Frankreich, deren Verfasser wie ein Mann der Nation angesehen wurde. Dies hatte Richelieu, der, wie ge-

wöhnlich die, welche eine mehr materielle, als moralische Macht besitzen, die Litteratur in seinem Lande zwar blühen, aber nicht zu einer öffentlichen Angelegenheit erhoben wissen wollte, dem sie, wie fast immer seines Gleichen, nur als ein Mittel der Zerstreuung für die Grossen und der Erziehung für das Publikum, für eine Art von höherer Pädagogik, galt, der ihr keinen selbsständigen Zweck zuerkannte, und sie der Politik unterordnete, mit Neid und Missfallen betrachtet. Man glaubt sogar, dass er, der sich selbst in seinen Mussestunden mit dramatischen Kompostionen abgab, dafür aber nur sehr mittelmässige Gaben besass, von dem ihm nachtheiligen Vergleich zwischen Corneille's und seinem Talent verletzt worden sei. Wie dem auch gewesen sein mag, er gab der Akademie eine Analyse und Kritik des Cid in der Absicht auf, dieses Werk in den Augen des Publikums herabgesetzt zu sehen. So gross indessen auch Richelieu's Macht war, er erreichte nur so viel, dass die Akademie ein strenges, selbst pedantisches, aber, von ihrem mehr moralischen und gesetzgebenden, als poetischen und freien Standpunkte aus, nicht durchaus ungerechtes Urtheil über diese Dichtung fällte, wo neben dem Tadel und Angriff immer noch genug Lob und Anerkennung für den Verfasser übrig blieb. Richelieu fand die Beurtheilung zu schonend, und das Publikum fand sie zu streng. Dies liess sich in seiner Bewunderung nicht irre machen, und Corneille zog aus einigen Stellen jener Kritik Vortheil, indem er in den Tragödien, die er bald nachher aufführen liess, in Horace, Cinna, Polyeucte, die wirklich vorhandenen Mängel, die dem Cid vorgeworfen werden konnten, wie die Anwesenheit einiger überflüssigen oder zu wenig charak-

terisirten Personen, einen zu sententiösen Ton, und einzelne Uebertreibungen in der Motivirung der Handlung, zu vermeiden suchte.

Der kollektive Geist, die einmüthige Tendenz, mit der die Académie française ihre Aufgabe, die Fixirung der Sprache und die litterarische Kritik betreffend, verfolgte, machte aus ihr, ungeachtet der persönlichen Mittelmässigkeit mancher ihrer Mitglieder, in jener ersten Zeit ihrer Thätigkeit, eine einflussreiche und bedeutende Körperschaft. Später als die Litteratur einen grösseren Umfang genommen und Talente aller Art sich in ihr gezeigt, verminderte sich ihre Wirksamkeit, sie wurde zu einer Prunkversammlung, und ein Sitz in ihr, fast eben so oft aus persönlicher Rücksicht und Gunst, als aus Anerkennung des Verdienstes ertheilt. Ihr Sinken kam indessen zum Theil auch davon her, dass sie, vermöge der von ihr aufgestellten Grundsätze und Lehren, die im Ganzen mit dem Bildungsgange der Nation und der Natur ihrer Sprache übereinstimmten, rasch an die Lösung ihrer Aufgabe gekommen war, die klassische Epoche ihrer Litteratur vorbereitet hatte, und später in einer so logisch bestimmten und formell begrenzten Sphäre, wie ihre Theorien waren, nichts Neues und Bedeutendes mehr aufstellen konnte. Sie hat eine Zeit lang, wie eine Art von Assemblée constituante in der Litteratur gewirkt. Als diese Konstitution, die mehr ausschloss als aufnahm, mehr verbot als erlaubte, fertig war, blieb ihr nicht viel zu thun übrig. Wenn es wahr ist, dass sie später keinesweges die thätigste oder nützlichste, aber die glänzendste Versammlung der Art in Europa gewesen ist, denn sie zählte die meisten grossen Talente ihres Landes unter ihre Mitglieder, so hat es auch nicht leicht eine



andere Akademie gegeben, in die so viele Mittelmä[ssig]keiten, die für die Litteratur wenig oder nichts ge[than] aufgenommen worden wären.

Der Geist dieses Vereines, wie er sich unter Ri[che]lieu's Aegide gebildet hatte, und eine Zeit lang ble[iben] sollte, personificirte sich in einem Schriftsteller, [der] ohne grosse und eigenthümliche Anlage, dem Zweck [die]ses Instituts, die Sprache zu vervollkommnen und in [die] Darstellungen Methode und Regel zu bringen, förderli[cher] als manches bedeutendere Talent gewesen ist. Es [war] dies Vaugelas*), der von Boileau, etwas übertrieben, [der] weiseste Autor seiner Zeit genannt wird, aber ohne Zw[ei]fel einer der besten zweiten Ranges gewesen ist. [Von] seinen Werken hat sich nur ein einziges: „Remarq[ues] sur la langue française" erhalten, und dient zur Ke[nnt]niss des litterarischen Standpunktes jener Epoche. A[n]dere Arbeiten, wie seine damals viel gelobte Uebersetz[ung] des Quintus Curtius u. s. w. werden nur noch dem N[a]men nach erwähnt. Vaugelas war eines jener Talen[te], wie man sie im Beginn einer Litteratur, die nach Ve[r]vollkommnung und Abrundung strebt, hier und da find[et] und wie deren auch im vorigen Jahrhundert in Deutsch[land], als unsere Sprache ihrer Vollendung entgegen[ging], erschienen sind. Nur dass bei uns die Arbeit[en] dieser Talente zweiter Klasse häufig von einem gewis[sen] poetisch-historischen Geiste beseelt sind, ein M[ass] von Originalität bekunden, die Zeit, in welcher s[ie] lebten, ahnen lassen, während an ihnen in Frankreich vor Allem ein streng logischer und grammatischer Sin[n] hervortritt, und dieselben sich in einer so abstrakt[en]

*) Geb. 1584 zu Bourg en Bresse, gest. 1649.



Allgemeinheit halten, dass an ihnen von ihrer Persönlichkeit, und deren besonderen Verhältnissen wenig zu erkennen ist.

Vaugelas eignete sich deshalb vorzüglich zu der Redaktion des litterarisch-kritischen Wörterbuches, mit dessen Anfertigung die neu errichtete Akademie alsbald beauftragt wurde, und das für die Schriftsteller und die höhere Gesellschaft eine Autorität werden sollte. Er besass eine Art von Leidenschaft für die richtige Wahl der Wörter und die Reinheit und Angemessenheit des Ausdrucks, berieth mit seinen Freunden über die Ausstossung dieser oder jener veraltenden, die Anerkennung dieser oder jener sich neu bildenden Form, begründete seine Meinung auf das Genaueste, und betrieb sein Geschäft mit dem Ernst eines grossen Richteramtes. Er fand hierbei viele Gegner, einmal solche, die sich von seinen Entscheidungen verletzt fühlten, dann andere, die ihm den unaufhaltbaren Wandel der Sprache und des Ausdrucks entgegenhielten, und meinten, dass seine Bemühungen ohne Erfolg sein würden. Er liess sich aber durch keinen Widerspruch irre machen, sondern fuhr in seiner Arbeit der Reinigung und Vervollkommnung der Sprache, viele Jahre lang, mit derselben Strenge gegen die Dinge, und Milde gegen die Personen, unermüdlich fort. Sein Urtheil hat ihn übrigens selten getäuscht. Seit zwei hundert Jahren hat sich die französische Sprache in ihren äusseren Formen wenig von Dem, was Vaugelas festgestellt, entfernt. Seine Erscheinung fiel in eine Zeit, wo die Sprache schon ausgebildet genug war, um einem klaren und scharfsinnigen Beobachter das Werk ihrer Reform zu erleichtern, wo aber zugleich, da es noch keinen abgeschlossenen Cyklus vollendeter Werke in ihr

gab, Vieles aufzunehmen oder auszustossen übrig blieb. Der Ausdruck ist in Vaugelas Werken in hohem Grade klar, einfach und bestimmt, aber wie es bei einem solchen Talent natürlich ist, ohne Farbe, Tiefe und Eigenthümlichkeit. Der besondere Geist dieses Autors verschwand unter der allgemeine Methode, die er zur Anwendung brachte.

Einige von den Mitgliedern dieser neu gestifteten Akademie besassen Anmuth und Feinheit des Geistes, die meisten hinlängliche Kenntnisse und Lust an litterarischer Thätigkeit, kein Einziger aber eine höhere Gabe der Auffassung und Darstellung, was besonders in ihren dichterischen Produktionen hervortrat, wo die Abwesenheit aller Begeisterung und Erfindung nicht von einer mühsam zusammengedachten Logik und Rhetorik ersetzt werden konnte. Es schwebte ihnen ein gewisses Geschmacksideal vor, das aber meist eine negative Wirkung äusserte, und sie hüteten sich mehr, in gewisse Fehler zu verfallen, als die diesen entgegengesetzten Vorzüge zu erwerben. Sie dachten fast nur an die Form der Litteratur, an einen klaren zusammenhängenden Styl, einen fliessenden Periodenbau, an die Fülle und den Fall wohltönender Phrasen. Sie waren und blieben Theoretiker und gerade die fähigsten unter ihnen, wie z. B. Vaugelas und Patru, gingen am Langsamsten und Bedächtigsten an neue Conceptionen heran. Vaugelas war im Stande, sich Monate lang über die Aufnahme oder Ausstossung einzelner Wörter und Wendungen den Kopf zu zerbrechen, und Patru*), der eine französische Rhetorik nach Quintilians Muster unternommen, konnte vor lauter Zweifeln

*) Geb. 1604, gest. 1681.

edenklichkeiten damit nicht zu Stande komme
ispiel brachte in der Sprache der vornehmen und
sten Welt, mit welcher sie in beständiger Berührung
n, die auf ihre Kritik horchte, und deren Grund-
zu verwirklichen geneigt war, den Hang zu einem
ten, übertriebenen Purismus hervor, der zu sehr
orten hing, über dieselben hin und herstritt,
rillenhaftem Eigensinn einer Wendung vor der an-
den Vorzug gab, und den Ausdruck als etwas an
für sich Gültiges, ohne Rücksicht auf den ihm zu
de liegenden Gedanken, behandelte.
esonders thaten sich damals gebildete Hofleute und
rauen der vornehmen Klassen in dieser überfeinen
hmacksrichtung hervor. Indessen bewiesen selbst
Auswüchse, welches lebendige Interesse das Publi-
an Allem, was Sprache und Litteratur betrifft, in
r Zeit nahm, und welche hohe Vorstellung es sich
der seinigen machte. Es giebt übrigens, nächst der
vendung der Vorschriften des Sittengesetzes, kein
res und fruchtbareres Streben, als der eigenen
ache die möglichste Reinheit, Kraft und Schönheit
geben. Nicht blos der Ruf, die äussere Haltung
d Darstellung einer Nation hängt grossentheils von
r Sorgfalt ab, welche sie auf ihre Sprache und Schrift-
lt wendet, sondern es ist dies zugleich ihr einziger,
verlierbarer, moralischer Besitz, da alles Andere, Ver-
ssung, Recht, Macht, die gesammte innere und äussere
ge, dem Wechsel unterworfen sind.

Der zu sehr auf das Aeussere und die blosse Hülle
er Litteratur gerichteten Thätigkeit der Académie fra
aise, die, wenn sie sich ganz allein geltend gem
en Geist der Nation zu ausschliessend auf Fo



Manier, wozu ohnedies so viele Neigung vorhanden
geführt haben würde, hielt ein anderes Institut das Gl
gewicht, das in jener Zeit von grosser Bedeutung g
sen, und dessen Einfluss sich weit über sein än
Bestehen hinaus fühlbar gemacht hat. Es war die
Verein von gelehrten und frommen, zu einem gem
men Leben verbundenen Männern, nach dem Ort
Aufenthaltes gewöhnlich Port-royal genannt. Port-
des Champs, in der Pariser Diöcese gelegen, war
sprünglich ein Frauenkloster. Der geistliche Obere
selben, Duvergier de Hauranne, später Abt von St. C
ein gelehrter Mann, der aber mit der herrschenden Th
logie nicht ganz übereinstimmte, war wegen seiner
nungen über die Bedeutung der göttlichen Gnade
Vergleiche zu den guten Werken, verfolgt, und in
Bastille geworfen worden. Man hatte zwischen sei
Ansichten und Calvin's Lehre von der Vorausbestimm
eine Aehnlichkeit finden wollen, die ihn der Hierarchie v
dächtig machte. Sein grosser Ruf, seine wissenschaftl
Bildung und strenge Tugend versammelte um ihn, als
wieder frei wurde, eine Anzahl eifriger und unterri
teter Personen, die unter seiner Leitung zu leben wün
ten. Dem selbstsüchtigen und verderbten Treiben d
Hofes, der Grossen, der Parteien gegenüber war, s
dem Erlöschen der langen inneren Kriege, in einem Th
der gebildeten und hier und da selbst in den vorneh
Klassen eine Neigung zu reiner Sitte, religiöser Forsch
und einem beschaulichen, mit den höchsten Dingen b
schäftigten, Dasein entstanden.

Die Jesuiten, die damals in Frankreich, wie f
überall, der Religion einen rein äusserlichen, politisch
Charakter verleihen, sie in ein Mittel der Herrschaf



[illegible] von der von den Jesuiten
[illegible] Seite der Religion
[illegible] lichem Streben eing
[illegible] brachte, wie
[illegible] Würde und das
[illegible], das von
[illegible] der K[illegible]
[illegible] zum Protest[illegible]
[illegible] lange e[illegible]
[illegible] späterer Fort[illegible] theologi[illegible]
[illegible] der [illegible]
[illegible] den J[illegible]
[illegible] ungleich [illegible]
[illegible] Ge[illegible]
[illegible] Kategorie, [illegible]
[illegible] Jansenis[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Punkte führe[illegible]

Manier, wozu ohnedies so viele Neig
geführt haben würde, hielt ein anderes
gewicht, das in jener Zeit von gross
sen, und dessen Einfluss sich weit
Bestehen hinaus fühlbar gemacht hat.
Verein von gelehrten und frommen, sa
men Leben verbundenen Männern, na
Aufenthaltes gewöhnlich Port-royal gen
des Champs, in der Pariser Diöcese g
sprünglich ein Frauenkloster. Der geist
selben, Duvergier de Hauranne, später A
ein gelehrter Mann, der aber mit der her
logie nicht ganz übereinstimmte, war we
nungen über die Bedeutung der göttlic
Vergleiche zu den guten Werken, verfolg
Bastille geworfen worden. Man hatte zw
Ansichten und Calvin's Lehre von der Vor
eine Aehnlichkeit finden wollen, die ihn der H
dächtig machte. Sein grosser Ruf, seine wis
Bildung und strenge Tugend versammelte un
wieder frei wurde, eine Anzahl eifriger un
teter Personen, die unter seiner Leitung zu le
ten. Dem selbstsüchtigen und verderbten
Hofes, der Grossen, der Parteien gegenüber
dem Erlöschen der langen inneren Kriege, in ei
der gebildeten und hier und da selbst in den
Klassen eine Neigung zu reiner Sitte, religiöser
und einem beschaulichen, mit den höchsten D
schäftigten, Dasein entstanden.

Die Jesuiten, die damals in Frankreich,
überall, der Religion einen rein äusserlichen, po
Charakter verleihen, sie in ein Mittel der He



und Gesundheit wegen, mit leichten mechanischen Arbeiten beschäftigt. Im Gegensatze zu der geräuschvollen Hauptstadt, in deren Nähe sie sich niedergelassen, nannten sie ihren Aufenthalt eine Wüste, und sich selbst Einsiedler, obgleich dies häufig zu einem Missverständniss Veranlassung gegeben hat. Denn sie hatten nur den Zerstreuungen und Genüssen, aber keinesweges den Geschäften und Beschwerden der Welt entsagt, auf die sie im Gegentheil immer zu wirken suchten. Sie besassen eine Schul- und Erziehungsanstalt, in der besonders die alten Sprachen mit Erfolg gelehrt wurden, und aus welcher viele bedeutende Zöglinge hervorgegangen sind. Sie gaben, im Gegensatze zu dem formellen Streben der Académie française, der Litteratur eine mehr moralische Richtung, denn sie beschäftigten sich keinesweges blos mit der Theologie, als einer dogmatischen Wissenschaft, sondern vor Allem mit Erforschung und Darstellung ethischer, im Leben unmittelbar anwendbarer Wahrheiten. Selbst bei ihren Kämpfen gegen die Jesuiten dienten die verschiedenen Meinungen über einzelne Gegenstände des Glaubens nur als Mittel, der Zweck war die laxe Moral dieser Gesellschaft und ihren Einfluss auf das Publikum zurückzuweisen.

Was in der Natur der französischen Bildung lag, wie sie damals geworden, und sich auch sonst in der ganzen Zeit aussprach, war die Neigung, Disciplin und Methode über Wahl und Freiheit zu stellen, und mehr in einem kollektiven als individuellen Geiste zu arbeiten und zu wirken. Diese Eigenthümlichkeit, die sich in allen Sphären öffentlicher Thätigkeit in Frankreich geltend zu machen anfing, trat in Port-royal, wie in der Académie française hervor, nur dass sie von den Gewohnheiten christ-

licher Entsagung und beschaulicher Zurückgezogenheit, von einem vorherrschend sittlichen Geiste, in Port-royal ein besonderes Gepräge erhielt. So wie diese gelehrten und frommen Einsiedler, ihre Einkünfte, ohne das mönchische Gelübde der Armuth zu leisten, zur Erhaltung ihrer Anstalt anwandten, eben so trugen sie auch ihre intellektuellen Mittel zur Verfolgung ihrer Zwecke zusammen. Das Aufgeben alles persönlichen Interesses ging bei ihnen in dieser Beziehung weiter, als in den meisten Mönchsorden, denn in den zahlreichen Schriften, welche sie herausgaben, ward gewöhnlich der Name des Verfassers nicht genannt, und dieselben als dem gesammten Vereine angehörig betrachtet. Sie besiegten demnach die Eingebungen der Selbstsucht in den feinsten und tiefsten Regungen, deren sie fähig ist, indem die meisten Menschen, denen die Natur eine höhere Gabe der Darstellung verliehen, lieber Allem, als der Anerkennung ihres geistigen Ichs entsagen. Die Ueberlegenheit des Talents ward unter ihnen nur in der grösseren Thätigkeit Derer, welche ein solches besassen, sichtbar. Sie suchten sich gegenseitig nicht sowohl zu übertreffen, als zu ergänzen. Der Einzelne trug nach Kräften zur Erhaltung und Erweiterung des Ganzen bei. Ihre meisten Arbeiten gingen übrigens auch in der That aus gemeinsamer Berathung hervor, so dass es, zumal da Alle demselben Impuls folgten, von demselben Prinzip durchdrungen waren, schwer sein mochte, zu entscheiden, welchen Antheil jeder an der Lösung einer ihrer Aufgaben genommen hatte. Sie lobten, tadelten, änderten oder verwarfen in den Arbeiten des Einzelnen, ohne Widerspruch oder Zwist zu veranlassen. Sie machten sich deshalb auch kein Gewissen daraus, in den nach-

gelassenen Pensées von Pascal bei der Herausgabe Manches zu unterdrücken oder zu verändern, was ihnen oft als eine grosse litterarische Willkühr vorgeworfen worden, aber bei dem unter ihnen durchaus herrschenden geistigen Gemeinsinn entschuldigt werden kann. Denn obgleich es unter ihnen, wie sich von selbst versteht, grosse Verschiedenheiten des Talents und Charakters gab, und namentlich keiner von ihnen sich an Genie mit Pascal vergleichen konnte, so sahen sie sich jedoch alle als Gleiche an, und Pascal selbst war es nie eingefallen, sich unter seinen Genossen ein besonderes Verdienst zuzuschreiben, sondern er hatte sich vielmehr der Leitung der Aelteren darunter freiwillig unterworfen.

Ausser Pascal, dem berühmtesten Mitgliede von Portroyal, den aber mehr ein ascetisches als intellektuelles Bedürfniss in diesen Kreis geführt, den er als Schriftsteller weit überragt, und der nur seine letzten Lebensjahre daselbst zubrachte, treten Arnauld und Nicolle in diesem Vereine am Meisten hervor, und können als dessen Repräsentanten angesehen werden.

Arnauld*) genoss während seines Lebens eines ausserordentlichen Rufes, und zwar in einer Zeit, die in Frankreich an grossen Talenten aller Art reich war. Er verdankte dies jedoch, genauer betrachtet, mehr der Stärke seines Charakters, seinem Eifer für das Gute, der Unerschrockenheit, mit der er den unsittlichen Einfluss der Jesuiten bekämpfte, als einem grossen und originellen litterarischen Talent. Von den zahlreichen Schriften, welche er während seines langen und thätigen Lebens verfasst, und die man, ungeachtet der in Port-

*) Anton Arnauld, geb. 1612 in Paris, starb 1694 in Brüssel.

royal gewöhnlich beobachteten Anonymität, ihm mit Recht zugeschrieben, hat sich nur Weniges in der Erinnerung und Kenntniss des gebildeten Publikums, die eigentlichen Gelehrten ausgenommen, erhalten. Ja, was bei der entschiedenen Gesinnung dieses Mannes noch ausserordentlicher ist, keines seiner Werke trägt das Gepräge einer individuellen Form und eines persönlichen Willens, und nur hier und da, in einzelnen Stellen, haben die Kritiker gewisse Eigenheiten der Denkweise und Darstellung ihres Verfassers entdecken können.

Es ist dies aus dem oben erwähnten Kollektivgeiste zu erklären, in welchem man in Port-royal arbeitete und lebte. Diese gelehrten Einsiedler ergriffen die Feder nur dann, wenn sich ihnen ein Gegenstand von entschiedener Wichtigkeit, die Entwickelung einer religiösen oder moralischen Wahrheit, oder ihre Vertheidigung gegen Gegner derselben darbot. Alsdann verschwand vor ihren Augen jede besondere Rücksicht auf Person, Form u. s. w., sie wollten nur die Materie erschöpfen, und dachten weder an Reiz, Schmuck oder irgend ein Beiwerk, selbst jede persönliche Intention, die von der Originalität unzertrennlich ist, ward ausgeschlossen. Sie wollten nur überzeugen. Daher eine einfache, strenge Darstellung, gründliche Beweisführung, Zusammenhang, Klarheit und Angemessenheit der Sprache, aber nichts um den Leser zu gewinnen, sein Gefühl, seine Einbildungskraft zu erregen, aber auch nichts, um dem Gegenstande eine charakteristische Fassung zu geben, und ihn durch die Behandlung zu einem Kunstwerk zu erheben. In diesen Produktionen wird die auszuführende Materie wie ein geometrisches Theorem an die Spitze gestellt, die dagegen gemachten Einwürfe widerlegt, denn viele Arbeiten

dieser Gesellschaft waren polemischer Natur, und zuletzt der Schluss gezogen. Die Eintheilungen und Wiederholungen sind zahlreich, denn der Verfasser fürchtet nicht, dieselben Gründe mehrmals auszusprechen, wohl aber irgend eine Dunkelheit, irgend einen Zweifel, bestehen zu lassen. Diese Methode, deren Ursprung in Descartes zu suchen ist, dessen Philosophie in Allem, was nicht mit der Religion zusammenhängt, in Port-royal herrschte, wies jede individuelle und charakteristische Tendenz ab. Indessen war diese ausschliessende Richtung auf Erforschung des Kernes und Darstellung des Wesens der Dinge, so ehrwürdig auch die sittliche Absicht dabei sein mochte, in litterarischer Beziehung ein Mangel. Denn Descartes hatte nur durchaus allgemeine, abstrakte, ideelle Gegenstände auf diese Art behandelt. Port-royal aber trug diese Methode auch auf Materien über, die in den Kreis der äusseren Wirklichkeit gehören, geschichtlich entstanden waren, und sich zu dem Individuum in einem viel näheren und eigenthümlicheren Verhältnisse als Descartes Prinzipien befanden.

Als das einzige von Arnauld's vielen Werken, an dem das Interesse noch nicht verschwunden ist, muss sein Buch: „Von der häufigen Kommunion — De la fréquente communion“ — erwähnt werden. Obgleich in einem wenigstens stellenweis lebendigeren und eigenthümlicheren Styl, als seine übrigen Werke geschrieben, würde es doch dadurch allein wahrscheinlich keine dauernde Bedeutung erworben haben, aber sein Inhalt hängt mit einigen wichtigen religiösen Vorstellungen zusammen, und enthält im Keime die Veranlassung zu dem langen Streit, der sich später zwischen den Jesuiten und Jansenisten erhob, und Frankreich mehre Menschenalter hindurch

beunruhigen sollte. Die Jesuiten, welche das Christenthum als ein Werkzeug zur Herrschaft über die Menschen ansahen, und eine Menge ihm fremder, zuweilen seiner innersten Natur widersprechender Prinzipien und Pratiken in dasselbe hineingeschoben, hatten in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts eine Reaktion gegen sich hervorgerufen, die sie später mit Hülfe der weltlichen Macht überwanden, die aber gleichwohl zu ihrem endlichen Sturze beitragen sollte. Eines ihrer Mittel, das Gewissen der Einzelnen und damit deren Dasein in allen wichtigen Verhältnissen, zumal unter den höheren Ständen, von sich abhängig zu machen, war die Vermehrung der geistlichen Uebungen, besonders aber der häufige Genuss des Abendmahles. Da diesem bei den Katholiken die Beichte vorangehen muss, so erhielten sie dadurch Gelegenheit, sich des Inneren der von ihnen abhängigen Gläubigen immer tiefer zu bemächtigen, und in Folge dessen auch auf ihr äusseres Leben einen entschiedenen Einfluss auszuüben. Innere Umwandelung, Reue, Besserung, dies Alles ward von ihnen, dem Grundsatz nach, allerdings nicht verworfen, aber in der Ausübung nachgesetzt, und als Nebensache behandelt. Das Wesentliche in ihren Augen war das Geständniss und die Lossprechung, das Geständniss, weil dies ihnen Gelegenheit gab, ihre Casuistik und Sophistik zu entwickeln, um das Gewissen ihrer Beichtkinder zu erregen oder zu beschwichtigen, und sie mit ihren Meinungen zu erfüllen, und die Lossprechung, weil diese von ihnen abhing, und eine Art von souverainem Akt war, durch den sie ihre Macht bekundeten.

Dieses Verhalten, das, wenn es allgemein geworden wäre, den Katholicismus zur Maschine eines mönchi-

schen Despotismus gemacht haben würde, fand in Port-royal, wo man aufrichtig an der Wahrheit hing, und den Glauben nicht von dem sittlichen Einfluss, den er ausüben soll, trennen konnte, lebhaften Widerspruch. De St. Cyran erklärte sich gegen die Maxime der Jesuiten, welche die Communion, ohne Rücksicht auf den inneren Zustand des Einzelnen, als ein Heilsmittel empfahlen. Der Pater Sesmaisons, ein Jesuit, der am Hofe und in den vornehmen Klassen als Beichtiger grossen Ruf besass, scheute sich nicht die Meinung auszusprechen, dass, je mehr man sich dem Zustande der inneren Gnade fremd fühle, man um so eher von den Sakramenten Gebrauch machen müsse. Port-royal trug Arnauld die Widerlegung dieser Ansicht auf, und in diesem Sinne schrieb derselbe das Buch: „Von der häufigen Kommunion“ welche er als ein dem Seelenheil gefährlichen Missbrauch behandelte. Arnauld, anstatt sich hierbei auf den Grundsatz zu beschränken, dass innere Besserung und Bekehrung zum würdigen Genusse des Abendmahls unerlässlieh sei, stützte sich, bei seinem Angriff gegen die Lehre der Jesuiten, auf die Idee des heiligen Augustin von der Gnade, vermöge welcher die Erkenntniss des Guten und der Wille sie zu verwirklichen, als unmittelbar von der Gottheit ausgehend, dargestellt, und der Mensch um einen guten Theil seines freien Entschlusses gebracht wird, und schien sich sogar zu der Lehre Calvin's, nach der die Einen erwählt, die Anderen verworfen sind, hinzuneigen. Dies gab den Jesuiten Gelegenheit, Port-royal des Irrglaubens und der Annäherung an den Calvinismus anzuklagen. Ihr Interesse, als dominirende Partei in der Kirche und Leiter der Hierarchie, veranlasste sie, Arnauld und dessen Anhänger durch alle möglichen Mit-

tel auf das Aeusserste zu verfolgen, denn sie begriffen, dass wenn die in dem Buche von der häufigen Communion ausgesprochene Ansicht sich verbreitete, ihre Herrschaft bedroht wurde, denn die Gnade, die Arnauld als Bedingung des Heils betrachtete, kam von oben, vom Himmel her, aber die Lossprechung lag in ihren Händen, und hing von ihnen ab. Ob Port-royal hierbei die Idee von der Gnade übertrieben hat oder nicht, dies ist eine rein theologische Frage. Es muss ihm, den Jesuiten gegenüber, von der Nachwelt das Verdienst zuerkannt werden, in jener Epoche, der Vertheidiger der Sittlichkeit und Tugend gewesen zu sein. Die strenge Moral, der klare und zugleich gediegene Vortrag in diesem Werk verbreitete unter dem damaligen Publikum den Geschmack an einer würdigen Behandlung religiöser und moralischer Materien, und trug dazu bei, die späteren bedeutenden Leistungen dieser Art in der französischen Litteratur vorzubereiten.

In Arnauld herrscht der Charakter des Theologen vor. Er knüpft alle Gegenstände seiner Betrachtung, alle einzelne Fäden in seinen vielen Streitschriften, immer an einen der vornehmsten Gegenstände der christlichen Offenbarung an. Er war ernst, streng, zuweilen selbst rauh und heftig, stets zum Kampf bereit, und hat, obgleich kein Talent ersten Ranges, durch die hohe Richtung seines Charakters, den Namen des Grossen verdient, mit welchem er in der französischen Litteratur bezeichnet wird.

Eine Erscheinung anderer Art war sein Freund und Gefährte in Port-royal, Nicolle*), der ebenfalls in diesem Vereine sehr thätig gewesen ist. Nicolle war, im

*) Geb. in Chartres 1625, gest. in Paris 1695.

Vergleiche zu Arnauld, mehr Moralist als Theologe. Nicht, dass er nicht eben so sehr von der Offenbarung durchdrungen gewesen, und an ihr gehangen hätte, aber er neigte sich mehr dahin, ihren sittlichen Einfluss nachzuweisen, als ihre dogmatischen Tiefen zu erforschen. Auch scheint er fast eben so mild und friedfertig, wie sein Freund eifrig und streitsüchtig gewesen zu sein. Er wurde von dessen Uebergewicht an Willen und Kraft mehr fortgezogen, als dass er sich ihm bei den Kämpfen für ihre Meinungen freiwillig angeschlossen hätte. Seine Schriften, die zu ihrer Zeit der moralischen und litterarischen Bildung der höheren Klassn förderlich gewesen, und auch noch später von manchen der ersten Talente geschätzt und anempfohlen worden, werden jetzt nur noch wenig gelesen, weil ihnen der Reiz einer originellen und charakteristischen Form fehlt. Seine einst von Bayle, der Frau von Sevigné und Voltaire bewunderte Abhandlung: „Sur les moyens de conserver la paix parmi les hommes“ — die treffliche Rathschläge für Welt und Leben enthält, kann dazu dienen, sich von dem sittlichen Zustande jener Epoche eine genauere Kenntniss zu erwerben. Ein grösseres Werk: „Essais de Morale“ — ist nur noch im Auszuge unter dem Titel „Pensées de Nicolle“ — bekannt, wo die Ideen und Sentenzen, aus dem Zusammenhange gerissen, keinen grossen Eindruck hervorbringen können, und mit den Pascalschen Fragmenten keinen Vergleich aushalten.

Ausser den Arbeiten im Gebiete der Religion und Moral sind aus Port-royal noch zwei berühmte, zum Unterricht der Jugend bestimmte Werke hervorgegangen, die in der Erziehung eine grosse Rolle gespielt, und später viele Nachahmungen gefunden haben. Es sind dies: „la

Grammaire générale et raisonnée — und „La Logique" — Ihre Verfasser haben sich nicht genannt, und obgleich es wahrscheinlich ist, dass Arnauld an der ersten und Nicolle an der zweiten dieser Produktionen den meisten Antheil gehabt, so ist doch nicht ausgemittelt worden, in welchen Grenzen dies statt gefunden, und wie viele der übrigen Mitglieder jenes Vereines dazu beigetragen haben. — Die Grammatik erschien, wie dies angemessen war, zuerst, denn dieselbe ist, als Regel für den Ausdruck der Gedanken, der Grund aller weiteren menschlichen Erkenntniss und Betrachtung. Dieses Werk war, wie schon sein Titel anzeigt, kein Elementarbuch zur Erlernung des Französischen, beschränkte sich überhaupt nicht auf dieses, sondern umfasste die Grundsätze, nach denen sich überhaupt die Sprache, als ein Echo des Geistes und Bild des Innern, entwickelt, die Gesetze, nach denen sich die Vernunft in den Formen der Rede ausspricht, und verbreitete sich demnach vornehmlich über Das, was in der Sprache allgemeiner und ursprünglicher Natur ist.

Es war dies für seine Zeit (1654) ein wichtiges und merkwürdiges Unternehmen. Die Logik erschien mehre Jahre später. Sie war, im Wesentlichen, nach Descartes Methode, nur populairer, gedacht, und verfolgte ausserdem einen Zweck, den dieser wenig berücksichtigt, nämlich den vom Geist als wahr erkannten Gedanken, Urtheilen und Schlüssen, im Leben eine thätige Anwendung zu geben, die Intelligenz durch die Moral zu realisiren. In dieser Logik wird die Erkenntniss des Wahren als ein Mittel, den Willen für die Ausübung des Guten zu bestimmen, behandelt. In einem solchen Werke konnte von keiner spekulativen Tiefe die Rede sein. Invention

und Genie konnten sich in ihm nicht zeigen, aber es war trefflich für die moralische Erziehung der Individuen berechnet, und die Theorie der Ideen ist in ihm mit der Praxis des Lebens auf eine klare, feste und zusammenhängende Art verbunden. Diese Schriften begannen die Reihe bedeutender pädagogischer Arbeiten, an denen die französische Litteratur so reich ist.

Diese beiden grossen Vereine, die Académie française und Port-royal, sind, jeder in seiner Art, die beiden Lehrmeister Frankreichs in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gewesen. Weder Staat noch Kirche haben in jener Zeit, auf die Bildung der Nation, einen so grossen Einfluss, wie die Litteratur ausgeübt. Die Académie française legte durch ihre Theorien und Kritiken die Grundlage zu dem universellen Charakter der französischen Sprache und Schrift, und bereitete die grösste Epoche derselben vor. Port-royal arbeitete, durch seine religiöse und moralische Tendenz, und den ernsten Inhalt seiner Hervorbringungen, der übermässigen Werthlegung auf alles Aeussere und Formelle, welches diesem akademischen Geiste eigen war, entgegen, und trug dazu bei, einen Schatz von sittlichen Prinzipien und Maximen im Herzen der höheren Klassen, aller entgegengesetzten Einflüsse ungeachtet, unverletzt zu erhalten. In beiden sonst so verschiedenen Instituten herrschte, wie um diese Zeit im Leben der Nation selbst, der Geist der Methode und Disciplin über den der Wahl und Freiheit vor. Dieser Geist, der seit dem Erlöschen der Bürger- und Religionskriege sich fühlbar zu machen angefangen, und in allen Dingen nach Einheit strebte, gelangte in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, unter der Regierung Ludwig XIV, zu seiner grössten Höhe und

Reife, und gab der Litteratur, den privaten und öffentlichen Sitten, den politischen und socialen Zuständen des französischen Volkes eine Gestalt, die, in ihren Einzelheiten betrachtet, allerdings mit mancherlei Mängeln behaftet war, in ihrer Totalität aber, durch die Uebereinstimmung ihrer Glieder, eine grossartige Erscheinung gewesen, und auf die Welt einen bedeutenden Einfluss ausgeübt hat.

## Dreizehntes Kapitel.

Descartes und Pascal's Schriften und die Grundsätze und Lehren der Académie française und des Port-royal hatten die französische Prosa in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts fixirt. Im Besitze solcher Muster und Doktrinen war kein Stillstand oder Rückschritt sobald zu besorgen. Eine allen wesentlichen Anforderungen entsprechende, in ihrer Art vollendete Form der Prosa war einmal gefunden, und es konnte nicht schwer sein, sie auf den Gebieten, wo sie bisher noch nicht angewandt worden, geltend zu machen. Descartes und Pascal hatten sich allerdings nur auf die höchsten Gegenstände der Darstellung, wie philosophische und moralische Wahrheiten, geworfen, und die Académie française und Port-royal, bei etwas mehr Rücksicht auf litterarische Details, ungefähr dasselbe gethan. Aber nachdem die allgemeine Regel und Norm einmal gegeben, und in einigen Meisterwerken realisirt worden, so musste das Streben, nach Erreichung derselben Vollendung in allen Theilen der Prosa, hervortreten.

Mit der Poesie fand dies aber keineswegs statt.

Malherbe's strenge Beurtheilung früherer oder gleichzeitiger Dichter, und besonders seine Angriffe auf Ronsard und dessen Schule, so wie seine eigenen Versuche, die poetische Form dem Genie der Nation gemäss festzusetzen, hatten nicht denselben entschiedenen Erfolg, wie Descartes und Pascal's Bemühungen um die Prosa gehabt. Corneille war, nachdem er den Cid und einige andere vollendete Tragödien geliefert, in seinen späteren Arbeiten fühlbar gesunken, und in eine unsichere schwankende Ausübung der dramatischen Kunst zurückgefallen. Er galt in den Augen seiner Zeitgenossen, nach wie vor, für ein grosses, einziges Talent, aber man konnte ihn, bei solcher Ungleichheit in seinen Produktionen, nicht für einen Legislator in dieser Sphäre ansehen. Dann sind die Formen der Poesie, selbst in einer Sprache, die dem Dichter wenig Freiheit lässt, immer viel mannigfaltiger, als die der Prosa, und von Malherbe und Corneille war für das Publikum jener Zeit nur das Ideal, welches es sich von der Ode und Tragödie machte, verwirklicht worden. Descartes und besonders Pascal hatten für die Prosa Muster aufgestellt, die auf alle einer höheren Behandlung zugänglichen Gegenständen angewandt werden konnten. Denn die Prosa kann, ungeachtet ihres weiteren Gebietes und häufigeren Gebrauches, weil sie weniger frei als die Poesie ist, leichter als diese bestimmten Regeln unterworfen werden. Die Poesie befand sich, selbst nach Dem, was Corneille für sie in einigen seiner besten Werke gethan, im Vergleiche zur Prosa, in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, in einem unentschiedenen und verworrenen Zustande. Es war indessen der französischen Intelligenz überhaupt, und insbesondere der Litteratur, von Des-

cartes Prinzipien und dem Einflusse, den diese auf alle höheren Talente jener Zeit erlangt hatten, die Bahn ihrer Entwickelung zu klar und fest vorgezeichnet worden, und lag ausserdem auch zu tief in dem Geiste der Nation und ihrer Sprache begründet, als dass die Poesie dem Impuls, welchen die Prosa von daher erhalten, sich lange hätte entziehen können.

Es musste sich unter diesen Umständen für die Fixirung der poetischen Form ein Gesetz gebendes Talent erheben, wie ein solches Descartes für die französische Litteratur im Allgemeinen, und Pascal insbesondere für die Prosa gewesen. Dies ward durch Boileau*) vollbracht, der die von Malherbe begonnene Reform an ihr Ziel führte, sie in einigen Theilen bestätigte, in anderen erweiterte, und durch das Beispiel, welches er in einer Anzahl gelungener eigener Werke gab, empfahl. Vielleicht noch mehr, als durch das von ihm selbst Hervorgebrachte, ist er durch den Einfluss, den seine Doktrinen und Kritiken auf einige gleichzeitige Dichter erster Ordnung, wie Moliere, Racine u. s. w. geäussert, für die französische Bildung wirksam geworden. Man kann ihn, im Ganzen, obgleich er als producirendes Talent von mehren seiner Zeitgenossen übertroffen worden, durch die allgemeine Anerkennung, zu der seine Theorien gelangten, für den Legislator der modernen französischen Poesie halten. Um sich von seinem Verdienst einen richtigen Begriff zu machen, ist es nöthig, einen Blick auf den Zustand zu werfen, der vor ihm da gewesen.

Die französischen Dichter der Epoche von Malherbe's Tode bis zu Boileau's Auftreten (1627—1660) können in

*) Nicolaus Boileau-Despréaux, geb. zu Paris 1636, starb 1711.

zwei Klassen getheilt werden, die, obgleich unter sich sehr verschieden, doch darin übereinstimmten, die Poesie zu keiner wahren und kräftigen Entwickelung kommen zu lassen, und durch ihr Beispiel alle möglichen Missbräuche in derselben zu erhalten. Die Einen gehörten zur Schule Ronsard's, und ahmten dessen Nachahmung der Alten, seinen mythologischen Pomp, seine deklamatorischen Uebertreibungen, seine Aufnahme griechischer und lateinischer Wörter und Wendungen, und besonders die Leichtigkeit nach, mit welcher er, in seinen Kompositionen weder logische Schärfe, noch metrische Strenge beobachtend, bei jeder Gelegenheit eine übergrosse Menge von Versen zu Stande gebracht hatte. Sie gefielen sich in gesuchten und unnatürlichen Tropen, die mit den Gegenständen, welche sie ausdrückten, nur in einem entfernten und dunkeln Zusammenhange standen, und dem Leser viel zu errathen übrig liessen. Die Anderen übertrieben Malherbe's Reinheit und Strenge der Diktion, wandten dessen Grundsätze aber nur auf den formellen Theil der Poesie an, und richteten, Sinn und Gedanke vernachlässigend, ihre ganze Aufmerksamkeit auf Wörter, Reime u. s. w. Sie griffen dieses oder jenes Wort als uneigentlich oder unedel, aus Laune, ohne weiteren Beweis an, empfahlen ein anderes mit eben so wenig Grund, und disputirten über dies Alles theils unter sich, theils mit ihren Gegnern, wie über die wichtigsten Materien. Es war dies das goldene Zeitalter einer grammatisch-rhetorischen und scheinbar gelehrten Schöngeisterei, die, von dem Unterschied der Sprachen und der Sitten abgesehen, an die Deklamationen in den römischen Redeschulen und die poetischen Mittheilungen in

einzelnen Gesellschaftskreisen, zur Zeit des Statius und Silius Italicus, erinnern konnte.

Diese Dichter, unter denen es manche gab, die besonders für die lyrische Poesie nicht ohne Anlage, und zuweilen selbst nicht ohne Schwung und Feuer waren, aber zuletzt fast immer an dem schlechten Geschmack, welcher herrschte, und der Gewohnheit, viel und unaufhörlich zu produciren, zu Grunde gingen, lebten, da sie von Hause aus fast nie reich waren, entweder von geistlichen und weltlichen Aemtern, die ihnen ihre Gönner verschafft hatten, oder von grösseren und kleineren Pensionen und Geschenken, die sie von den Grossen, von Prinzen von Geblüt, Statthaltern in den Provinzen, Prälaten, zuweilen auch von reichen Privatleuten, erhielten. Die Vornehmen und Reichen, die seit Franz I auf Litteratur und Poesie, aber oft in einem kleinlichen Sinne, und mehr zur Befriedigung ihrer Eitelkeit, als zur Förderung des Wahren und Schönen, ihre Aufmerksamkeit zu richten angefangen, waren die eigentlichen Ernährer und Pfleger dieser Musen, die, ohne sie, verstummt, und zu anderen Beschäftigungen zu greifen gezwungen gewesen wären. Denn die Buchhändler und das Publikum thaten damals für die Autoren so viel wie nichts. Jene Pensionen und Geschenke erlaubten den Poeten nicht nur ohne Unterlass zu versificiren, sondern zwangen sie sogar dazu, denn sie arbeiteten zum Vergnügen ihrer Gönner, mussten daran denken, dieselben zu unterhalten und zu überraschen, richteten sich in der Wahl ihrer Entwürfe nach deren Geschmack, lobten und tadelten nach dem äusseren Anstoss, den sie hierzu bekamen, und es blieb ihnen, selbst wenn sie von der Natur mit einer gewissen Originalität bedacht gewesen, in einem so ab-

hängigen Dasein bald kein Funke von Energie und Inspiration übrig.

Das Dichten wurde damals dermassen zu einem mechanischen Handwerke, dass jene Poeten sich nicht nur bei allen, mit der Person ihrer Patrone zusammenhängenden, Vorfällen auf den Pegasus schwangen, sondern selbst bei den geringfügigsten Veranlassungen des bürgerlichen Lebens, bei Bezahlung von Rechnungen, Ausstellung von Quittungen u. s. w. ihre Kunst anwandten, und solches Alles in Verse brachten, die, wenn sie gefielen, überall recitirt, von Anderen als fertige Formulare bei ähnlichen Gelegenheiten gebraucht, und sogar, wie Blumen, Handschuhe, Wohlgerüche, in gewissen Läden öffentlich verkauft wurden. Alle diese Produktionen wurden, ohne Auswahl und Unterschied, von den Buchhändlern, die wenig oder gar kein Honorar zahlten, gedruckt, da die ganze vornehme und gebildete Gesellschaft sie kaufte, las, wiederholte, besonders wenn der Beschützer eines solchen Dichters eine hohe oder einflussreiche Person war.

Diese Poesie, von welcher Schule sie auch ausging, ob von der Ronsard's oder Malherbe's, theilte sich in zwei Gattungen: die scherzhafte und die ernste — oder in der Sprache jener Zeit in: „le Galant“ — und „le Soutenu.“ — Le Galant umfasste alle jene halb sentimentalen, halb erotischen Kleinigkeiten, die sich von den Troubadours der Provence aus über einen grossen Theil von Europa verbreitet, und von dem Charakter jeder Zeit und jedes Landes eine besondere Färbung erhalten hatten, im Ganzen aber immer der Liebe oder ihrem Scheine huldigten, oder auch eine satyrische und epigrammatische Wendung nahmen. Diese Dichtungen wa-

ren sehr zahlreich, von Allem, was über dem Volk stand, gekannt und geliebt, und galten für die Würze der damaligen Gesellschaft. Der italienische und spanische Geschmack herrschte in ihnen vor. Da die Sitten jener Zeit, obgleich bei grossen und öffentlichen Gelegenheiten von einer angemessenen Feier und Würde umgeben, im gewöhnlichen Leben eben so sehr von sittlicher Strenge, als äusserem Zartgefühl entblösst waren, so kamen in dieser Gesellschaftspoesie häufig unsaubere und niedrige Züge vor, die durch sinnreiche Scherze oder schlagende Einfälle erträglich gemacht werden mussten. — Le Soutenu umfasste die Theaterstücke, beschreibende Gedichte und die Menge der damals erschienenen, durchaus misslungenen und vergessenen Epopöen, denn man findet oft, dass, je unentwickelter eine Litteratur noch ist, die Autoren um so leichter an die Lösung der schwierigsten Aufgaben gehen. In dieser Gattung war es besonders auf Glanz, Kraft, Grösse abgesehen, die aber gewöhnlich in eine hoch und hohl tönende Phraseologie, in Schwulst und Uebertreibung, ausartete.

Diese Poesie, die ein ganzes Jahrhundert lang, von Ronsard bis Boileau, nicht nur geduldet wurde, sondern am Hofe, unter den Grossen, in der vornehmen und gebildeten Gesellschaft, Lohn und Anerkennung fand, ermangelte, mit Ausnahme von Malherbe's und Corneille's Produktionen, aller Natur und Originalität, besass keinen eigenthümlichen Gehalt irgend einer Art, sondern lebte blos von Nachahmung fremder Muster. Die Dichter überschwemmten das Publikum mit den Bearbeitungen und Wiederholungen italienischer Epopöen, Eclogen, Canzonen und Sonnete, spanischer Dramen und Romanzen, die mit dem Geiste der französischen Sprache nicht über-

einstimmten, und wo, unter einer erkünstelten und erborgten Form, selbst ein wirkliches Talent seine Freiheit, und der bedeutendste Stoff seine Kraft verlieren musste. Der Hang zur Nachahmung der fremden Poesie war so allgemein, und wirkte zugleich so lähmend, dass manche Schriftsteller jener Zeit, wie z. B. mehre Mitglieder der neu errichteten Académie française, die in Prosa musterhaft dachten und schrieben, sobald sie sich in Versen vernehmen liessen, eben so schwülstig, hohl und übertrieben würden, wie die, welche aus dieser Reimerei ihre einzige Beschäftigung machten.

Diese Mängel der damaligen Poesie verdarben aber nicht nur den litterarischen Geschmack, sondern brachten auch im gewöhnlichen Leben, in der Mittheilung und Unterhaltung, einen ganz eigenen, verkehrten und gezierten Ton hervor, der in solchem Grade weder vorher noch nachher erschienen ist. Ausser der allgemein verbreiteten Manie des Versemachens und der Nachbildung fremder Muster, hatte eine eigenthümliche Gattung von Romanen, welche den Ton des Epos nachzuahmen suchten, unter denen die des Fräuleins von Scudery*) oben an standen, denen die an jener Poesie keinen Geschmack fanden, Gelegenheit gegeben, dieselbe Uebertreibung, Unnatur und Schwulst in prosaischer Form zu geniessen. Diese Romane, die eine gewisse moralische Tendenz mit den abentheuerlichsten Erfindungen, den grössten Widersprüchen in Styl, Charakter und Situation verbanden, wurden mit noch mehr Beifall, als die Verse der damaligen Modedichter aufgenommen. Die Prosa des

---

*) Magdalena von Scudery, geb. 1607 in Le Hâvre, gest. 1701 in Paris.

Fräuleins von Scudery wurde eben so sehr, wie früher Ro
sard's Poesie bewundert, welcher sie an Abwesenheit v
Wahrheit und Eigenthümlichkeit, und besonders an ei
sonst nicht leicht wiedergesehenen Weitschweifigkeit u
Haltungslosigkeit ähnlich sah. Wie Ronsard Griech
und Römer, so ahmte Fräulein Scudery Italiener u
Spanier, nach. Ihre Romane schienen, wegen der in s
eingeflochtenen Tiraden von Tugend, Entsagung, Held
muth, wegen der vielen Sentenzen, moralischen Skrup
langen Schilderungen platonischer Liebesverhältnis
höherer Natur als die sentimentalen oder erotischen Ve
jener Zeit zu sein, obgleich dies im Grunde nur ei
äusserer Unterschied war, und das innerste Wesen die
ser nur der Form nach verschiedenen Produktionen durch
aus dasselbe blieb.

Die ernstesten und bedeutendsten Männer, Prälat
wie Mascaron, Diplomaten wie Pomponne, Feldherr
wie der grosse Condé, bewunderten die bänderreich
Romane der Scudery, und machten aus ihnen ein förm
liches Studium. Man nahm die Namen der Lieblings
helden aus denselben an, und sprach und schrieb in die
sem Styl. Die vornehme Gesellschaft wimmelte von Le
ten, die sich in ihren vertraulichen Unterhaltungen u
schriftlichen Mittheilungen, Cyrus, Ibrahim, Celidam
Alcandre, Cloelia u. s. w. nannten, und den in je
Kompositionen herrschenden Ton bei jeder Gelegenh
nachahmten. Die Marquise von Sevigné, die in i
ren Briefen ein unübertreffliches Muster von Anm
und Einfachheit der Darstellung gegeben, konnte si
von diesen Eindrücken ihrer Jugend nie ganz b
freien, und gestand selbst noch in späteren Jahren, d
ihr nichs über die Romane der Scudery ginge. Sel

in den frühesten Arbeiten Derer, welche später als die ersten Talente in der französischen Poesie glänzen sollten, wie Moliere, de Lafontaine, Racine, lassen sich Spuren dieses Einflusses erkennen. Denn es war, ohne dieser Manier bis auf einen gewissen Grad zu huldigen, eine Zeit lang, kein litterarischer Erfolg möglich.

Dieser verderbte Geschmack und erkünstelte Ton von seinen Bewunderern mit dem Ausdruck: „le Galant, le grand Fin, le Fin des choses, le Fin du Fin“ — bezeichnet, und mit der Art von Eigensinn und Eitelkeit vertheidigt und verbreitet, die den mächtigen und einflussreichen Klassen in der Behauptung ihrer Thorheiten und Mängel eigen ist, war, wie schon oben bemerkt worden, eine Folge italienischen und besonders spanischen Einflusses. Der französische Geist wäre, in seinen litterarischen Produktionen eher zur Nüchternheit als Schwulst, zur Kargheit als Verschwendung geneigt, von selbst auf solche Extreme nie verfallen. Aber die Verbindung der vornehmen Stände, die damals das eigentliche litterarische Publikum ausmachten, mit Italien und Spanien, durch so viele Kriege und Unterhandlungen, durch Königinnen wie Maria Medicis, Anna von Oestreich u. s. w. entstanden, das Unsichere und Schwankende in der gesammten französischen Bildung jener Zeit, riss die Litteratur auf diese Abwege fort, denen sie nur durch einen überaus scharfen und klaren Geist entzogen werden konnte. Ein solcher war Boileau.

Er besass alle Eigenschaften, deren es zu einer Reform der französischen Poesie bedurfte, und selbst die Mängel seines Talents waren für seinen Zweck geeignet, indem sie ihn vor jeder Versuchung bewahrten, in die falsche Geschmacksrichtung, welche damals galt, mitein-

zustimmen. Boileau war von der Natur mit einem gro
Verstande, einer umfassenden Befähigung zur Erken
niss und Darstellung des Allgemeinen, der Regeln u
Doktrinen, die in einer Litteratur herrschen sollen, u
mit einem seltenen Instinkt für seine Sprache, ihre eig
thümliche Anlage und Bestimmung, für Das, was sie s
chen oder vermeiden, was in ihren Bereich gehöre od
von ihr fern gehalten werden müsse, ausgestattet w
den. Er war ausserdem mit der alten und besond
der römischen Litteratur vertraut, uud hatte sich a
ihr Alles, was mit dem modernen Idiom in Ueberei
stimmung gebracht werden konnte, angeeignet. Er füh
den grossen Unterschied, welcher zwischen dem Franzö
schen und Italienischen und Spanischen, ungeachtet so vi
ler äusseren Analogie, besteht, und wies die französisch
Sprache, da wo sie sich nicht selbst genügen konnt
und eines Musters bedurfte, auf das Lateinische, als i
ren Quell, zurück, mit welchem sie, nach seiner B
hauptung, mehr innere Verwandtschaft, als mit d
Italienischen und Spanischen besitzt. Von Tiefe der E
pfindung und schöpferischer Einbildungskraft entblö
stand ihm die Art dichterischen Vermögens zu Geb
das aus einer klaren Anschauung der Dinge, einer ge
Kenntniss grosser Muster, und Dessen, was aus i
entlehnt werden kann, und einer bedeutenden Anlage
sprachliche Darstellung entstehen kann.

Boileau ist unter allen hervorragenden Schriftste
des siebenzehnten Jahrhunderts am Meisten von Desca
Grundsätzen erfüllt gewesen, und kann als dessen u
mittelbarer Nachfolger angesehen werden. Obgleich k
Philosoph, und ohne Neigung oder Talent für Spek
tion, wandte er die logisch-mathematische Methode, 

welcher Descartes die allgemeinsten und höchsten Gegenstände der Intelligenz behandelt hatte, auf das besondere Gebiet der Sprache und Litteratur an, und gab, wie sein grosser Vorgänger dem französischen Geiste überhaupt, so der französischen Poesie eine Richtung, die sie, ungeachtet alles Wechsels der Zeiten und Vorstellungen, nie mehr ganz verlieren sollte. Dies ist seine grosse Bedeutung für die französische Litteratur, und besonders für die poetische Form in derselben, gewesen. Diese muss aber, wie die jedes anderen Volkes, nicht von einem absoluten Standpunkte aus aufgefasst, und nicht nach einem fremden Massstabe beurtheilt werden. Es wird einem Deutschen, der eine wahre und höhere Bildung im Sinne seiner Nationalität erhalten, nie möglich sein, die französische Dichtung der seinigen vollkommen gleich zu stellen, sie geschweige denn gar als ein Vorbild anzusehen. Sich aber ganz von ihr abwenden zu wollen, sie als gar nicht vorhanden zu betrachten, wäre eine eigensinnige Beschränktheit, oder von ihr zu verlangen, dass sie eine andere hätte werden sollen, hiesse den Charakter des französischen Volkes, den Geist seiner Sprache, die Bedingungen, unter denen seine Litteratur sich überhaupt entwickelt hat, ihre Stellung und Bestimmung in der europäischen Gesittung, verkennen. Allem, was von einem begabten Volke, nicht für den Augenblick, sondern in einer Folge von Epochen und Generationen hindurch, als trefflich und gross anerkannt worden, muss ein eigenthümlicher Werth einwohnen, und es verdient, in seinen Ursachen und Wirkungen erforscht zu werden.

Boileau, mit einer grösseren Kenntniss der lateinischen Poesie, einer schärferen Auffassung der Eigenthüm-

lichkeiten seiner Sprache, einem feineren Gefühl für Harmonie und Form, als die meisten Dichter jener Zeit ausgerüstet, begann zuerst in seinen Satyren den Krieg gegen die damalige Modelitteratur, die sich des ganzen höheren und gebildeten Publikums bemächtigt hatte. Eine gewisse Bewegung des gesammten französischen Lebens nach einer höheren Entwickelung hin, in die zugleich der Anfang der Selbstregierung Ludwig XIV fiel, kam Boileau bei seinem Streben, der Poesie seiner Nation eine reinere und höhere Gestalt zu geben, allerdings zu statten, indessen stand er mehre Jahre lang ziemlich allein da, und war genöthigt, den von seinen Gegnern eingenommenen Boden Schritt vor Schritt zu erobern. Neun Satyren, darunter vier ausschliessend litterarischen Inhalts, in denen er seine Grundsätze über dichterisches Hervorbringen entwickelt, und die übrigen mit Angriffen und Ausfällen auf die damals herrschende Poesie angefüllt hat, Vorreden, in denen er das Publikum auf die Schwächen und Mängel Derer aufmerksam macht, welche eines grossentheils unverdienten Rufes genossen, ein satyrischer Dialog in Prosa (Dialogue des héros de roman) gegen die beliebtesten Romandichter jener Zeit, besonders das Fräulein von Scudery, gerichtet, nahmen die erste und schwierigste Epoche seiner Wirksamkeit ein. Obgleich er in dieser Polemik selten oder nie durchaus ungerecht oder gar unedel wurde, so griff er gleichwohl seine Gegner, im Wesentlichen, ohne Schonung an, hüllte die persönliche Eitelkeit der Einen, die niedrige Gesinnung der Anderen, den Mangel an Wahrheit, Kraft und Verstand in ihren Entwürfen, die Schlaffheit, Verworrenheit und Ohnmacht in deren Darstellung, ohne Erbarmen auf.

Die plötzlich in ihrer Stellung und ihrem Rufe so hart bedrohten Modedichter, welche sich nicht mit Waffen des Witzes und der Vernunft zu vertheidigen wussten, nahmen ihre Zuflucht zu groben Verläumdungen, hämischen Angriffen, Pasquillen aller Art, und suchten Boileau als einen unruhigen, neidischen und verwegenen Thoren darzustellen. Aber am Ende dieser Epoche (1668), nach dem Erscheinen der neunten Satyre, begann der fähigere Theil des Publikums sich auf die Seite des kühnen Aristarchen zu schlagen, und seine Gegner zu verlassen. Boileau hatte die immer schwere Aufgabe gelöst, eine lähmende und verderbliche Geschmacksrichtung, wenn auch nicht ausgerottet, aber doch zurückgedrängt, und ausserdem, in der Form dieser Polemik, ein Muster von Verstand und Klarheit in den Gedanken, und von Anmuth und Feinheit im Ausdrucke gegeben zu haben. Corneille's vorzüglichste Tragödien abgerechnet, hatte sich bisher noch Niemand in französischen Versen mit solcher Kraft und Fülle wie Boileau ausgesprochen, und der mannigfaltige und bedeutende Inhalt in den meisten dieser Satyren musste, mit solcher Vollendung der Form verbunden, einen grossen Eindruck hervorbringen.

Der Streit war für Boileau gewonnen und zu einer neuen Epoche in der französischen Poesie nicht blos die Bahn gebrochen, sondern dieselbe wirklich begonnen worden. Das Wesentlichste und Entscheidenste war vollbracht, und der Nation nicht nur die Schwäche ihrer bisherigen litterarischen Richtung nachgewiesen, sondern ihr auch in der Anschauung besserer und höherer Produktionen ein Kriterium für jede spätere Leistung, wenigstens für deren Form, verliehen worden. Ihr Ge-

schmack ward verfeinert, und sie zu grösseren Ans
chen an ihre Dichter aufgefordert. Ludwig XIV,
um dieselbe Zeit, wo Boileau für die Vervollkomm
der Litteratur stritt, auf dem Felde der Schlachten
Unterhandlungen zu glänzen anfing, war auf ihn
merksam geworden, hatte ihm seine Gunst zugew
und sich für ihn und seine Anhänger gegen die b
herrschende Schule erklärt. Es war demnach von
leau's Gegnern wohl noch hier und da ein partieller
derstand zu erwarten, aber mehr keine totale Re
gegen die von ihm aufgestellten Grundsätze und M
möglich.

Nach der in den Satyren geführten Polemik, i
sich, wie natürlich, mancherlei Willkühr und Uebe
bung eingemischt, erschien es Boileau nothwendig,
so lange bestrittenen Ansichten und Meinungen
das Wesen und die Form dichterischer Darstellu
seiner Sprache, in einem zusammenhängenden, sys
tisch geordneten, Ganzen niederzulegen. Ein s
musste aber, da er nicht blos eine Theorie aufst
sondern durch sein Werk ein Vorbild geben wollte,
falls in Versen geschrieben sein. Auf diese Weis
stand die „Art poetique". — In diesem didaktische
dicht, welches, wie fast alle Produktionen der Art,
und da an Horaz Ars poetica erinnert, sind in summar
Kürze und mit fast mathematischer Genauigkeit, Vors
ten über alle Gattungen poetischer Komposition, vo
Tragödie bis zum Sonnet, mitgetheilt. Die darin aufg
ten Grundsätze sind dem Geiste der französischen Sp
und Litteratur so gemäss, dass sie ihre Bedeutun
verloren haben. Auch ist alles Technische in de
poetique, die Stellung und Wahl der Worte, die C

der Verse, die Leichtigkeit und der Wechsel der Reime, mit Meisterschaft behandelt. — Zu derselben Zeit dichtete Boileau die ersten vier Gesänge des „Lutrin" — wie in den katholischen Kirchen in Frankreich der Singepult in einem Chor genannt wird. Dieses Gedicht ist eine Satyre auf die Geistlichkeit, namentlich deren niedere Grade, aber in sehr gemässigter und verfeinerter Form, so dass der Spott nie die Ideen berührt, die von diesem Stande vertreten werden, sondern nur persönliche Mängel und Thorheiten angreift. Es war dies gewissermassen eine Erneuerung des satyrischen Geistes, mit welchem im Mittelalter, namentlich im „Roman von der Rose" die Schwächen des Klerus durchgenommen wurden. Auch finden sich daselbst die in den Gedichten jener Zeit beliebten allegorischen Personifikationen, wie die Gerechtigkeit, Hoffahrt, Weichlichkeit u. s. w. wieder. Dieses Gedicht, der Form nach eben so vollendet, wie die Satyren, leidet jedoch an einem wesentlichen Mangel. Es besteht nämlich in ihm zwischen dem reichen und schönen Styl, und dem leeren, nüchternen Inhalt ein durchgängiges Missverhältniss.

Der damalige Siegelbewahrer Lamoignon hatte in Boileau's Gegenwart es für unmöglich erklärt, aus dem Streite eines Vorsängers und Säckelmeisters an einer Kirche, einen poetischen Entwurf zu ziehen, und Boileau diese Aufgabe lösen zu können erklärt. Diese Produktion verdankte ihr Entstehen demnach einem blossen Zufalle, ohne innere Erregung und Motivirung. Ein komischer Stoff kann eben so gut, wie ein tragischer, mit einer gewissen Kraft und Grösse behandelt werden. Denn der Witz hat seine Begeisterung wie das Gefühl. Aber im Lutrin kann nur die äussere Vollendung der Sprache

gefallen. Alles Uebrige ist kalt und gezwungen.
herrscht in diesem Gedicht ein gesuchter, und, so zu sag
gelehrter Witz vor, der ungefähr das Gegentheil
ächten Humors ist. — Boileau gab ausserdem eine
zahl poetischer Episteln heraus, in Verse gekleidete
trachtungen und Urtheile über Leben, Natur und W
enthaltend, meist an hohe oder einflussreiche Personen
richtet, welche, obwohl ohne besondere Kraft und Ti
den philosophischen und moralischen Geist athmen, der
besseren Werke im Zeitalter Ludwig XIV bezeichnet,
ungeachtet der vielen Kriege, für die Nation eine Epo
innerer Ruhe und geistigen Fortschrittes, und für
Individuen eine solche des Genusses und der Befrie
gung war. In den letzten Jahren seines Lebens macht
ihn Alter, Einsamkeit, denn er überlebte die mei
seiner Freunde, die Kälte, mit der er zuletzt am Ho
für welchen er zu geradsinnig und unabhängig war, beha
delt wurde, und Angriffe seiner litterarischen Gegner, die
obwohl von ihm besiegt, sich nie ganz unterworfen ha
ten, mürrisch und verdriesslich, und er endigte sei
Laufbahn, wie er sie begonnen hatte, mit zwei Satyre
denen es aber an Wahrheit, Kraft und Leichtigkeit fehl
und die mit seinen früheren Produktionen nicht ve
glichen werden können. Dieser geistreiche, scharfsinnig
Mann fühlte die Abnahme seines dichterischen Verm
gens nicht so, wie er gesollt hätte, und fand es schw
sich von einem Publikum zu trennen, das während
vieler Jahre auf ihn gehört hatte.

Boileau ist unter den französischen Dichtern der zw
ten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts oder des Zeit
alters Ludwig XIV, und, wenn man die Bedeutung
welche die Poesie von Corneille bis Voltaire, ein gan

Jahrhundert lang, für die gebildeten Klassen der Nation gehabt, vielleicht unter allen Schriftstellern jener Epoche, der einflussreichste gewesen. Corneille, Pascal, Bossuet, Lafontaine, Moliere, Racine und Fenelon sind Boileau, ohne Zweifel, an Reichthum der Ideen, an schöpferischem Talent, an Kraft, Erhabenheit, Feinheit u. s. w. überlegen, haben aber gleichwohl keine so durchgreifende Wirkung auf Sprache, Schriftwelt, die ganze in Frankreich herrschend gewordene Art zu denken und zu empfinden, wie er, ausgeübt. Denn er war es, der, durch die Theorien, die er für den dichterischen Ausdruck in allen Gattungen der Poesie aufstellte, was auch für die Prosa von grosser Bedeutung wurde, den Geschmack und das Urtheil der Nation in einer Zeit feststellte, wo im ganzen französischen Leben ein grosser Umschwung fühlbar wurde, und wo Das, was damals zu allgemeiner Anerkennung kam, für immer als Vorbild gelten sollte. Bei einem Volke, dessen Bildung so formell bestimmt ist, wie das französische, musste ein grosser Kritiker und Kunstrichter, der zugleich seine Vorschriften zu bethätigen verstand, und am Eingange einer entscheidenden Epoche stand, zu demselben Einflusse, wie anderswo ein originales und erfindendes Genie gelangen.

Ausserdem wurde Boileau's Leben und Persönlichkeit für die Stellung der französischen Autoren wichtig, ein Umstand, der nicht ohne Bedeutung für die Litteratur selbst blieb. Bis auf ihn war die geistige Produktion, und namentlich die Poesie, so zu sagen, eine Privatangelegenheit, ohne bestimmte Rechte und Pflichten gewesen, und der Schriftsteller hatte, wenn auch, in einzelnen Fällen, geehrt und belohnt, in der Gesellschaft keinen bestimmten Platz eingenommen, und im Staate so viel wie

nichts bedeutet. Selbst Malherbe, der eine wichtige Reform in der dichterischen Sprache und Diktion vornahm, scheint dies mehr aus angeborner Neigung, als aus Ueberzeugung von deren Bedeutung gethan zu haben. Denn er äusserte sich einmal, dass die Poesie im Grunde nur ein Spiel sei, und dass dem Gemeinwesen an Dichtern nicht mehr, als an Flötenspielern, gelegen sein könne. Mit Ausnahme der wenigen Autoren in Frankreich, die, wie Ronsard, Montaigne, Balzac, Descartes, Pascal, von Hause aus reich oder wohlhabend gewesen, hatten die übrigen immer von der Gunst der Grossen abgehangen, und zu deren Klienten gehört. Alle üblen Einflüsse eines solchen Verhältnisses, die Gebrechen der höheren und niederen Klassen vereinigend: Hang zu Abentheuern und zum Spiel, Leichtsinn, Eitelkeit, Schmeichelei, Feilheit, Neid, waren unter ihnen erschienen. Sie bewunderten oder befehdeten sich unter einander meist immer nur nach ihrem Vortheil. Lobhudelei, Parteinahme, Ueberzeugungslosigkeit, Herabsetzung und Verläumdung Anderer, waren unter ihnen gewöhnlicher, als in irgend einer anderen Klasse der Gesellschaft. In den Augen ihrer Patrone galten sie für nicht viel mehr, als unterhaltende und angenehme Schmarotzer, und in denen des Volkes für Leute, die von sich reden machten, aber sonst unnütz wären. Nur die in Frankreich schon damals, mehr als anderswo, bestehende Achtung vor dem Talent und vor denen, welche an ein solches erinnern, konnte die Autoren vor gänzlicher Erniedrigung schützen. Im Ganzen war jedoch ihr Zustand immer ein trauriger, und der grossen Interessen, welche sie, wenn auch mangelhaft, vertraten, unwürdig.

Boileau war unter den Schriftstellern, welche weder

Rang noch Vermögen besassen, der erste, der das Beispiel einer höheren und besseren Gesinnung gab, und zu deren Nachahmung aufforderte. Einmal stellte er in seinen ernsten, grossartig gehaltenen, lehrreichen und wichtigen Werken den Begriff der Poesie als einer Kunst, und die Litteratur überhaupt als einen Gegenstand öffentlicher Theilnahme auf, denn seine Arbeiten waren in ihrer Art durchaus vollendet, aus innerer Sammlung und Aufbietung aller Kräfte hervorgegangen, und richteten sich nicht, wie sonst gewöhnlich geschah, an diesen oder jenen Kreis der Gesellschaft, diese oder jene Klasse, sondern an das litterarische Publikum, d. h. an den gesammten unterrichteten Theil der Nation. Selbst in seiner Polemik erschien ein edlerer, sich und Andere höher achtender Ton, als bisher bei ähnlichen Veranlassungen üblich gewesen war. Dann ging er in seinen persönlichen Verhältnissen in keine Abhängigkeit zu anderen Privatpersonen ein, sondern liess sich nur von dem Könige begünstigen und belohnen. Ludwig XIV war aber, in einem viel höheren Sinne, als irgend einer seiner Vorfahren, der Repräsentant der Nation geworden. Von ihm ausgezeichnet zu werden, hiess es vom Staate selbst sein. Die Litteratur wurde von diesem Könige, zum ersten mal in Europa, als eine öffentliche Angelegenheit, und ihre vornehmsten Verbreiter als Diener des Gemeinwesens betrachtet und behandelt. Selbst die Grenzen, in denen sich Ludwig XIV dabei hielt, und das Mass, mit dem er belohnte, bewies die hohe Meinung, welche er sich von diesen Leistungen auf dem Gebiete der Ideen, als einer zum Staate gehörigen Thätigkeit, gemacht hatte. Er warf nicht diesem oder jenem von ihm begünstigten Autor eine momentan grosse Belohnung zu, wie man dies dann

und wann früher gesehen hatte, sondern er setzte ihnen mässige, aber regelmässige Jahrgehalte aus, oder ertheilte ihnen Aemter, deren Besorgung mit ihren litterarischen Beschäftigungen verträglich war.

Eben so sehr wie dadurch Boileau's Stellung eine andere wurde, wich auch sein Verhalten gegen die übrigen Litteratoren von der bisher herrschend gewesenen Sitte ab. Er schmeichelte Niemandem, um wieder geschmeichelt zu werden, sondern lobte und tadelte auf eine bestimmte, begründete, so zu sagen, authentische Weise. Seine ganze Art zu sein und zu handeln war so regelmässig, fleckenlos, würdig, und, so viel es ihm möglich war, selbst grossmüthig, dass er dadurch die Interessen, denen er diente, und den Stand, zu welchem er gehörte, emporzuziehen und zu verherrlichen schien. Er vertheidigte und bewunderte öffentlich Arnauld, der, des Jansenismus verdächtig, von den Jesuiten gehasst, und von dem Könige selbst verfolgt wurde. Er empfahl Corneille der Gunst Ludwig XIV, der, von Racine gefesselt, den Gründer der französischen Tragödie vernachlässigte, und erklärte, lieber seinem eigenen Jahrgehalt entsagen zu wollen, als das Corneille's unterdrückt zu sehen. Er kaufte Patru, der in Armuth gerathen, seine Bibliothek ab, und liess ihm deren Gebrauch bis zu seinem Tode.

So wie Boileau durch sein Talent und seine Doktrinen dazu beitrug, die Litteratur in den Kreis der öffentlichen Interessen in Frankreich einzuführen, eben so erhob er durch die Würde seines persönlichen Daseins den Stand der Schriftsteller, und besonders der Dichter, die, mancher einzelnen Ausnahmen ungeachtet, in der Meinung und Wirklichkeit bisher sehr niedrig gestellt gewesen waren.

Boileau, der nicht wie Corneille, Moliere und Racine für das Theater geschrieben, dem also eines der wirksamsten Mittel des Einflusses gefehlt, der, wie schon oben bemerkt worden, an Erfindungsgabe, Kraft und Anmuth mehren seiner Zeitgenossen nachgestanden, kann dennoch für das populairste aller Talente der Epoche Ludwig XIV gelten. Es ist keinem französischen Schriftsteller, besonders keinem Dichter, erlaubt, die Lehren und das Beispiel dieses grossen Kritikers zu vernachlässigen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, den Geist der französischen Sprache und Litteratur zu verkennen, in Irrthümer zu verfallen und auf Abwege zu gerathen. Der Grund dieser Bedeutung Boileau's liegt in der vollkommenen Uebereinstimmung, in der seine Ideen, sein Styl, seine Grundsätze und Meinungen zu dem Genius der Nation und ihres Idioms stehen. Man kann ihn mit Lessing vergleichen, dem er an Vielseitigkeit des Wissens und Freiheit des Geistes allerdings weit untergeordnet erscheint, den er aber, an dauerndem und entscheidendem Einflusse auf seine Litteratur, vielleicht noch übertroffen hat.

Das Streben nach Hervorbringung und Bethätigung allgemeiner, oberster Grundsätze, nach Vereinigung aller Gegensätze und Widersprüche in einer gemeinsamen Form des Lebens, mit Einem Worte, nach etwas Absolutem und Universellem, ist der Charakter der französischen Nationalität von dem Moment an gewesen, wo sie sich selbst zu fühlen angefangen hat. Daher schon im Mittelalter, im Vergleiche zu anderen Ländern, der Fortschritt der Monarchie in ihr, die Abneigung gegen die Willkühr, Trennung und Vereinzelung des Feudalwesens, später die Verwerfung des Protestantismus, welcher von den

Franzosen als ein Bruch im Innern und als eine Abson-
derung nach Aussen zu angesehen wurde, die Erhebung
des unumschränkten Königthums, welches alle einzelnen
Völkerschaften von der Bretagne bis zur Provence der-
selben Richtung unterwarf, und endlich die Revolution
als die Vollendung jenes Dranges nach Aufhebung der aus
dem Mittelalter noch vorhandenen ständischen Unter-
schiede, und die Herstellung einer nationalen Einheit,
so wie es schon früher eine monarchische gegeben hatte.
Obgleich zu diesem Allen, wie zu jeder grossen Erschei-
nung in der Geschichte, vielerlei Motive mitgewirkt ha-
ben, so ist es dennoch unzweifelhaft, dass der innerste
Anstoss zu dieser Bewegung von dem der Nation ein-
wohnenden Streben nach einer durchgängigen Ueberein-
stimmung in ihrem politischen Organismus gekommen ist.

In der Sprache und Schriftwelt hat sich dieselbe Rich-
tung geltend gemacht. Die allmälige Unterordnung aller
besonderen romanischen Mundarten unter die Herrschaft
des Wallonisch-Picardischen oder Nordfranzösischen, die
Geringschätzung der mit einem allgemeinen grossen Idiom
unvereinbaren Patois der einzelnen Provinzen, und deren
Ausschliessung aus jedem gebildeten Verkehr, die Nei-
gung, der Sprache und Litteratur eine immer genere-
lere Form zu geben, ist aus demselben Geiste, wie die
politische Centralisation und Nivellirung, entstanden.
Daher das Verschwinden der symbolischen Poesie des
Mittelalters mit ihren, jeder wahren Einheit widerstre-
benden Gegensätzen der Kirche und des Feudallebens,
und ihrer Entfernung von der Masse der Nation; der
Uebergang zu der allegorischen Poesie, als einer freieren
und allgemeineren Form; die Bewunderung und Nach-
ahmung des Alterthums, das dem Streben nach Aufstei-

lung einer einigen und gleichmachenden Ordnung — zumal bei der Ferne, in welcher es stand, die alle in ihm vorhandenen Widersprüche und Ungleichheiten verschwinden liess, und ihm den Schein einer absoluten Harmonie verlieh — vollkommen zu entsprechen schien, und zuletzt im siebenzehnten Jahrhundert die von Descartes begonnene Richtung nach einer durchgängig von allgemeinen Grundsätzen und Regeln bestimmten Auffassungs- und Darstellungsweise, und der vorherrschend logisch-mathematische Charakter der vornehmsten Hervorbringungen der klassischen Epoche der französischen Litteratur.

Diesem Gang der Entwickelung entsprach Boileau's Talent. Durch ihn wurde die lang vorbereitete Herrschaft eines allgemeinen Geschmacks über jede besondere Eigenthümlichkeit, des Verstandes über die Einbildungskraft, der Regel über die Freiheit, die Aufstellung eines Codex von absolut gültigen litterarischen Doktrinen endlich wirklich erreicht, und im Geiste der Nation fixirt. Daher kommt Boileau's Popularität. Denn seine Methode und die Produktionen, die er, ihnen gemäss, abfasste, entsprachen in der That dem Charakter, der Intelligenz, und der Sprache des französischen Volkes.

Indessen lag in diesem Uebergewicht einer allgemeinen Regel über jede persönliche Anschauungsweise, in dieser Beschränkung der individuellen Anlage, in der Art, wie der Litteratur eine universell-stereotype Form äusserer Vollendung aufgedrückt werden sollte, ein Widerspruch zu der Wahl des Innern, der Gluth der Phantasie, der Tiefe des Gefühls, ohne welche, wenigstens in der Poesie, nichts Ausserordentliches hervorgebracht werden kann. Methode und Regel wurden in der französischen Litteratur zu vorherrschend, zu sehr über Freiheit und Eigen-

thümlichkeit gestellt. Dieser Umstand war der Verbreitung dieser Sprache und ihrer Leistungen unter den fremden Nationen günstig, denn es kam dadurch in alle litterarische Produktionen etwas Fertiges und Bekanntes, etwas Das leicht verstanden werden, und, bis auf einen gewissen Grad, allgemein gefallen konnte. Aber es war nicht möglich, auf diese Art das innere Leben in sich immer erneuernden Formen, wie eine zweite Schöpfung, an das Licht zu ziehen. Auch ist nichts dem Aehnliches in der französischen Poesie zu Tage gefördert worden, die mehr durch Eigenschaften zweiter Klasse, durch Verstand, Geschmack, Witz, Ebenmass der einzelnen Theile, als durch Erfindungsgabe, Phantasie und Originalität glänzt. Es wird in ihr mehr ein sehr verfeinerter Mechanismus, ein Regeln, Messen, Anpassen, als der prometheische Funken einer in den Tiefen der Seele sich entzündenden Begeisterung angetroffen.

Es hat sich gegen die von Boileau gegebenen Lehren und aufgestellten Muster, welche auf die Form der französischen Poesie in fast allen Gattungen von entschiedenem Einflusse gewesen, dann und wann ein Widerspruch erhoben, zumal von Solchen ausgehend, die mit dem freieren Geiste fremder Dichtungsweise sich vertraut gemacht hatten. Man hat hier und da den Zwang jener Methode und Disciplin abschütteln, und eine ursprüngliche Natur an die Stelle dieser Konvenienzen setzen wollen. Es ist dies aber nie gelungen. Der französische Genius hat sich im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, in der Prosa, eine neue Bahn gebrochen, und Werke von einem durchaus anderen Geiste, als der, welcher die Epoche Ludwig XIV beseelt, hervorgebracht, wie namentlich J. J. Rousseau, Chateaubriand u. s. w.

beweisen, aber in der Poesie ist man Boileau's Doktrinen im Wesentlichen nicht untreu geworden, und hat sich immer an die Produktionen des siebenzehnten Jahrhunderts, als an unübertreffliche Modelle gehalten. Jeder Versuch, in dieser Sphäre etwas durchaus Neues und Eigenthümliches hervorbringen, sich von jenen Vorbildern entfernen zu wollen, ist immer gescheitert. Man muss demnach annehmen, dass die Form, welche die französische Dichtung vornehmlich durch Boileau's Grundsätze und Beispiel erhalten, mit dem Geiste der Nation und Sprache übereinstimmt, und wenn auch nicht die wahrste, reichste und tiefste Poesie an und für sich, aber die einzige ist, die sich, unter den gegebenen Bedingungen, gestalten konnte.

## Vierzehntes Kapitel.

Das französische Trauerspiel war durch Corneille in allen seinen wesentlichen und charakteristischen Theilen gegründet worden. Obgleich dieser Dichter in manchen seiner Produktionen sich fremdem, besonders spanischem Einflusse und dem daher stammenden Geschmack, der Neigung zu Schwulst, Deklamation und Spitzfindigkeit, nicht hatte entziehen können, so standen einige seiner Dramen, wie der Cid, Cinna, Polyeucte, als allgemein anerkannte Meisterwerke da, an denen sich das Talent der nach ihm kommenden Tragödiendichter, und Sinn und Gefühl des Publikums heraufbilden konnten. Corneille hatte zugleich das erste Muster eines in einem höheren Tone gehaltenen Lustspiels „der Lügner — le Menteur“ — betitelt, auf die Bühne gebracht, welches mit grosser Theil-

nahme aufgenommen worden. Es litt indessen, wie die ganze dramatische Poesie jener Zeit, an mancherlei Unvollkommenheiten, besonders in Bezug auf Charaktere und Situationen. Auch war der Styl in ihm zu sententiös und epigrammatisch, und die Handlung stand mit den Personen nicht in der innigen und unmittelbaren Uebereinstimmung, aus welcher der Eindruck der Wahrheit und Natürlichkeit eines ächten Lustspiels hervorgeht. Es war besser als Alles, was bisher in der Art in der französischen Litteratur erschienen, konnte aber nicht, wie einige von Corneille's Tragödien, für ein Muster gelten.

Das Trauerspiel hatte, als es die Höhe erreichte, zu der es Corneille führte, mit mancherlei, aber nicht unüberwindlichen, Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Nachdem der Geschmack an den Mysterien (Mystères) des Mittelalters durch den Einfluss der Renaissance gesunken, war der Flug des nationalen Genies durch eine zu unfreie und buchstäbliche Nachahmung des Alterthums aufgehalten worden. Jodelle und Garnier, obwohl nicht ohne Talent, hatten, eher Paraphrasen und Kopien der Tragödien des Seneca, als selbstständige Werke hervorgebracht, und waren selbst unter diesem, an und für sich, keinesweges grossem, Muster zurückgeblieben. Indessen verdankten ihnen Sprache und Versbau viele Verbesserungen, und ihre Arbeiten trugen dazu bei, in dem Publikum die Neigung für höhere dramatische Produktionen zu erwecken. Zwei Zeitgenossen Corneille's, die unmittelbar vor ihm die tragische Bühne beherrscht hatten, Rotrou und Mairet, fehlte es nur an der bestimmten Dosis von Kraft und Begeisterung, die man Genie nennt, um etwas Ausserordentliches zu leisten,

und mit Corneille in die Schranken zu treten, denn in den besseren ihrer Arbeiten zeigen sie sich ihren Vorgängern nicht wenig überlegen. Zu derselben Zeit fanden die italienischen dramatischen Schäferspiele, und die spanischen Tragikomödien in Frankreich grossen Beifall. Die sinnreiche Feinheit und Gewandtheit der damaligen italienischen Poesie, und der Glanz und die Kühnheit der spanischen, übten auf das französische Theater einen grossen Einfluss aus. Denn obgleich in der ersteren, neben ihrer Anmuth, etwas Spielendes und Weichliches, und in letzterer, bei wirklicher Kraft, viel Uebertreibung und Unnatur lag, so bereicherte dennoch ihre Kenntniss und Nachahmung die Phantasie der französischen Dichter, und gab der Diktion eine Geschmeidigkeit und Fülle, die ein an und für sich zugleich armes und rauhes Idiom, aus eigenen Mitteln, wahrscheinlich nie erreicht hätte. Auch hatte sich allmälig aus dieser Kunde von den Alten, den Italienern und Spaniern, ein reicher intellektueller Schatz aufgehäuft, und den, mit ihm verbundenen poetischen, Ideen und historischen, Anschauungen Eingang verschafft.

Aus allen diesen mannigfaltigen Einflüssen und Bestrebungen war in diesem Theile der französischen Litteratur ein Chaos, aber ein fruchtbares Chaos entstanden, in welchem die Keime zu grösseren und vollendeteren Produktionen lagen, und aus dem endlich ein so grosses, ordnendes und gestaltendes Talent, wie Corneille, auf tauchte.

Ausser diesen rein litterarischen Influenzen war der gesammte moralische und politische Zustand der Nation der Tragödie, im Ganzen, eher günstig als hinderlich gewesen. Die Religions- und Bürgerkriege hatten, unge-

achet ihrer Verheerungen und Gräuel, in der Nation eine thatendurstige und erhöhte Stimmung hervorgerufen. Es waren am Ende des sechszehnten und im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in Frankreich kräftige und entschiedene Charaktere in Menge aufgetreten, die, bei einer entwickelteren Gesittung und einem weiteren Blick, grosse und durchgreifende Veränderungen in den öffentlichen Verhältnissen hätten herbeiführen können, aber, bei der Abwesenheit von allgemeinen Ideen und Tendenzen, sich nicht unabhängig erhalten konnten, und in der Monarchie aufgehen mussten. Die Sitten hatten, wenn es auch häufig Rauhheit und Verdorbenheit gab, im Ganzen in den höheren Klassen, ein Gepräge von Adel und Grösse empfangen, das sich besonders in der Lust an Wagnissen aller Art, und in der Verachtung der Gefahr aussprach. Es war in der Nation ein wirklich dramatisches Leben vorhanden, und ihre Physiognomie stellte sich der Welt in grossen Zügen dar. Der letzte innere Krieg, der der Fronde, obgleich nach einem kleineren Massstabe, als die früheren bürgerlichen und religiösen Kämpfe geführt, trug durch den bunten Wechsel seiner Ereignisse, die Einmischung und Bedeutung der Frauen in ihm, einen wahrhaft poetischen Charakter an sich, der, dicht am Eingange der absoluten Monarchie, einen Augenblick lang, die persönliche Selbstbestimmung und thatkräftige Entschlossenheit des Mittelalters, unter anmuthigeren und verschönernden Formen, zu erneuern schien. Denn dieser Krieg war im Grunde mehr ein grosses Turnier, ein ritterliches Abentheuer, als ein nach Prinzipien und Planen geführter Kampf gewesen. Selbst die von einer solchen Zeit und Stimmung unzertrennlichen Mängel, wie eine allzu grosse

Beweglichkeit der Gesinnungen und Interessen, trotzige Zuversicht auf die eigene Kraft, und Selbstsucht in der Verfolgung seiner Absichten, waren einer dramatischen Auffassung des Lebens förderlich.

Als endlich, nach mannigfaltigen Versuchen und Abwegen, ein originelles Talent, wie Corneille, die rechte Bahn zur Behandlung der Sage und Geschichte in der Form der Tragödie gefunden, sprach sich der Geist jener unternehmenden und thatenlustigen Epoche in den Charakteren und Sitten aus, welche er mit seiner Phantasie schuf. Allerdings mussten auch manche ihrer Unvollkommenheiten sich in seinen Produktionen wiederfinden, wie der Hang zu einer übertriebenen Darstellung an und für sich grosser Eigenschaften, wie des Heldenmuths, der Liebe, der Ehre und der aus ihnen entstehenden Leidenschaften, aber das Ganze hatte einen Kern, aus dem ein Baum emporwuchs, der hier und da Auswüchse hatte, die aber seiner Höhe und Stärke keinen Eintrag thaten. Corneille konnte die Mängel seiner Behandlungsweise um so weniger fühlen, da sie in seiner ganzen Zeit lagen, und er ausserdem der erste war, der die Form der Tragödie in seiner Sprache fixirte, die seine Nachfolger verschönern und verfeinern konnten, aber nicht mehr wesentlich zu verwandeln brauchten.

Während demnach die Tragödie von dem Geiste der Nation und den öffentlichen Verhältnissen begünstigt wurde, ward die Entwickelung der Komödie aus denselben Gründen lange aufgehalten. Alles, was ersterer günstig gewesen, ward letzterer nachtheilig. Jene Kriege, Parteikämpfe, Verschwörungen und Gewaltthaten konnten, wenn sie, wie dies oft statt fand, von einer bedeutenden Kraft und Erhebung des Innern begleitet waren, die

Auffassung und Schilderung tragischer Stoffe erleichtern, und auf sie vorbereiten. Die Tragödie, als ein Bild menschlicher Leidenschaften und Thaten, war, sobald die Sprache zu einer gewissen Vollendung gekommen, überhaupt möglich, denn alles wirklich Grosse und Erschütternde konnte in ihre Form gegossen werden. Auch war es erlaubt, die Entwürfe zu ihr, ohne Nachtheil, der Vergangenheit und Fremde zu entlehnen, denn ausserordentliche Charaktere und Schicksale sehen sich unter allen Verhältnissen einander ähnlich, und nehmen dieselbe Aufmerksamkeit in Anspruch.

Mit der Komödie hat es aber eine andere Bewandtniss. Sie hängt von der Beobachtung des gewöhnlichen Lebens und der Sitten eines Volkes in einem ruhigen und geordneten Zustande, von Verhältnissen ab, die einen bestimmten Gang angenommen haben, und dadurch ihre Auffassung und Darstellung möglich machen. Sie verlangt eine friedliche Zeit und das Hervortreten der mittleren Klassen der Gesellschaft, aus deren Dasein die Komödie die meisten ihrer Gegenstände wählt. Was über ein gewisses Mass hinausgeht, oder unter demselben steht, giebt nicht leicht einen Entwurf für sie ab.

Die bürgerlichen und religiösen Kämpfe, bis zum Kriege der Fronde, hatten die Nation in eine Aufregung versetzt, in der nichts eine regelmässige und feste Gestalt an sich trug. Die Grossen stritten gegen die Krone, die Reformation gegen die Hierarchie, und das Volk war überall in Parteien getheilt. Die obersten und untersten Klassen der Gesellschaft, die einen von ihren politischen, die anderen von ihren religiösen Interessen bewegt, befanden sich in einer beständigen Gährung, die mittleren wurden auf der Bahn des Fortschrittes, die sie beson-

ders seit dem Erlöschen der langen Kriege gegen die Engländer betreten, aufgehalten. Der Mittelstand, der Theil der Nation, der zum mächtigsten Hebel der modernen Gesittung besimmt war, fühlte sich von den inneren Schwankungen und Stürmen beengt und gedrückt. Alles schien verworren, ungewiss, und nur auf das Bedürfniss des Augenblicks berechnet zu sein. Die Situationen wechselten beständig, erhoben sich rasch, und verschwanden wiederum eben so schnell, die Charaktere waren überspannt, und schritten wie auf Stelzen einher. Nichts stellte sich in seiner naturgemässen Lage und Haltung dar. Niemand dachte an etwas Anderes, als an Angriff oder Abwehr. Alles trug die Farbe einer bestimmten Partei, wie eine Maske. Der wahre Charakter und die angeborne Physiognomie der verschiedenen Klassen und Individuen verschwanden in dem halb wilden, halb phantastischen Spiele der inneren Unruhen von dem Tode Heinrich IV bis zur Beendigung des Krieges der Fronde.

Unter solchen Umständen konnten sich keine bestimmten Sitten, Verhältnisse, keine sicheren, allgemein anerkannten Formen der Gesellschaft ausbilden, ohne die es keine Komödie, im wahren Sinne des Wortes, giebt. Der natürliche Hang des Menschen zur Freude, zum Scherz, zum Spott, machten sich allerdings Luft, und es wurden eine grosse Menge komischer Charaktere und Situationen auf dem Theater dargestellt. Aber diese Produktionen waren meist Nachahmungen fremder Litteraturen, besonders der spanischen und italienischen, ohne nationalen Gehalt, ohne Uebereinstimmung mit den einheimischen Sitten und Vorstellungen, und demnach ohne Wahrheit, ohne Einfluss auf das Publikum, oder zum Theil vom Mittelalter überlieferte Spiele, grotesken

und burlesken Inhalts, einst dazu gemacht, um die ei
geschüchterten Handwerker in den grösseren und kl
neren Städten, und das herbeigelaufene leibeigene La
volk, bei den Jahrmärkten, sein gewöhnliches El
einen Augenblick lang vergessen zu lassen. Auf die h
heren, und besonders die mittleren, Klassen der Ges
schaft, die schon längst den zahlreichsten Theil derje
gen Bevölkerung ausmachten, welche für intellektuelle U
terhaltung Sinn hatte, war in solchen Darstellungen ke
Rücksicht genommen. Aus Mangel an edleren Genüs
blieben sie von solchen Zerstreuungen nicht fern, kon
ten aus ihnen aber keine geistige Nahrung ziehen, u
lernten, besonders die Jugend, an Roheit und Abg
schmacktheit Gefallen finden.

Einige hier und da angestellte Versuche, eine Ko
mödie durch Nachahmung der Alten, des Aristoph
Plautus und Terenz, hervorzubringen, konnten, weg
der Unvereinbarkeit jener Originale mit den moder
Sitten nicht gelingen. Diese Uebertragungen oder Pa
phrasen antiker Lustspiele blieben auf den Kreis d
Gelehrten und Schulen beschränkt, und der Menge fre
Diese erfreute sich, nach wie vor, ausser den gan
niedrigen Possen des gemeinen Volkes, an Stücken o
Styl und Farbe, in denen die Thorheiten der Zeit, ga
zer Klassen oder besonders bekannter Individuen,
eine so übertriebene und karrikirte Weise dargest
wurden, dass sie ein augenblickliches Gelächter,
Aeusserung physischen Behagens, aber keine innere H
terkeit, kein geistiges Wohlgefallen erregten. Da
äussere Struktur dieser Stücke ein für allemal angen
men und bestimmt, und im Ganzen, fast immer diesel
war, so kam Alles darauf an, in sie so viel Ma

nigfaltigkeit, Wechsel und Ueberraschung als möglich zu bringen, da sie sonst, bei Abwesenheit von Erfindung, Styl und Charakter, langweilig und gewissermassen zwecklos gewesen wären. In den besseren unter diesen Kompositionen konnte sich, im Einzelnen, allerdings, Geist, Witz und Phantasie zeigen, sie besassen aber keine höhere künstlerische Tendenz, und übten auf das Publikum keine moralische Anziehungskraft aus. Ihre Absicht war, einen Augenblick lang zu zerstreuen und zu belustigen. Daher die ungeheure Anzahl dieser Produktionen, von denen immer die eine die andere verdrängte. Denn da sie für Gedanke und Empfindung keine Nahrung boten, so kam man nicht leicht auf sie zurück, und verlangte immer Neues. Da die Phantasie ihrer Verfasser sich, bei der Nothwendigkeit des Wechsels, bald erschöpfen musste, so nahmen sie die fremden Litteraturen zu Hülfe, ahmten sie nach, oder übersetzten sie auch geradezu, mit einiger Veränderung nationaler oder lokaler Züge. Aber die Bildung der Nation ward durch diese Nachahmung und Aufnahme des an und für sich meist Mittelmässigen und Unvollkommenen eher aufgehalten, als bereichert. Es kam durch diese urtheilslose und trübe Vermischung des Eigenen und Fremden in das französische Wesen etwas Ungleichartiges und Verkehrtes, das, wenn es festen Fuss fassen, und bis in den inneren Sinn und Geschmack des Volkes hätte dringen können, dieses entstellt und geschwächt hätte. Denn die damalige Bühne hatte für die Menge, die sonst wenig oder nichts von allgemeinen Ideen hörte, und namentlich nichts las, ungeachtet der Unvollkommenheit ihrer Leistungen, immer eine gewisse Bedeutung.

Ausserdem that diese Situationskomödie, da sie m
Ereignisse als Individualitäten darstellte, das Innere d
auftretenden Personen nicht entwickelte, sondern di
wie stehende Typen behandelte, überhaupt keine n
Seite der menschlichen Natur offenbarte, nichts für d
Ausbildung der Sprache und den Fortschritt der Ge
tung, was jedoch der Zweck jeder, aber nament
der dramatischen Litteratur ist. Die maskenartig
traditionellen Rollen in diesen Stücken, die unnatürli
oder übertriebenen Persönlichkeiten, die bunten, w
kührlichen, unaufhörlich wechselnden Scenerien, mach
jede wahre, reine und gehaltvolle Schilderung unmögli
Ein bombastischer, unpassender, nicht auf die Indi
duen, sondern einzig auf die Situationen berechneter S
wechselte mit seltsamen Einfällen, groben oder unzü
tigen Scherzen. Es lag in diesen Produktionen sehr
etwas Plattes und zugleich Uebertriebenes, dessen Ve
einigung den Eindruck des Ungereimten machte. Ei
zelne hier und da erscheinende rührende Scenen, n
Schilderungen oder blitzende Witzfunken, zum T
mittelalterthümlichen Legenden entlehnt, konnten d
Unförmlichkeit des Ganzen nicht aufwiegen. So war, i
Wesentlichen, einige frühere oder spätere Versuche
etwas Besserem, grossentheils aus Nachahmung der Al
entstanden, abgerechnet, der Zustand der Komödie
zu Moliere's Zeit.

Moliere*) wählte, wenn man seine ersten Versu

*) Jean Baptiste Poquelin-Moliere, geb. 1622 in Paris, gest.
selbst 1673. Er hat über dreissig Stücke geschrieben, unter d
die bekanntesten sind: les Femmes savantes — les Précieuses
cules — Misanthrope — Amphytrion — L'Avare — George D
— le Bourgeois Gentilhomme — les Fourberies de Scapin — T

in denen er dem herrschenden Geschmack huldigte, und einige spätere, ihm von den Umständen auferlegte kleine Gelegenheitsstücke abrechnet, zur Hervorbringung des Lustspiels eine von der bisherigen ganz verschiedene Methode, und gründete die Charakterkomödie, nicht nur für seine Nation, sondern wurde ein Vorbild für diese Dichtung in allen anderen Sprachen. Anstatt aus einer Reihe von äusseren, unter einander locker verbundenen Vorfällen, ein belustigendes und zerstreuendes Gemälde zusammenzusetzen, wie vor ihm gewöhnlich geschehen, und in demselben gewisse stehende Masken auftreten zu lassen, die von diesen Ereignissen in Bewegung gesetzt wurden, schuf er Gestalten, die allerdings einen allgemein menschlichen Typus in sich schliessend, dennoch mit einer bestimmten Persönlichkeit auftraten, und durch diese auf die Ereignisse wirkten, anstatt sich von ihnen, wie in der Situationskomödie, leiten zu lassen, oder gar in ihnen ganz aufzugehen. In seinen grösseren Stücken stellte er einen Charakter, wie ein moralisches Problem, an die Spitze des Ganzen, der sich im gesammten Verlaufe des Stückes so entwickelte, dass alle vorkommenden Ereignisse sich auf ihn bezogen, mit ihm in Uebereinstimmung standen, und denn die Situation vielmehr dazu diente, sein eigenes Wesen zu enthüllen, als dass er von ihr in Bewegung gesetzt worden wäre. Auf diese Art brachte Moliere in die Komödie die Einheit und Kraft der Tragödie. Sie wurde durch ihn ein grosses, in den Rahmen der Kunst eingeschlossenes, Gemälde des Lebens, während sie vorher eine bunte und wechselnde

— le Malade imaginaire. — Sein erstes in Versen geschriebenes Stück, das er noch vor seiner Niederlassung in Paris aufführen liess, führt den Titel: l'Étourdi.

Sammlung von belustigenden Zerrbildern gewesen, und sie verfolgte bei ihm, mit anderen Mitteln, denselben Zweck, wie die Tragödie, nämlich eine Offenbarung der inneren Natur des Menschen, im Kampfe mit der Aussenwelt, zu sein. Daher die Gediegenheit und Würde, die, ihres heiteren Scheines unbeschadet, in den besseren Werken Moliere's herrscht, und die sittliche Tendenz, die als letztes Resultat derselben hervortritt.

Indem die Entwickelung und Bethätigung des Charakters die Aufgabe wurde, die Moliere sich in seinen Stücken stellte, so verstand es sich von selbst, dass er sich an die Natur und Wirklichkeit anschliessen, die auftretenden Personen aus dem Leben selbst nehmen, und den willkührlichen und übertriebenen Conceptionen seiner Vorgänger entsagen musste, die in ihren Produktionen eher Karrikaturen, als Individualitäten dargestellt hatten. Er konnte diese Wirklichkeit nur in seiner Nähe und in seinem Volke beobachten. Er musste, sehr seltene Fälle ausgenommen, die spanischen und italienischen Typen, welche die französische Komödie bis dahin nachgeahmt, verlassen, und seine Modells in dem Geiste und den Sitten seines eigenen Landes suchen. Daher die grössere Originalität und Nationalität der Moliereschen Komödien, in welchen, des allgemein menschlichen Gehalts ungeachtet, vor Allem die französische Physiognomie hervortritt, wodurch er der eigenthümlichste und zugleich beliebteste Dichter seines Volkes geworden ist, in welchem sich dieses am meisten wiedererkennt.

Das von Moliere angenommene Prinzip, den Charakter, d. h. die innere Richtung und Stimmung der Individualität, zum vorherrschenden Interesse in seinen Stücken zu machen, legte ihm die Nothwendigkeit auf, diesen

sich in einem gehaltenen, jeder Persönlichkeit angemessenen, reinen und edlen Ausdruck vernehmen zu lassen. In der Situationskomödie, wo die Ereignisse die Hauptsache waren, und in möglichst bunter Reihe auf einander folgten, kam es nur darauf an, zu überraschen und zu unterhalten. Die Worte gingen für den Zuschauer gewissermassen verloren, die Handlung allein zog die Aufmerksamkeit auf sich. Wenn die Situation auch hier und da zu scharfen Betrachtungen, zu geistreichen und witzigen Wendungen veranlassen konnte, so blieb der Styl im Ganzen ohne Haltung und Uebereinstimmung, und war, je nach den Umständen, platt oder schwülstig. Die Darstellung in Moliere's Komödien wurde dagegen ein unübertreffliches Muster in dieser Gattung der Poesie. Die Fülle scharf gezeichneter Charaktere jedes Alters, Geschlechts, Standes in ihnen, die bedeutenden, aus dem Wesen des Menschen und dem Leben der Gesellschaft genommenen Reflexionen und Sentenzen, die in ihnen so häufig vorkommen, das klare und feste Gewebe auf ein bestimmtes Ziel gerichteter Scenen, dies Alles gab zur Entwickelung der verschiedensten Stylarten Veranlassung, in denen Würde und Ernst, eben so gut, wie Anmuth und Heiterkeit, ihre Stelle fanden. Moliere fixirte nicht nur den Ton der höheren Komödie, sondern bildete und bereicherte überhaupt die Sprache, in welcher er schrieb, trug dazu bei, sie zu einem biegsamen und zu Allem geschickten Werkzeuge für den Geist zu machen, was, in Bezug auf die Form, das grösste Verdienst eines litterarischen Talents ist, indem es dadurch dem Fortschritt der gesammten Gesittung seiner Nation förderlich wird.

Moliere, dessen dramatische Laufbahn erst von dem Augenblick an bedeutend wurde, wo er das Leben eines in den Provinzen umherziehenden Schauspielers aufgegeben, und, sich in Paris niederlassend, unablässig für den Hof und ein ausgewähltes Publikum zu arbeiten anfing, war von der Natur mit einer seltenen Beobachtungsgabe, einem überaus feinen Urtheil, einer Klarheit und Schärfe des Verstandes, wie Wenige, ausgestattet worden. Er besass ausserdem eine hinreichende Kenntniss der Litteratur seines Landes, und die vornehmsten Meisterwerke des Alterthums waren ihm nicht fremd. Auch hatte er, entweder von einem glücklichen Instinkt oder der Reflexion geleitet, sich die immer seltene Fähigkeit erworben, die menschlichen Zustände in ihrer wahren und ächten Gestalt und Farbe zu erkennen, sie weder zu hoch, noch zu niedrig zu nehmen, und der Leidenschaft oder Laune keine Herrschaft über Verstand und Urtheil zu gestatten. Daher die natürliche Form und das glückliche Mass in seinen Darstellungen, in denen selten zu wenig oder zu viel, sondern immer nur gerade Das, was nöthig ist, angetroffen wird, in denen keine Willkühr, Verwirrung, Uebertreibung statt findet, sondern Alles auf eine überaus angemessene, anmuthige und scheinbar leichte Weise auftritt, in der die Vollendung der Kunst liegt. — Indessen hätte Moliere, seiner seltenen Anlagen ungeachtet, ohne die günstigen Verhältnisse, unter denen sein Talent sich ausbildete, nicht Das erreicht, wozu ihm die Natur die Mittel gewährt hatte. Es war ein theoretischer und ein praktischer Einfluss, ersterer von einem Philosophen, letzterer von einem Könige ausgehend, die den grossen französischen

Komödiendichter in seinem Streben, auf eine nicht zu berechnende Weise, gefördert haben.

Die von Descartes, in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, begonnene Reform der Philosophie und der Wissenschaft überhaupt, hatte alle höheren Bestrebungen in Frankreich, die früher so oft in der Irre gegangen und vom Zufall geleitet worden, eine neue Bahn gebrochen, und ein festes Ziel vorgesteckt. Sein Geist war auf eine Menge bedeutender Talente übergegangen, die, jedes in seiner Art, den grossen Grundsatz des Meisters, der Vernunft, als dem Allgemeinen in der menschlichen Natur, die Herrschaft über alle einzelnen Richtungen der Individualität zu geben, und sie zum Kriterium jeder Erscheinung zu machen, zu verwirklichen strebten. Selbst der Philosophie an und für sich fremde Doktrinen waren, da wo sie sich auf Spekulation stützen mussten, der Fahne Descartes gefolgt. Da wo Arnauld, Pascal, Bossuet u. s. w. es nicht unmittelbar mit dem Glauben zu thun hatten, waren sie von dem Geiste jenes Systems erfüllt. Moliere, der in seiner Jugend mit Gassendi, einem Gegner Descartes, in Verbindung gestanden, und von diesem auf die Beobachtung der einzelnen Seiten der menschlichen Natur und Gesellschaft geleitet worden, war jedoch später, ohne gerade aus der Philosophie ein Studium zu machen, durch Boileau's Umgang, der von Descartes Lehren durchdrungen war, und den Moliere als den grössten Kritiker seiner Zeit ansah, mit dem praktischen Einflusse von Descartes Theorie bekannt geworden, und seine grösseren Produktionen beweisen in der Art, wie er in diese eine allgemeine Tendenz zu bringen, die Charaktere und Situationen nach gewissen Grundsätzen anzulegen, überhaupt ein übereinstimmendes

Ganze hervorzubringen verstand, dass er sich nicht
mit seinem glücklichen Instinkt begnügte, sondern
Fortschritt der Ideen in jener Epoche gefolgt war.
selbe kann von allen grossen Schriftstellern des sie
zehnten Jahrhunderts, die nach Descartes gekom
behauptet werden, denn die Methode dieses Philoso
war die Disciplin des französischen Geistes gewor
der sich nicht leicht Jemand ganz zu entziehen
mochte. Corneille, Descartes Zeitgenosse, war, unter
Autoren erster Ordnung im siebenzehnten Jahrhun
der einzige, welcher, wie früher bemerkt worden,
eigenen Weg ging, und sich einzig auf sein Talent
liess. Corneille hätte jedoch, wenn er von Desc
Doktrinen, die in jeder Sphäre intellektueller Thäti
eine Idee als Norm aufstellten, und diese in einer
lichst vollkommenen Form zur Erscheinung gebracht
sen wollten, genährt gewesen wäre, sich von seiner
eine klarere Vorstellung gemacht, und wäre nicht
einigen grossen Leistungen in die Fehlgriffe seiner
heren Jahre zurückgefallen.

Es hatte sich auf diese Art, vornehmlich durch
cartes ordnenden und belebenden Einfluss bestimm
Frankreich allmälig eine grosse, nationale, mit dem
des Volkes und seiner Sprache übereinstimmende,
ratur zu bilden angefangen. Aber die Zerrüttung
Staate während des Krieges der Fronde, die einen A
blick lang Alles in Frage stellten, und das Land i
Chaos des Mittelalters zurückzuwerfen drohten, die
teikämpfe, wo die Prinzen von Geblüt, der Adel
erbliche Magistratur, theils für, theils gegen die
stritten, die Stellung eines italienischen Ministers
der Kardinal Mazarin, der Frankreich mit fast

schränkter Gewalt regierte, einer spanischen Königin, wie Anna von Oestreich, die ihrem Vaterlande immer zugethan blieb, hatten das intellektuelle Dasein der Nation und ihren vornehmsten Ausdruck, diese neu beginnende Litteratur, zu keiner ruhigen Entwickelung kommen lassen. Es fehlte Frankreich damals vor Allem an einem festen, das Ganze überragenden Mittelpunkt, der den inneren Schwankungen und Reibungen ein Ende machen, und allen Bestrebungen eine im Wesentlichen übereinstimmende Richtung anweisen konnte. Ein solches Haupt erschien in Ludwig XIV, als er nach Mazarin's Tode selbst das Ruder der Regierung ergriff.

Die Einheit, Kraft und Ordnung, welche dieser König in der politischen Organisation seines Reiches geltend machte, ging auch auf das geistige Leben der Nation über. Er wurde bei seinem Thun von den Umständen allerdings sehr begünstigt, indessen gehörte immer eine so feste und klare Persönlichkeit, wie die seinige dazu, um aus dieser Lage Vortheil zu ziehen. Unter Richelieu's Verwaltung war das Gebäude der Monarchie, an welchem so viele Jahrhunderte gearbeitet hatten, endlich vollendet worden. Die lange Minderjährigkeit Ludwig XIV hatte aber verhindert, dass dieser Prachtbau von einem wirklichen Souverain bewohnt wurde. Ein Schattenkönig, wie Ludwig XIII, und Stellvertreter des Königthums, wie Anna von Oestreich und der Kardinal Mazarin, hatten nicht dazu ausgereicht, diesen grossen, aber leeren Raum zu beleben. Kaum hatte sich Ludwig XIV in diesem Sitze der Macht niedergelassen, als seine Gegenwart sich allgemein fühlbar machte. Alles richtete die Augen auf diesen Mittelpunkt, Alles fing von ihm auszugehen, und sich auf ihn zurückzubeziehen an. Jeder

Gedanke an Widerstand erlosch in den Prinzen von G
blüt, dem Adel, den Parlamenten. Die tiefste inn
Ruhe folgte der langen Aufregung, die, mit gering
Unterbrechungen, vom Tode Heinrich IV an, fünf
Jahre lang, sich in inneren Kriegen, Aufständen, Ve
schwörungen, kund gegeben hatte. Die grössten u
entschiedensten früheren Parteihäupter verwandelten s
in Bewunderer und Stützen des jungen Königs, d
gleich im Beginn seiner Selbstregierung mit einer u
tenen Festigkeit und Sicherheit auftrat. Condé u
Turenne, welche zur Zeit Mazarin's die Waffen g
die Krone getragen, wurden jetzt deren erste Gen
und zeichneten sich in ihrem Dienst noch mehr, als v
her gegen dieselbe aus. Colbert, der früher nur d
Privatvermögen Mazarin's verwaltet, und dem Sta
indem er dem Kardinal sich zu bereichern half, eh
schädlich als nützlich gewesen, wurde, von Ludwig X
an die Spitze der Finanzen, der Seemacht, des Ha
gestellt, der grösste Administrator, den Frankreich h
vorgebracht hat. Auf diese Art wurden die, we
früher den Staat zerrissen hatten, oder deren Di
ihm wenigstens entgangen waren, zu dessen Verh
lichung beizutragen veranlasst.

Dasselbe geschah, unter anderer Form und auf
dere Weise, in Bezug auf rein geistige Bestrebun
Die meisten Talente erster Klasse in Poesie, Beredt
keit, Kunst, welche in der zweiten Hälfte des siebenz
ten Jahrhunderts in Frankreich geglänzt, waren eben
oder noch älter, als Ludwig XIV, und es versteht s
von selbst, dass sie, nicht ihm, sondern der Natur
was sie besassen, verdankten. Nichts desto weniger
es wahr, dass Moliere, Boileau, Racine u. s. w. erst

der von Ludwig XIV begonnenen Organisation sich zu erheben, und ihre Kraft zu fühlen anfingen. Es war nicht blos die persönliche Aufmerksamkeit dieses Königs auf ihre Arbeiten, die Art, wie er sie belohnte, was ihre Anlagen zur Reife brachte und ihre Thätigkeit beflügelte, sondern das Gefühl eines allgemeinen Aufschwunges, in allen Kreisen nationalen Wirkens und Lebens, riss sie mit fort, und machte, dass sie höher stiegen, als es ihnen, zu einer anderen Zeit und auf sich selbst gewiesen, möglich gewesen wäre. Die Ruhe und Ordnung im Innnern, die Ludwig XIV auf eine so feste Grundlage stellte, dass sie, bei so viel vorhandenem Gährungsstoffe und so manchen Ereignissen, die sie bedrohen konnten, dennoch über ein Jahrhundert lang nicht gestört wurde, gewährte den producirenden Talenten der Nation die Sicherheit des Daseins, ohne die eine Litteratur nicht zu ihrer Vollendung kommen kann. Die Siege über das Ausland erhöhten das Selbstgefühl des Volkes, das sich damals noch in seinem Könige personificirt sah, und wirkten auf die, welche Einsicht und Kenntniss genug besassen, um eine so ruhmvolle und glückliche Gegenwart mit den Verirrungen und Drangsalen der Vergangenheit zu vergleichen, auf eine erregende und begeisternde Art ein. Frankreich, das in Litteratur und Kunst lange hinter mehren anderen Nationen zurückgeblieben, an das aber die Reihe auch in dieser Sphäre hervorzuragen gekommen, bewunderte den Nachdruck, mit dem Ludwig XIV dieses neu erwachende Leben förderte, und die, welche als dessen Träger erschienen, an sich zog, und ihnen Gelegenheit sich auszubilden gab. Dieser intellektuelle Aufschwung hätte sich allerdings auch ohne Ludwig XIV Regierung, nur

später, erhoben, denn er lag in der Entwickelung
französischen Geistes überhaupt, und war seit
Zeit vorbereitet worden. Der Umstand aber, dass
von diesem Könige begünstigt wurde, und in die
der politischen Grösse der Nation fiel, verlieh dem
sein derselben eine ganz besondere Vollständigkeit
Kraft, die für ihr Geschick von grossen Folgen
sen ist.

Diese Bedeutung Ludwig XIV ward von seinen
genossen so lebhaft gefühlt, dass die Anerkennung
selben der Nachwelt häufig als eine Schmeichelei ers
nen ist. Indessen ist nicht wohl anzunehmen, dass
ner von so viel Geist und sittlicher Würde, wie
Bossuet und Boileau, sich über Das, was unter
Augen vorging, gänzlich geirrt, oder aus Schwäche
Heuchelei Empfindungen geäussert haben sollten,
ihren Ueberzeugungen fremd gewesen wären. Die
ehrung, welche, mit seltenen Ausnahmen, Alles, was
Frankreich dachte und urtheilte, während der ersten
besseren Hälfte der Regierung dieses Königs, für
selben hegte, konnte, dem Ausdruck nach, zuweilen
weit gehen, denn die Monarchie war damals gew
massen die Seele des Volkes geworden, und ihr Re
sentant wurde, als ausser allem Vergleiche mit and
Menschen stehend, gedacht. Dies war eine der Ideen
Zeit, die, wie immer, eine grosse Gewalt über die
schen ausübte. Aber der Kern dieser Anerkennung,
einigen flüchtigen Uebertreibungen, zumal im Munde
Dichtern und Rednern gesondert, muss als begr
und rechtmässig angesehen werden. Denn Ludwig
hat durch das erhöhte Leben, welches er in fast
Kreisen hervorrief, für seine Nation, und namentlich

Litteratur, mehr als irgend ein anderer moderner Fürst gethan. — Als gegen das Ende seiner Regierung die Mängel seines Systems hervorzutreten anfingen, und Alter und Unglück ihn düster und starr machten, sank diese persönliche Verehrung fast eben so sehr, wie die politische Grösse des Staates. Der unter ihm der Bildung der Nation gegebene Aufschwung liess jedoch keinesweges nach, und die Litteratur wurde im achtzehnten Jahrhundert, unter der langen und traurigen Regierung Ludwig XV, der fast alleinige Ruhm des französischen Volkes, welches in jeder anderen Beziehung herabzukommen schien.

Die Benennung Zeitalter Ludwig XIV, unter welcher das Leben der Nation in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts bezeichnet wird, ist keine Erfindung der Schmeichelei gewesen, sondern drückt wirklich den Einfluss aus, den dieser Souverain auf seine Zeit ausgeübt hat. Die französische Litteratur hat im achtzehnten Jahrhundert durch Voltaire, Rousseau u. s. w. auf ganz Europa noch fühlbarer und tiefer, als unter Ludwig XIV gewirkt, und Voltaire, in einer Anwandelung von Schmeichelei und Verblendung, die Geschichte jener Epoche: „Siècle de Louis XV“ — nennen wollen, diese Benennung aber, ungeachtet seiner sonst so grossen Autorität, nicht in den Sprachgebrauch einführen können. Man sagt, wenn es sich von dieser Zeit in Frankreich handelt: das achtzehnte Jahrhundert — ohne des Fürsten zu gedenken, der damals regierte, und Allem, was zu seiner Zeit Bedeutendes und Grosses geschah, durchaus fremd blieb.

Ludwig XIV Alles umfassende Selbstregierung hatte sich nicht nur, und dies gleich in den ersten Jahren derselben, im Staate als solchem fühlbar gemacht, son-

dern derselbe Einfluss war auch auf das gesellschaftliche Leben, auf Gesinnung und Sitte der Einzelnen, wenigstens in den höheren und mittleren Klassen der Bevölkerung, und besonders in der Hauptstadt, übergegangen. Während die Nation, dem Auslande gegenüber, in glücklichen Kriegen glänzte, bildete sich im Innern ein Geist kraftvoller Ruhe und bewusster Uebereinstimmung, der sich in dem entschiedenen Hervortreten aller Elemente einer monarchischen Organisation, in der rasch fortschreitenden Herrschaft allgemeiner Maximen und socialen Formen, in der Fixirung des Ganzen in gewissen abgerundeten Gruppen und Kreisen, aussprach. An die Stelle der während der langen inneren Unruhen üblich gewesenen Schwankungen und Widersprüche trat eine grossartige Ordnung, die für immer begründet zu sein schien. Obgleich das Königthum ohne Gegengewicht, wie ohne Verantwortlichkeit herrschte, und der öffentliche Zustand nichts weniger, als ein politisch freier war, so ward in jener Zeit dennoch kein eigentlicher Druck empfunden, da die Nation mit fast allen Massregeln ihrer Regierung einverstanden war, und so dachte, wie diese handelte. Auch blieb, ungeachtet der im Ganzen immer mehr hervortretenden autokratischen Tendenzen der obersten Staatsgewalt, im Einzelnen eine der Entwickelung und Ausbildung der Individuen genügende Unabhängigkeit bestehen. Erst später wurde, als dem königlichen Willen hier und da widerstrebende Richtungen auftauchten, durch deren rücksichtslose Verwerfung und Unterdrückung des Despotismus fühlbar. — Indem die einzelnen Klassen in dieser monarchischen Organisation eine feste Stelle einnahmen, und jede sich, ihrem Charakter und ihrer Bestimmung

gemäss, entwickeln konnte, fand das Ganze in politischer Beziehung, in dem Walten des Monarchen, und, in socialer Beziehung, in den Sitten des grossen Kreises, der sich um ihn versammelte, dem Hofe, ein Muster und Vorbild, durch dessen Einfluss die Einzelnen unter einander verbunden wurden. Es bestand demnach Einheit und zugleich Verschiedenheit. Ausserdem mässigte der Geist des Fortschrittes, und die von ihm unzertrennliche Bewegung Das, was in diesem System Starres und Hemmendes liegen konnte, und die Unterordnung und Selbstentäusserung im öffentlichen Leben artete, bei dem kriegerischen Sinne, der die Nation belebte, und den Eigenschaften, welche ein solcher nothwendig macht, nie in Knechtschaft und Stumpfsinn aus.

Die Grossen, die den König umgaben, wurden durch dessen durchgreifende Autorität genöthigt, sich nicht mehr, wie früher, als eine Kaste oder Faktion, sondern als einen Theil des Ganzen anzusehen, und ihre besonderen Gesinnungen und Ansprüche dem Zwecke des Staates unterzuordnen. Zugleich traten sie, mit oder ohne ihren Willen, den mittleren Klassen der Nation näher, aus denen Ludwig XIV grossentheils seine Minister, Administratoren, diplomatische Agenten nahm, und denen auch die höheren Stellen in der Kirche und im Heere damals nicht verschlossen waren. Der Mittelstand veredelte sich ausserdem durch die immer allgemeiner werdende Liebe zu Litteratur und Kunst, und bereicherte sich in dem raschen Aufblühen des Handels und der Industrie. Für die unteren Klassen geschah, durch die Verbesserungen in der Verwaltung und Rechtspflege, ebenfalls so viel, als von den politischen Institutionen jener Zeit verlangt werden konnte, und sie

fühlten sich von der Kraft und dem Schwunge des
zen mit erhoben. Sie blieben dem Ruhme und
Grösse, zu denen sich die Nation durch den Forts
der inneren Einrichtungen und die glücklichen Kr
gegen das Ausland emporarbeitete, nicht fremd.
Grund zu der späteren vollständigen Befreiung
Gleichstellung des Volkes ward damals durch das Se
gefühl gelegt, welches ihm der französische Name
flössen anfing, bei dessen Geschick es sich in einem
höheren Grade, als früher betheiligt fühlte.

Die Litteratur zog aus diesem festen, geordneten
erhöhten Zustande eine Menge von Vortheilen, die
unter anderen Umständen unerreichbar gewesen wä
Sie fand in demselben nicht nur eine Stelle, son
im Allgemeinen eine grössere und freiere, als sonst
Fall gewesen. Sie begann sich als eine moralische Ma
im Staate zu fühlen, der politischen und religiösen al
dings untergeordnet, aber, sobald sie nicht die Gru
lagen der bestehenden Verfassung selbst angriff, in i
Sphäre unabhängig. Früher hatten einzelne kühne G
ster, wie z. B. Rabelais, Montaigne u. s. w. viell
mehr wagen können, als im siebenzehnten Jahrhun
möglich gewesen wäre, aber die Litteratur, als ein G
zes, war viel freier geworden. Kein Zweig dersel
ward aber von dem durch Ludwig XIV gegrün
politischen und socialen System, und dessen Wirku
mehr, als das Theater gefördert, und keines der
Talente jener Zeit ist von diesem Könige mehr, als
liere ausgezeichnet worden. Es ist ein für Ludwig
ehrenvoller Umstand, dass der grösste und origin
Schriftsteller unter seiner Regierung ihm als Mensch
und Fürsten auch am meisten zu verdanken gehabt

Moliere, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, das Individuum mit seinen Vorzügen und Mängeln, in der Form der Komödie, darzustellen, so, dass die Situationen allerdings aus den Einrichtungen der damaligen Gesellschaft hervorgehen mussten, und demnach, wie diese selbst, vorübergehend waren, die Charaktere aber, aus dem Fond der menschlichen Natur genommen, eine unvergängliche Bedeutung erhalten konnten, ward von dem ihn umgebenden Zustande, mehr als es früher oder in derselben Zeit anderswo möglich gewesen wäre, begünstigt.

Moliere fand, was ihm unentbehrlich war, als Folge von Ludwig XIV Walten, eine bestimmte sociale Ordnung, eine Gesellschaft, die auf ihren verschiedenen Stufen ein scharfes, leicht zu erkennendes Gepräge trug, die weder so frei war, dass sich in ihr Alles unter einander geworfen hätte, und die charakteristischen Züge der Einzelnen verschwunden wären, noch so abhängig, dass ihre Glieder sich nicht selbstständig zu entwickeln, und mit ihrer Eigenthümlichkeit hervorzutreten gewagt hätten. Denn eine extreme Freiheit und eine extreme Abhängigkeit haben die Wirkung, dass sie die Umrisse der Gestalt verwischen, und der Physiognomie einen allgemeinen unterschiedslosen Ausdruck geben. Im ersteren Falle, bei dem Uebermasse von Aktivität, erhält das Ganze einen schwankenden, verworrenen, schwer zu durchdringenden Charakter, im anderen, hebt die vorherrschende Passivität die besondere Natur der Einzelnen, die sich nur in der Bewegung erkennen lässt, auf. Moliere trat zu seinem Glück in einer Gesellschaft auf, die von diesen beiden Gegensätzen gleich weit entfernt war. Das damalige französische Leben bot ihm eine

Klasse von Vornehmen, gewöhnlich Hofleute genannt (hommes de cour) dar, die, obgleich Alle dem Souverain gleichmässig unterworfen, unter sich an Rang, Bedeutung, Einfluss, sehr verschieden waren, und, obgleich einen eigenen Stand bildend, zu der übrigen Bevölkerung in freien und mannigfaltigen Verhältnissen standen, da diese von ihnen nicht mehr abhing, und von ihm keine willkührlichen Eingriffe in ihre Rechte zu befürchten hatte. Es gab ausserdem einen kleineren Adel, der obschon er es den Grossen gleich thun wollte, dennoch eine eigenthümliche Physiognomie bewahrt hatte. Dann kamen Bürger in verschiedenen Abstufungen, Gelehrte, Beamte, Handelsleute u. s. w. nur dem Staate und dessen Oberhaupt verpflichtet, aber geneigt, die Vornehmen nachzuahmen, eben weil sie sich ihnen näher stehend, als früher, fühlten. Zuletzt Diener, aus den niederen Klassen des Volkes hervorgegangen, moralisch von ihren Herren abhängig, aber gesetzlich frei, und demnach veranlasst die, welche über ihnen standen, zu beobachten, zu beurtheilen, sich in ihre Lebens- und Handlungsweise einzumischen. — Diese grossen Fraktionen der socialen Ordnung zerfielen in eine Menge von Unterabtheilungen, die sich alle nach ihrer besonderen Natur und Position richteten, und ein reiches und mannigfaltiges Gemälde lieferten. In all' diesem Wechsel blieb jedoch eine nationale und sociale Einheit bestehen, die ihre Grundlage ausmachte, und diese Erscheinungen zusammenzufassen, zu vergleichen, und dem Verstande und Auge in grossen Zügen vorzuführen möglich machte.

Zugleich hatten die Frauen aller Klassen, und besonders des Mittelstandes, der eigentlichen Sphäre der Komödie, damals in Frankreich eine viel grössere Bedeu-

tung und Freiheit, als früher, und als in anderen Ländern zu derselben Zeit, erlangt. Sie nahmen schon an Allem Theil und traten überall hervor. Keine Erscheinung des öffentlichen oder besonderen Lebens liess sie unberührt. Sie theilten die Bestrebungen, Vorzüge und Irrthümer des Ganzen. Nicht blos Mode und Konvenienz, sondern alle Thorheiten und Mängel, die aus gewissen religiösen, moralischen und litterarischen Einflüssen entstehen, machten sich unter ihnen geltend. Ihr Dasein war fast eben so mannigfaltig und bewegt, wie das der Männer. Daher die Bedeutung, welche sie in der Komödie, als dem Bilde des demaligen Lebens, erhielten. — Moliere, durch seine Geburt zum Volke, seine Bildung zu den mittleren Klassen der Gesellschaft gehörig, wurde durch das persönliche Wohlwollen Ludwig XIV mit den Ersten und Vornehmsten in Verbindung gebracht, und konnte auf diese Weise den ganzen Kreis des französischen Lebens übersehen, dasselbe in nächster Nähe beobachten, und es in allen seinen Richtungen und Gliederungen in unmittelbarer Wahrheit darstellen.

Diese günstigen Umstände allein hätten jedoch nicht hingereicht, um so vollendete Werke, wie Moliere's grössere Komödien sind, hervorzubringen. Es gehörte dazu, vor Allem, seine eigenthümliche Art der Auffassung und Beobachtung, und seine grosse Fähigkeit zu Komposition und Styl. Denn viele Andere, die nach demselben Ziele, wie er, gestrebt, und derselben äusseren Vortheile genossen, sind weit davon entfernt geblieben, ihn zu erreichen.

Moliere besass nicht nur einen überaus klaren und scharfen Blick in die Verhältnisse der Welt, sondern zugleich die seltene Einsicht, in den Personen, je nach

Stand, Alter, Geschlecht und einer gewissen moralisch
Disposition des Innern, das in ihnen Wesentliche w
Dem zu unterscheiden, was nur an ihrer Oberfl
haftet. Demgemäss liess er in der Zeichnung sei
Charaktere jene permanente Natur, ungeachtet alles E
flusses, den die Situation und Konvenienz ausüben moch
immer durchscheinen, und hob die Individualität d
solche überall hervor. Daher die grosse Verständlichk
seiner Komödien, und der Beifall, den sie, bei so gä
lichem Wechsel der Sitten und Formen des Lebens, s
so langer Zeit, bewahrt haben. Zugleich hütete Moli
sich wohl, in seinen Charakteren nur allgemeine Repr
sentanten dieser oder jener Richtung des Wollens u
Handelns zu geben. Er wusste sie, theils durch beso
dere Züge, die er in ihre Natur legte, theils durch d
eigenthümliche Art, mit der er sie in gewissen Situati
nen erscheinen liess, zu lebendigen Gestalten zu mach
die mit keinen anderen verwechselt werden können. N
entfernte sich diese Originalität nie von einem gewiss
allgemein menschlichen Typus, der sie Jedermann z
gänglich machte, artete nicht in eine so enge Partik
larität aus, dass sie, aus Neigung sich von dem G
wöhnlichen zu entfernen, in das Verkehrte und Unför
liche gefallen wäre. Die Art, wie Moliere die Univ
salität und Individualität der menschlichen Natur in s
nen dramatischen Figuren zu vereinigen, die Mitte, wel
er zwischen den beiden Extremen einer zu allgemei
oder zu besonderen Auffassung und Darstellung zu b
obachten wusste, haben ihn zu einem so grossen Mu
in seiner Sphäre gemacht.

Sein Styl ist seiner Conceptionen würdig. Selbst d
strengsten französischen Kunstrichter haben, nur hier s

da, einzelne Vernachlässigungen bei ihm zu tadeln gefunden, und dies mehr in denjenigen seiner Werke, welche nicht in ihm selbst entstanden, sondern ihm von den Umständen geboten waren, und die er meist in sehr kurzer Zeit vollenden musste. In seinen grösseren Stücken erscheint die Diktion mit einer der Tragödie würdigen Kraft und Gediegenheit gearbeitet. Boileau, der unter allen französischen Schriftstellern vielleicht der gewesen, welcher am meisten über den Geist seiner Sprache nachgedacht, und sich deren Eigenthümlichkeit am Besten bewusst gewesen, bewunderte die Fülle, Kraft und Haltung, mit der Moliere in seinen grösseren Produktionen die auftretenden Personen sich vernehmen liess, die Lebendigkeit des Dialogs, die Reinheit der Versifikation, die Mannigfaltigkeit der Reime, die vielen neuen und ausdrucksvollen Wendungen, mit denen er seine Darstellung ausstattete.

Ausserdem ist Moliere im Zeitalter Ludwig XIV nicht nur der originellste, sondern auch der philosophischste Dichter seines Volkes gewesen. Jene Epoche war eine durchaus positive, im Staate, in der Kirche, wie in der Litteratur. In der politischen Organisation war so vieles Alte zu reformiren, so manches Neue an dessen Stelle zu setzen, und das monarchische System überhaupt in allen einzelnen Theilen zur Vollendung zu bringen gewesen. Dies konnte, da die von der Vergangenheit überlieferte Grundlage des Ganzen nicht umgestossen werden sollte, nicht auf dem Wege der Diskussion, sondern musste auf dem der Autorität erreicht werden. Auf dem kirchlichen Gebiet ging ungefähr Dasselbe vor. Die grosse Mehrheit der Nation war allerdings dem Katholicismus treu geblieben. Da dieser aber von einem be-

deutenden Theile Europa's verworfen worden, und i
Frankreich selbst, wenigstens während der ersten Hä
der Regierung Ludwig XIV, zahlreiche Gegner besa
so musste auf ihn, sollte er als Staatskirche fortdau
eine grosse Aufmerksamkeit verwandt, und jede mögli
Gefahr von ihm entfernt werden. Es ward wohl,
einigen Aeusserlichkeiten, eine grössere Selbstständig
der gallikanischen Kirche von Rom festzustellen
sucht, im Wesentlichen aber an keine, auch nur
fernte Veränderung in diesen Dingen gedacht.
grossen kirchlichen Talente, die unter dieser Regier
auftraten, waren mehr zum Erhalten, als zum Erneu
geschickt. In der Religion, wie in der Politik, war
Autorität, aller einzelnen Widersprüche ungeachtet,
Ganzen Alles in Allem geworden. In der Litteratur
den damals die Formen vollendet, unter denen sich
Geist der Nation fortan aussprechen sollte. Dies
aber ebenfalls ein Werk der Gesetzgebung. Selbst
Art, wie diese Litteratur in ihren vornehmsten L
stungen vom Souverain begünstigt wurde, liess in
eher eine öffentliche Macht, als blos den Ausdr
einer inneren Bewegung, erkennen. Es trat dem
im gesammten Leben jener Zeit mehr Disciplin
Methode, als Wahl und Freiheit, hervor. Selbst
ersten Schriftsteller der Epoche Ludwig XIV besa
mehr Beredtsamkeit, Witz, Scharfsinn, als eigentli
Tiefe der Gedanken und Gefühle, welche ohne g
innere Freiheit nicht möglich ist. Diese letztere,
gleich allerdings, wie sich von selbst versteht, ni
ganz erloschen, gab sich viel weniger, als die U
ordnung unter einmal bestimmte Regeln und Nor
kund, und, wo solche noch nicht bestanden, wurde

ihrer Hervorbringung aus allen Kräften gestrebt, und waren sie einmal gefunden, ihre Anerkennung und Befolgung gefordert.

Dies ist, wie gesagt, der allgemeine Zug jener Zeit. Dichter, Historiker, Moralisten, nehmen in der Litteratur, wie die Diplomaten, Legisten, Administratoren im Staate, die bestehenden Formen, so viel sie auch im Einzelnen an ihnen bessern mögen, im Ganzen und Grossen, nicht nur als etwas Unzweifelhaftes an, sondern gehen selten auf ihren Ursprung, ihren Sinn und Zweck zurück, verbreiten sich weder über den Menschen, noch über die Natur auf eine Art, die deren geheime Seiten zu ergründen, und an das Licht zu ziehen versucht hätte. Deshalb wurde auch unter Ludwig XIV keine wahrhaft neue Entdeckung gemacht, nichts durchaus Ausserordentliches und Ueberwältigendes weder gedacht, noch gethan. Es war dies die Zeit einer sehr verfeinerten und vervollkommneten Formirung eines von der Vergangenheit überlieferten Materials, aber keineswegs, wie im achtzehnten Jahrhundert, die Hervorbringung eines neuen Stoffes für Gedanke und Handlung. Man findet selbst in Boileau und Racine keine grosse Bewegung und Erfindung irgend einer Art, sondern nur eine reine und schöne Behandlung des schon Vorhandenen. Es wird in ihren Werken nie einer jener inneren Blitze angetroffen, die aus dem Geiste auftauchen und dessen Abgrund einen Augenblick lang erleuchten, nichts von jenen Gedanken, Bildern und Vergleichen, die der innersten Schöpfungskraft des Menschen angehören. Die äussere Natur, dieser wunderbare Spiegel der Gottheit, scheint nie mit ihrer ganzen Kraft und Herrlichkeit in die Gebilde dieser Dichter hinein. Ihre Reflexionen und

Sentenzen haben, da sie weder weit zurück, noch weit vorwärts blicken, sondern sich durchaus auf ihre Gegenwart beschränken, etwas Herkömmliches und Gewöhnliches, das nur durch die Schönheit der Darstellung gehoben wird.

Selbst die Moralisten jener Epoche, wie de la Rochefoucauld und La Bruyere, stellen den Menschen selten als solchen, sondern meist den von den Verhältnissen des siebenzehnten Jahrhunderts gebildeten Menschen, und fast ausschliesslich in den Besondernheiten der damaligen Hof- und Gesellschaftswelt, also in einem sehr beschränkten und vorübergehenden Kreise, dar. Obgleich, da die Individuen einander immer und überall ähnlich sind, viele der von de la Rochefoucauld und La Bruyere aufgestellten Züge eine allgemeine Wahrheit haben, so wird diese doch zu sehr von den Vorstellungen einer einzelnen Zeit, und den Gesinnungen einer besonderen Klasse beherrscht. Ihr Verdienst, wie das aller anderen grossen Talente jener Epoche, besteht in der Klarheit, Schärfe und Vollkommenheit, mit der sie Das, was sie gewollt, wirklich geleistet haben, und in der Aufstellung einer vollendeten Art des Ausdruckes, die, einmal erlangt, dem Geiste später einen freieren und tieferen Blick in das Wesen der Dinge zu thun erlaubte, indem eine seiner wesentlichsten und schwierigsten Aufgaben, die Hervorbringung einer angemessenen Form für die Intelligenz, erreicht ward. Aber es ist in ihnen, dem Inhalt nach, nichts Ausserordentliches und Unvergleichliches zu finden.

Moliere war, wie natürlich, ein Kind seiner Zeit, und es kann nicht vorausgesetzt werden, dass er Alles Das besessen habe, was seinen selbst begabtesten Um-

gebungen fehlte. Die Aufgabe, die ihm geworden, die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens in der Form der Komödie darzustellen, schloss von selbst Vieles aus, was von einer grossen Poesie verlangt werden kann. Dann fesselten ihn häufig die besonderen Konvenienzen der französischen Gesittung, und die in mancher Beziehung, in Nachahmung der Alten, zu eng gezogenen Grenzen seiner Kunst. Indessen ist in ihm, Alles zu Allem gehalten, mehr Wahrheit und Freiheit, eine grössere Fülle von Ideen und Reflexionen, als in irgend einem anderen französischen Dichter jener Epoche zu finden. Seine Charaktere, obgleich wie es die Komödie nothwendig macht, in einer äusserlich beschränkten Sphäre waltend, verbreiten durch die Art, wie sie sich darstellen, entwickeln, handeln, ein Licht über die menschliche Natur selbst. Sie sind nicht nur nicht im vollsten Sinne des Wortes wahr, d. h. von Anfang bis Ende mit sich selbst übereinstimmend, sondern sie verbreiten sich über sich selbst, erklären sich selbst, laden zu ihrer Betrachtung und Beurtheilung ein.

Vorzüglich ist es der Dialog, in welchem Moliere seine grosse Kenntniss des menschlichen Wesens, wie dasselbe sich im gewöhnlichen Weltlaufe zeigt, bewährt hat. Da entwickeln sich, im Conflikt verschiedener Meinungen und Sinnesweisen, die feinsten Züge des Charakters, die in dem mehr oder weniger auf ein äusseres Ziel gerichteten Verlaufe der Handlung keine Gelegenheit sich zu zeigen finden. Die Absichten, Neigungen, Schwächen und Widersprüche, kurz, alle verborgenen Seiten der Individualität treten in diesen Dialogen hervor, welche, übrigens immer mit dem Ganzen auf das Engste verbunden, vielleicht der wichtigste Theil in diesen dramati-

schen Kompositionen sind, derjenige, in welchem das I
nere der handelnden Personen sich am Reinsten abspieg
dessen Angemessenheit, Schärfe und Feinheit aber, d
eine grosse Aufmerksamkeit des Lesers oder Zuschau
am wenigsten gewürdigt wird. Auch entwickelt sich i
diesem Dialog die grosse Mannigfaltigkeit und K
des Ausdrucks, zumal in den Uebergängen von einer
zur anderen, und wird der Fortschritt und die Entwic
lung der Handlung angedeutet und vorbereitet.

Diese Vorzüge der Moliere'schen Komödien erklä
nicht nur den Beifall, den sie gefunden, sondern a
die Bedeutung, die sie im Leben ausgeübt haben. I
dieser Beziehung ist Moliere von keinem Dichter sei
Landes übertroffen worden. Seine dramatischen Chara
tergemälde haben auf die Gesittung seiner Zeit und s
nes Volkes vortheilhaft gewirkt, was von manchen a
ren grossen Talenten in der französischen Litteratur ni
immer, wenigstens nicht ohne viele Einschränkung, b
hauptet werden kann. Der Einfluss, selbst derjeni
unter seinen Produktionen, welche nicht allen Anforder
gen der Kunst genügen, ward schon in der Epoche i
Erscheinens fühlbar, und seine grösseren Stücke hab
ungeachtet aller Veränderung der Zeiten und Sitten, i
moralische Bedeutung nie verloren. Der in der M
des siebenzehnten Jahrhunderts, in der höheren Ges
schaft in Paris, und namentlich unter den Frauen, h
vortretende Hang ein überflüssiges oder unverd
Wissen zur Schau tragen, und ihm die natürliche W
der Empfindung und des Ausdruckes aufzuopfern,
in den „Femmes savantes!“ — und die nicht we
allgemein verbreitete Thorheit einer Verzärtelung
Geschmackes, von wahrer Sittlichkeit und wirklich

Zartgefühl eben so weit, wie Frömmelei von Andacht, entfernt, in den „Précieuses ridicules“ — in seiner Blösse und Verkehrtheit dargestellt, und dem öffentlichen Urtheile und Spotte preis gegeben. In wie vielen anderen Stücken hat Moliere nicht die Lächerlichkeiten der Mode, die so leicht zu Lastern werden oder wenigstens zu ihrer Entstehung Veranlassung geben, bekämpft! Die Art, wie die religiöse Heuchelei, eine der damals am weitesten verbreiteten Krankheiten, und die unter verschiedenen Formen immer wieder zum Vorschein kommt, im „Tartufe“ — angegriffen wurde, blieb nicht ohne Folgen für die Gesinnung, und demnach für die Handlungsweise seiner Zeitgenossen. Im „Misantrope“ stellte er die, in guten und edlen Naturen häufig erscheinende, aber meist übel wirkende, Uebertreibung sittlicher Strenge in unnachahmlichen Zügen dar, und schuf aus diesem Charakter, durch die Umgebung, in welche er ihn stellte, eine der besten modernen Komödien, die es giebt.

Es ist allerdings wahr, dass Moliere, eben so wenig wie irgend ein anderer Dichter oder Schriftsteller, die Menschen von ihren Thorheiten oder Mängeln geheilt hat, aber er hat ihnen wenigstens die Augen über dieselben geöffnet, sie ihnen gegenständlich gemacht, so dass es dem Leichtsinn und der Unwissenheit schwerer, als früher wurde, sich über ihr wahres Wesen zu täuschen, oder sie als gleichgültig anzusehen. Auch war in seinen Werken, wie in seinem persönlichen Walten, ein durchaus sittlicher Kern enthalten, ein Trieb, die innere Natur der Einzelnen und die Verhältnisse der Gesellschaft, so weit seine Mittel reichten, zu vervollkommnen. Voltaire, der überall da, wo er von Vorurtheil und Leidenschaft frei ist, eine grosse Feinheit und

Schärfe des Urtheils zeigt, nennt Moliere „le maître des bienséances“ — auf die vollendete Form in seinen grösseren Kompositionen, die Wahrheit und Schicklichkeit seiner Charaktere und Situationen, die moralische Tendenz seines ganzen Talents, anspielend. Göthe, dem keine übertriebene Vorliebe für die französische Litteratur vorgeworfen werden kann, sagt in der Geschichte seines Lebens, dass er fast alljährig einmal in Moliere's Komödien geblickt habe, in denen sich nicht nur die französische, sondern überhaupt die moderne Individualität, Sitte und Gesellschaft, in den wahrsten und klarsten Umrissen dargestellt findet.

Unter Moliere's unmittelbaren Nachfolgern nimmt Regnard*) die erste Stelle ein, der seinem grossen Muster an komischer Kraft nahe kommt, und ihm nur in einigen Eigenschaften, wie die feste Zeichnung der Charaktere, ihre, der scharfen Individualisirung ungeachtet, allgemein menschliche Bedeutung, worin Moliere übrigens von keinem französischen Dichter erreicht worden, und die seltene Feinheit und Leichtigkeit des Dialogs, nachsteht. Regnard, dessen äusseres Leben eben so bewegt und geräuschvoll, wie das Moliere's einfach und beschränkt gewesen, denn er war auf einer Seereise im Mittelmeer in algierische Sklaverei gerathen, hatte eine Reise nach dem Nordpol gemacht, und war reich und vornehm geworden, ist vornehmlich noch jetzt durch zwei seiner Lustspiele bekannt: „der Spieler“ und „der Universalerbe“, die, früh in fast alle Sprachen übersetzt, sich auf der französischen Bühne erhalten haben. Er nahm ein seltsames Ende, indem er ein Medicament,

*) Geb. 1657 zu Paris, gest. 1710.

welches für eines seiner Jagdpferde bestimmt war, für sich selbst brauchte.

## Funfzehntes Kapitel.

Wir haben oben gesehen, wie das französische Trauerspiel in seinen charakteristischen Formen von Corneille gegründet wurde, so dass alle früher in dieser Art angestellten Versuche von ihm nicht nur übertroffen, sondern wie ausgelöscht wurden, und das Publikum, die Tragödie erst von ihm an in Betracht zu ziehen, und als ein Kunstwerk anzusehen sich gewöhnt hat. Corneille besass alle Eigenschaften, wie Scharfblick, Kühnheit, Feuer, die dem, der in irgend einer Sphäre eine neue Epoche beginnen will, am unentbehrlichsten sind. Indessen hatte sein auf das Grosse und Erhabene gerichteter Sinn sich meist nur an das Ganze und Allgemeine seiner Kunst gehalten, die Natur des tragischen Stoffes bestimmt, gewisse Regeln für die Eintheilung und Behandlung desselben festgestellt, war aber im Uebrigen seinem Instinkt für Kraft und Schwung gefolgt, und wenig in die Einzelnheiten und Feinheiten der Darstellung eingedrungen. Ausserdem hatte sich Corneille auf der von ihm in einigen seiner Werke, wie der Cid, Cinna, Polyeucte, erreichten Höhe nicht erhalten können, sondern war wieder zu einer gewissen Theaterpraxis herabgestiegen, in der sich immer noch sein grosses natürliches Talent bewährte, die aber für keinen Fortschritt in der tragischen Kunst gelten konnte, und von manchen Mängeln und Verirrungen begleitet war. Die Eindrücke seiner Jugend, die in die Regierung Ludwig XIII, und

die vielen Parteikämpfe, Verschwörungen und Aufstände fiel; die innere Gährung und Ueberspannung im Leben der höheren Klassen, durch den Widerstand der Grossen gegen das nach Erlangung einer unumschränkten Gewalt gerichtete Streben der Krone veranlasst; die abentheuerliche und kühne Art, mit der die Frauen in diesen Kämpfen und Bewegungen auftraten, die Männer umstrickten, begeisterten, mit sich fortrissen; die leichtsinnige, widerspruchsvolle, aber muthige und verwegene Stimmung der Vornehmen beider Geschlechter; dies Alles ist auf Corneille's poetische Entwickelung und Darstellung von grossem Einfluss gewesen. Der letzte Strahl mittelalterthümlichen Geistes, nnd der heroische Zauber, der auf diesen Erscheinungen lag, schwebte ihm bei den meisten seiner dramatischen Kompositionen vor, auch wenn deren Gegenstand mit dem Charakter jener Zeit nichts gemein hatte. Aber das unzusammenhängende, gebrochene Wesen dieser Epoche, die etwas Verschwundenes zurückrufen, und der natürlichen längst vorbereiteten Entwickelung der Dinge widerstehen wollte, die Unmöglichkeit der Erreichung eines solchen Zweckes, die fast allgemein statt findende Täuschung, der ein unruhiger Drang für grossartige Erregung, eitle Ansprüche für begründete Rechte, Selbstsucht und Hochmuth für Kraft und Würde galten, hatte in die ganze damalige Art zu sein und zu empfinden etwas Uebertriebenes und Verkehrtes gebracht, von dem sich Niemand durchaus frei erhalten konnte.

Corneille, der diese Bewegungen, Charaktere und Sitten mit der erhöhten Stimmung eines Dichters betrachtete, dessen Phantasie sich natürlich Alles vergrössert darstellen musste, war von Dem, was in jener Zeit

Bedeutendes auftrat, mitergriffen worden, aber auch nicht dem Irrthum über Das, was in ihr Hohles und Verkehrtes lag, entgangen. Daher die so oft über die Grenzen der Natur und Wahrheit hinausgehende Zeichnung seiner Figuren, sein Hang zu Prunk, Pomp, Emphase, daher die häufigen Widersprüche zwischen den Personen und Situationen, wo erstere so oft eine übermässige Anstrengung in Rede und That zur Erreichung eines geringen oder nur scheinbar wichtigen Zieles anwenden, kurz, das Ueberspannte, Verfehlte, Unvollkommene in den Darstellungen dieses grossen Talents. In den besten seiner Leistungen, in denen er als der eigentliche Gründer der französischen Tragödie erscheint, hatte er sich von den üblen Einflüssen seiner Zeit wenigstens in so weit frei zu machen gewusst, dass sie nur in einzelnen Zügen und Nebendingen sichtbar werden, das Ganze aber, in Styl und Charakter, als eine grosse und in ihrer Art reine Schöpfung dichterischen Geistes dasteht. Ein solches Werk ist namentlich der Cid. Bald aber gewannen die Erinnerungen seiner Jugend, der Einfluss des spanischen Theaters in ihm wieder die Oberhand, und er fiel in die Mängel zurück, die er in seinen grössten Produktionen für immer abgestreift zu haben schien. Es lag dies zum Theil in äusseren Umständen, wie die oben erwähnten, zum Theil in Corneille's Natur, die, auf das Grosse gerichtet, von Dem, was damals als solches galt, häufig geblendet, den Schein für das Wesen nahm, und dann auch in der besonderen Art seines poetischen Talents, das mehr kräftig als reich, mehr gespannt als gediegen, mehr schwunghaft als wirklich frei war.

Zugleich fehlte Corneille nicht sowohl die materielle Kenntniss des Alterthums, aber eine wahre, geistige Auf-

fassung desselben, von dem er mehr sprach, als dass er in sein Inneres gedrungen wäre. Die ersten unter den griechischen und lateinischen Dichtern und Geschichtschreibern bieten einen untrüglichen Massstab zu Beurtheilung und Vergleichung alles menschlich Grossen und Charakteristischen dar, und wer Plutarch's Biographien mit Aufmerksamkeit und Theilnahme gelesen, kann sich über solche Dinge nie ganz irren. Er findet daselbst eine Welt von Heroen, die ihm die Physiognomie anderer Zeiten und Völker erklären, und sie nach Verdienst zu schätzen lehren. Aber Corneille wurde, weniger von der realen Höhe und Grösse des Alterthums, als von dem idealen Schimmer der spanischen Romantik angezogen, die ihn begeisterte, aber oft auch täuschte.

Das Zeitalter Ludwig XIV, in welchem fast alle Formen der französischen Intelligenz in möglichster Vollkommenheit ausgeprägt wurden, so dass sie jeden späteren Fortschritt des Geistes auszudrücken geschickt waren, konnte sich mit der Tragödie, wie sie Corneille hervorgebracht, nicht begnügen. Einmal begann man, durch Boileau's Lehre und Beispiel veranlasst, an die poetische Diktion viel höhere Forderungen, als früher zu machen, und wurde der Mangel des Versbaues und der Ungleichheit des Tones in Corneille's Werken, der vom Ergreifenden und Grossen so oft zum Gewöhnlichen und Matten herabsinkt, gewahr. Dann hatte der veränderte Geist der Zeit von dem Augenblick an, wo Ludwig XIV selbst das Ruder der Regierung ergriff, und im öffentlichen Leben eine neue Gestalt der Dinge einführte, auch in den besonderen Seiten des Daseins eine andere Art der Empfindung, Darstellung, der Sinnes- und Betrachtungsweise hervorgerufen.

Die kräftige Thatenlust, die hochstrebenden Plane, die rücksichtslose Willkühr, welche die Gegner Richelieu's und Mazarin's und die Helden der Fronde beseelt hatten, machten einer grossartigen Ordnung Platz, in der Alles von dem Könige, als dem einzigen Mittelpunkte, ausging, der Jedem seine Stelle anwies, alles übersah, und mit einer festen und klugen Hand leitete. Es war mehr keine Absonderung und Vereinzelung möglich. Alles was auf irgend eine Art thätig wirken und hervortreten wollte, musste in diesen von Ludwig XIV gebildeten Kreis eingehen. Diese absolute Suprematie des königlichen Willens war allerdings in mancher Beziehung eine Kette, welche die Geister umwand. Aber das elektrische Fluidum, das an ihr haftete, hielt Alles in Bewegung, und liess keinen Rost zu. Der Absolutismus, welcher sonst gewöhnlich die Völker in Schlaf wiegt und abstumpft, war, wenigstens im Anfange jener Regierung, ein Mittel der Erregung und Belebung.

Die Tragödie galt seit dem Cid für die höchste Form der nationalen Litteratur. Sie stand in ihren wesentlichsten Theilen einmal begründet da, und man konnte nicht geneigt sein, sie, zumal in einer Zeit so grossen geistigen Aufschwunges, unbeachtet oder fallen zu lassen. Es war dies um so unmöglicher, da der, von welchem damals Alles Anstoss und Bewegung erhielt, auf das Theater überhaupt eine Aufmerksamkeit, wie kein anderer Fürst verwandte. Um der Tragödie dieselbe Vollendung zu geben, welche die Komödie durch Moliere erhielt, dazu gehörte ausserdem geringere Anstrengung. Die allgemeinen Regeln für diesen Theil der dramatischen Kunst waren gefunden, und von Corneille in einigen grossen Monumenten verwirklicht worden. Es kam

nur darauf an, das von ihm Erreichte nicht aufzugeb
und was ihm gefehlt, hinzuzufügen. Der Sprache mus
eine gefälligere Reinheit und einmüthigere Haltung, de
Empfindungen mehr Wahrheit und Milde, den Charak
teren eine strengere Begrenzung, und den Situation
eine festere Uebereinstimmung mit den Charakteren g
geben werden. Besonders aber war es nöthig, der w
Descartes Grundsätzen im ganzen französischen Leb
angeregten, und durch Boileau auf das Gebiet der Poes
verpflanzten Forderung, nach einer durchgängigen Ha
monie in den Hervorbringungen des Geistes, nach Erre
chung eines festen Zieles und Planes, nach Ueberein
stimmung aller einzelnen Theile mit dem Ganzen, auc
in der Tragödie zu genügen.

Corneille's grösste Missgriffe waren aus seiner Vo
liebe für die spanische Poesie entstanden, in der di
Kraft so oft in Schwulst, die Reflexion in Deklamatio
die Feinheit in Subtilität ausartet, in der überhau
häufig ein übertriebener, phantastischer, willkührliche
der Natur und Wahrheit der Dinge widerstrebender T
herrscht. Der spanische Einfluss, dessen die Nation läng
überdrüssig geworden, war von Ludwig XIV gleich i
Anfange seiner Regierung auf das Entschiedenste zurück
gewiesen worden. Die öffentliche Meinung, welche w
dem Könige, der damals mit ihr in Uebereinstimmu
stand, vertreten wurde, hatte die Litteratur gezwung
in diesem Falle der Politik zu folgen. Dann war
nöthig, dem griechischen und lateinischen Genius üb
spanische und italienische Romantik den Vorzug zu geb
und die Ueberzeugung geltend zu machen, dass da,
eine moderne Litteratur sich nicht selbst genügen ka
sie ihr Ziel weniger verfehlen wird, wenn sie ihre Fack

am Alterthum, als dem Heerd alles intellektuellen Lichts, als an einem abgebrochenen Strahle desselben, anzündet. Hierzu hatte Boileau's Beispiel mitgewirkt.

Um der französischen Tragödie unter solchen Umständen dieselbe Vollendung, wie Moliere der Komödie, zu geben, gehörte ein Talent, das durch Alter und Erziehung einer anderen Epoche, als Corneille angehörte, von dem Geiste der antiken Poesie genährt war, Alles, was von dieser für die französische Sprache anwendbar ist, letzterer einzuverleiben verstand, und eine grössere Umsicht und Mässigung, als Corneille, mit einem feineren Sinne für Anmuth und Reinheit der Form verband. Ein solches Talent, das dem in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in Frankreich erwachten Bedürfniss eine grössere Harmonie und Concentrirung sich anschliessen musste, konnte Corneille an eigentlich schöpferischem Geiste nachstehen, denn es war von diesem mehr im Einzelnen zu verbessern, als im Ganzen zu erfinden übrig gelassen worden, es musste aber die französische Tragödie zu ihrer grössten Höhe führen, und vollendete, in ihrer Art, unübertreffliche Musterwerke hervorbringen. Racine war es, der an das von Corneille mit so grosser Kraft begonnene Werk die letzte Hand legte.

Durch Racine*) ward die französische Tragödie abgeschlossen. Er liess denen, die nach ihm gekommen sind, wenigstens was die Form betrifft, nichts Wesentliches und Grosses zu erreichen und hinzuzufügen übrig. Der Inhalt der Poesie ist allerdings, wie alles geistige Leben, unendlich. Wenn sie aber, wie das französische

---

*) Jean Racine, geb. 1639 in La Ferté-Milon, in der Umgegend von Paris. Starb 1699. Seine bekanntesten Stücke sind: Andromache — Brittanicus — Iphigenia — Phädra — Esther — Athalie.

Drama, Bestimmungen, die mehr menschlicher Willkühr, als der natürlichen Ordnung der Dinge entlehnt sind, unterworfen ist, die sie in enge und unverrückbare Grenzen einschliessen, so wird es dem Talent, welches, nach den ersten, Gesetz gebenden Genies erscheint, schwer oder unmöglich, auf einem so beschränkten und abgetheilten Gebiete Raum für neue und originelle Schöpfungen zu finden. Die Nachahmung und Wiederholung des einmal Erreichten und Vorhandenen wird fast zu einer Nothwendigkeit. Es ist dem tragischen Dichter, selbst unter solchen Umständen, immer noch möglich, durch gewisse neue Schattirungen des Styls und Charakters zu glänzen, aber in dem Ganzen seiner Produktion darf er sich von den herrschenden Mustern nicht entfernen, und selbst das kräftigste Talent kann sich kein eigenes Ziel stecken, und muss auf der von den Vorgängern bezeichneten Bahn fortgehen.

Auf diese Art bekommt die in einer grossen Litteratur so wichtige tragische Dichtung, die vorzugsweise dazu bestimmt ist, das nationale Gefühl eines Volkes über die Welt und das Leben zu offenbaren, und es durch diese Darstellung zu erheben, etwas zu Formelles und Erkünsteltes, so dass ein unmittelbarer Ausdruck von Kraft und Wahrheit von den zu beobachtenden Konvenienzen zurückgedrängt wird. Veranlasst die hohe Anerkennung der geltenden Vorbilder von Seiten des Publikums zu häufigen Versuchen ähnlicher Art, und reizt das Theater, um des Ruhmes oder Gewinnes willen, den es verheisst, zumal unter einem Volke, das, wie das französische, sein gesammtes höheres Leben in einer grossen Hauptstadt vereinigt hat, unaufhörlich zu tragischen Produktionen, so entsteht zuletzt eine hohle und

kalte Manier, in der eine neue Dichtung immer nach Muster einer schon vorhandenen eingerichtet ist, so dass zuletzt zur Hervorbringung solcher Werke weder Eigenthümlichkeit, noch Begeisterung, sondern nur eine rednerische Fertigkeit und der Instinkt einer geschickten Nachahmung gefordert wird. Auf diese Art verfällt nicht nur die Tragödie als Kunstwerk, sondern der Sinn und das Gefühl eines Volkes, das sich auf diese Art unterhalten lässt, verflacht sich, und es gewöhnt sich, da alle Aeusserungen geistigen Daseins in einem nahen Zusammenhange stehen, auch in anderen, unmittelbar in das Leben eingreifenden Dingen, Schein für Wahrheit, und Manier für Natur, zu halten.

Es sind von Racine an bis zum Ausbruch der Revolution hin eine fast unglaubliche Menge von Trauerspieldichtern in Frankreich, oder, richtiger gesagt, in Paris aufgetreten, unter denen es aber fast nur einem Einzigen — Voltaire — gelungen ist, in die tragische Dichtung, mit Beibehaltung der geltenden Formen, einen neuen Charakter einzuführen. Den talentvollsten unter den übrigen hat man diese oder jene Eigenschaft, wie z. B. Crebillon eine gewisse Erhabenheit des Ausdruckes, oder wie Lafosse und einigen Anderen, die Fähigkeit tragische Situationen zu erfinden, zuerkannt, im Wesentlichen haben sie aber kein originelles Talent offenbart, sondern sind immer mehr oder weniger geschickte Nachahmer des einmal Vorhandenen gewesen. Voltaire fand in seinem eigenen Geiste und in der Richtung seiner Zeit die Mittel, der bald nach Racine kalt und starr gewordenen Tragödie mehr Wärme und Bewegung einzuhauchen, wodurch sie für das Publikum eine neue Bedeutung erhielt.

Corneille und Racine hatten sich bei ihren Produk-
tionen, und letzterer noch mehr als ersterer, streng a
den von ihnen gewählten Gegenstand gehalten, die i
ihren Werken auftretenden Personen durchaus, so z
sagen, auf ihre eigene Natur beschränkt, und ihnen n
erlaubt, die ihnen angewiesene Stellung zu verlass
Diese bleiben genau in der Situation stehen, an die s
einmal gewiesen sind, und schweifen nicht über die ihn
gesteckten Grenzen hinaus. Besonders tritt dies in Ra-
cine hervor. Seine tragischen Gestalten fühlen und seh
nicht leicht über den Moment, in welchem sie handeln, hin-
aus. Sie gehen zugleich selten in sich zurück, und ver-
breiten sich wenig über ihr Thun und Leiden, dessen
Ursache, Wesen und Bedeutung. Sie stehen, nur mit
sich und ihrer Lage beschäftigt, einzeln und abgesondert
da, und geben nicht die Verbindung zu erkennen, i
der sie sich zu der Menschheit überhaupt und deren
Geschick befinden. In Corneille wird etwas mehr allge-
meine Reflexion, ein Streben nach Ueberschreitung d
besonderen Situation, und nach Umfassung eines grösse-
ren Kreises von Vorstellungen angetroffen. Aber er ver-
irrt sich dabei oft in Deklamation und Sophistik, u
seine Personen verlieren dann an konkreter Kraft, w
sie an abstrakter Erweiterung gewinnen. In seinen beste
Werken steht er übrigens fast eben so abgeschlossen u
begrenzt, wie Racine da.

Voltaire, der durch die hohe Vorstellung, welche sei
Landsleute, besonders früher, von der tragischen Kom-
position hegten, wo die Aufführung eines neuen Trau
spiels in Paris für eine Begebenheit galt, sich auch a
diesem Gebiet zu versuchen veranlasst wurde, fühlt
dass er die Tragödie auf eine andere Weise, als Cor

neille und Racine behandeln müsse. Sein Wesen neigte sich weder zu der Grösse und Erhabenheit des ersteren, nach der sittlichen Anmuth und Reinheit des letzteren hin. Wollte er nach Erlangung dieser ihm fremden Eigenschaften ringen, so gerieth er in Gefahr, weit hinter seinen Vorbildern zurückzubleiben. Er lebte ausserdem in einer Zeit, in der es in den Köpfen zu gähren, und der Uebergang zu einer neuen Gestalt der Dinge sich anzukündigen anfing. Ein Zweifel und innerer Widerstand gegen viele, früher unbewusst angenommene, Vorstellungen und Einrichtungen begann sich zu regen. Eine grosse geistige Bewegung brach heran, und arbeitete auf ein mehr dunkel geahntes, als klar erkanntes Ziel, aber mit um so grösserer Zuversicht hin, je verborgener die zu überwindenden Schwierigkeiten waren.

Voltaire, in dessen Geiste eine ganze Welt von wahren und falschen, aber immer neuen Ideen keimte, der, in mancher Beziehung, in einem tiefen Gegensatze zu seiner Gegenwart stand, und einer von ihr verschiedenen Zukunft mit leidenschaftlicher Ungeduld entgegensah, trug diese Stimmung in die meisten seiner Produktionen, wo sich irgend eine Gelegenheit bot, über. Seine tragischen Kompositionen mussten sich deshalb von denen seiner Vorgänger wesentlich unterscheiden. In den grösseren seiner Trauerspiele, als er auf den Höhenpunkt seiner Entwickelung angelangt war, und die als ein Ausdruck seines Innern gelten können, wird ein viel universellerer Geist, als in denen Corneille's und Racine's sichtbar. Die bei ihm auftretenden Personen verbreiten sich nicht nur weit mehr über ihr Geschick, ihre Zwecke, vergleichen, urtheilen weit mehr, sondern fühlen sich der ganzen Menschheit überhaupt viel näher

stehend, sprechen mehr allgemeine Gedanken, Forder
gen, Sympathien, als Corneille's und Racine's tragisch
Figuren aus. In manchen von Voltaire's Trauerspiel
sind, so weit dies die dramatische Poesie zulässt, Ch
raktere, Situationen, Handlungen nur dazu da, um g
wisse moralische oder politische Grundsätze zu verkörpe
zu bethätigen und zu verbreiten. Wäre Voltaire nicht
der engen Form der französischen Tragödie gefesselt g
wesen, an deren Erweiterung er nicht denken konn
da sie in der Meinung des Publikums wie eine Nat
nothwendigkeit fest gewurzelt war, so hätte er wa
scheinlich einen grossen Theil seiner religiösen und
cialen Ansichten in sie übergetragen. Die einmal he
schende dramatische Gesetzgebung, an welcher er eben
sehr, wie seine Landsleute hing, beschränkte ihn in
Darlegung seiner Ideen, aber seine Tendenzen lass
sich immer erkennen.

In diesem freieren, und auf das Allgemeine geri
teten Geiste, der Voltaire und seine Zeit zu erregen
fing, liegt der Grund der Verschiedenheit zwischen
nen, und Corneille's und Racine's Tragödien. Es tr
bei ihm keine höheren und kräftigeren, keine wahr
und schöneren Charaktere, als bei seinen beiden gro
Vorgängern auf, aber sie sind reicher, bewegter,
Welt und dem Leben näher verbunden. Diese uni
sellere Richtung, die Voltaire keinesweges zu einem g
seren Dichter, als Corneille und Racine macht, die
aber einen ausgebreiteteren Einfluss auf seine Zei
nossen verschaffte, ist das einzige neue Element, welch
die französische Tragödie seit dem Zeitalter Ludwig
eingeführt worden ist. Diese allgemein menschliche
philosophische Tendenz ist übrigens weit häufiger

geahmt worden, als Corneille's Kraft oder Racine's Anmuth. Die französischen Trauerspieldichter späterer Zeit haben viel mehr Voltaire, als die beiden berühmten Gründer ihrer Tragödie ausgebeutet. Corneille war schwer wiederzugeben. Der in seinen besseren Werken herrschende Zug von Grösse und Würde war persönlicher Natur, und ihm von seiner Zeit, wenn sie auch dessen Entfaltung begünstigte, nicht verliehen worden. Denn Napoleon, der ein ganz anderer Heros, als die Helden der Fronde war, und der Inspiration mehr Stoff bot, hat auf die Poesie seines Volkes keinen tiefen Einfluss ausgeübt. Corneille's Mängel traten aber in seinen schwächeren Stücken so auffallend hervor, dass sie zu keiner Wiederholung verführen konnten. Racine's Adel und Schönheit hat ebenfalls selten Nachahmer gefunden, da eine so vollendete Anmuth wohl anzieht, aber auch scheu macht. Voltaire's enthusiastische Beredtsamkeit und sein philosophisches Pathos sind dagegen, wie allgemeinerer Natur, so auch leichter aufgefasst und häufiger erneuert worden. — Diese drei grossen Talente sind es übrigens allein, die in der Geschichte des französischen Trauerspiels Epoche gemacht, an dessen Darstellung mit einer bestimmten, hervorragenden und einflussreichen Eigenthümlichkeit gegangen, und in ihrer Sprache von Niemand erreicht, geschweige übertroffen worden sind. Alle anderen Leistungen auf diesem Gebiet sind mehr oder weniger von dem Beispiel dieser drei Meister angeregt worden. Die französischen Aesthetiker und Kritiker haben über Corneille und Racine — denn von Voltaire ist hier nur im Vorbeigehen die Rede gewesen, und um gewisse Gesichtspunkte, unter denen wir die französische Tragödie betrachten, ein- für allemal aufzustellen —

noch mehr als die deutschen über Göthe und Schiller-
geschrieben und gestritten. Da Beide ausschliessend
das Theater, welches damals in Frankreich das erste ge
lige Vergnügen, und der Sammelplatz aller höheren
lente war, gearbeitet, und ausserdem, wenn auch
desselben Alters, doch Zeitgenossen gewesen, so for
ten sie unmittelbar zu einer Vergleichung ihrer Tal
und Produktionen auf, wobei der Hang zu Partei
Sophistik, Uebertreibung in Lob und Tadel, ein
und ergiebiges Feld fand. Corneille zählte eine
Zeit hindurch mehr Anhänger, als Racine. Die
ward mehr von seiner Kraft, als der Anmuth
Nebenbuhlers ergriffen. Auch kam ihm der Ruf
Schöpfers in dieser Sphäre zu statten. Ausserdem
die grosse Begünstigung Racine's durch Ludwig
und dieses Königs Gleichgültigkeit gegen Corneille
bei, in dem unabhängigen Theile des Publikums
Theilnahme und Bewunderung für Corneille's Talent
vermehren. Die Zeit hat endlich diesen Streit, wie
der Art geschlichtet, und jedem von ihnen den ihm
bührenden Platz zuerkannt. Da beide nicht nur auf
Litteratur, sondern überhaupt auf die Bildung der
zosen, von grossem Einfluss gewesen, so ist es hier
am unrechten Orte, ihr Verhältniss zu einander,
ihre Bedeutung für ihre Nation einen Augenblick
in's Auge zu fassen.

Corneille hat das Verdienst gehabt, die französi
Tragödie zu gründen. Dies ist allerdings, wie wir
gesehen haben, nicht so zu verstehen, als ob vor
keine Versuche der Art angestellt worden, oder die
geln dieser Kunst vor ihm gänzlich unbekannt
wären. Aber es gab, ehe er mit seinem Cid

kein einziges französisches Trauerspiel, das in Sprache, Ton und Haltung den Grad von Vollendung erreicht hätte, welcher eine Produktion als die Offenbarung eines höheren Talents erscheinen lässt, und zu einem dauernden Denkmal des nationalen Geistes macht. Selbst die äussere dramatische Form und Eintheilung des Stoffes, wie z. B. die Beobachtung der sogenannten drei Einheiten, die Exposition des Ganzen im ersten Akt, die Verwickelung der Katastrophe im dritten, die Lösung im fünften Akt waren, wenn auch gewöhnlich beobachtet, nicht auf Grundsätze gebracht, und durch kein grosses Beispiel sanktionirt worden. Dies Alles geschah durch Corneille, der dieser Kunstform nicht nur ein eigenthümliches Leben einhauchte, sondern auch ihre Theorie feststellte. Racine, der fast dreissig Jahre nach der ersten Aufführung des Cid für die Bühne zu arbeiten anfing, fand demnach eine gebrochene Bahn, und die französische Tragödie in ihren wesentlichen Erfordernissen fertig vor. Der Ruhm der Erfindung, die Kraft und Kühnheit des Geistes, welche sie voraussetzt, die Genialität mit Einem Worte, muss deshalb Corneille in höherem Grade, als Racine zugeschrieben werden. Auf der anderen Seite wurde die Tragödie, welche ihm sein Vorgänger überliefert hatte, durch ihn zum Gipfel ihrer Vollendung geführt. Corneille war, nachdem er einige grossartige und allgemeine Aufmerksamkeit erregende Werke hervorgebracht, wieder von der Höhe, auf die er sich erhoben, zurückgesunken. In Racine dagegen ist, seine beiden ersten, Corneille nachgeahmten Produktionen „die feindlichen Brüder" und „Alexander" — ausgenommen, ein beständiger innerer und äusserer Fortschritt in Anlage, Entwickelung und Darstellung der Handlungen und

Personen sichtbar, und seine letzte Arbeit „Athalie“ — glänzt durch die vollkommenste Reinheit und Schönheit der Form, und wird als das non plus ultra des Styls in der französischen Tragödie angesehen.

Wenn es nun wahr ist, dass Corneille diese Form der Poesie gegründet, und durch einige Meisterwerke fixirt hat, so ist Das, was Racine gethan; vielleicht nicht weniger bedeutend, denn es gehörte kein geringer Geist und Muth dazu, um sich nicht nur von Corneille's Mängeln, die, durch den Beifall, welchen die fanden, Vielen als Vorzüge erschienen, frei zu machen, sondern sich von ihm in Allem, was nicht die äussere Struktur der Tragödie betrifft, zu entfernen, und ihr einen neuen Charakter zu verleihen.

Corneille hat sich besonders in der Zeichnung grosser männlicher Charaktere, deren Wesen in seiner Phantasie lag, hervorgethan. Aber er trug diese Kraft zugleich auf die weiblichen Personen in seinen Tragödien über, welche, der modernen Sitte und Empfindung gemäss, in ihnen eine grosse Rolle spielen mussten, durch die Art aber, wie er sie den Männern ähnlich gestaltete, etwas Uebertriebenes, und zuweilen selbst Verzerrtes erhielten. In Racine ist der ursprüngliche Unterschied in der Natur und dem Gefühl der beiden Geschlechter viel besser beobachtet und ausgedrückt worden, und seine Frauen sind, selbst in den stürmischsten Situationen, weiblicher als die Corneille's in weniger ausserordentlichen Lagen, gehalten. Corneille's Styl glänzt durch einzelne grosse Züge, durch leidenschaftliche, ergreifende Reden, die er seinen Helden in den Mund legt, häufig durch merkwürdige, zuweilen selbst durch unvergleichliche Sentenzen und Reflexionen, aber seine Darstellung ist, im Ganzen,

nicht nur weniger klar und fliessend, als in Racine, sondern ungleicher, haltungsloser, gebrochener — und fällt sehr oft von einer flammenden und überströmenden Beredtsamkeit zu einer kalten und leeren Deklamation herab.

Racine hat allerdings nichts Grösseres, als Corneille in seinen besten Produktionen, dem Cid, Horace, Cinna, Polyeucte hervorgebracht, hat vielleicht einzelne Scenen in diesen Stücken, an fortreissendem und überraschendem Eindruck, nicht erreicht. Aber es sind dies bei Corneille nur einzelne Scenen, das Ganze ist bei Racine immer vollkommener gebildet. Dann besitzt letzterer einen in der Poesie, und besonders der dramatischen, wesentlichen Vorzug von seinem Nebenbuhler, er weiss nämlich viel besser, sich in die Zeit und Sitte der von ihm geschilderten Personen und Zustände zu versetzen, ist darum reicher, freier, mannigfaltiger. Bei Corneille herrscht immer derselbe bis zur Einförmigkeit gehende Ton vor. Racine's beweglichere Einbildungskraft hat, ohne Zweifel, auch auf seine Darstellung eingewirkt, und ihr die jeder Person und Lage nothwendige Angemessenheit der Rede verliehen, durch die er seinen Vorgänger so sehr übertrifft, bei dem Alles, wie aus Einem Block gehauen, und wie mit einer und derselben Farbe gemalt erscheint. Corneille ist im Einzelnen oft grösser und ergreifender, Racine aber im Ganzen wahrer, und darum zugleich tiefer. Er hat das menschliche Wesen unmittelbarer angeschaut, und es natürlicher wiedergegeben.

Kein französischer Dichter hat Das, was die Franzosen Geschmack nennen, in dem Grade, wie Racine besessen und bewährt. Diese Eigenschaft, die in jeder Poesie, nur mit einigem Unterschied der Form, je nach dem Geiste der Zeiten und Völker, verlangt wird, be-

steht, von den besonderen nationalen Konvenienz
gesehen, einmal in einer durchgängigen Uebereinstim
mung der äusseren Darstellung mit der den Pers
und Handlungen verliehenen Natur und Tendenz, so
in den Einzelheiten nichts Fremdes, Störendes, Wi
sprechendes hervortritt, sondern der Charakter und
Zweck des Ganzen immer festgehalten erscheint,
dann in einer gewissen Mässigung und Begrenzung,
die tieferen und zarteren Seiten des menschlichen W
sens nicht verletzt, oder, wenn diese, wie zuweilen
der Tragödie, verletzt werden müssen, dies nicht m
als durchaus nothwendig ist, thut. Die Franzosen le
auf diese Schicklichkeit, Selbstbeherrschung und An
mit Recht einen ganz besonderen Werth, da diese Ei
schaften in einer von Hause aus um sich greifenden
selbstsüchtigen Nationalität, die sich leicht über sittl
Forderungen und Beschränkungen hinaussetzt, und
einer Litteratur, die mehr durch eine erworbene,
ursprüngliche Grösse glänzt, unerlässlich sind, und
Mangel zu Verwirrung und Verwilderung führen m

Wie man auch die französische Poesie im Ga
beurtheilen, und sie im Vergleiche zu der anderen N
tionen höher oder niedriger stellen mag, es ist, bei ei
ger Kenntniss dieser Sprache, nicht möglich, Corneil
und Racine's grosses dramatisches Talent zu verke
Noch mehr tritt aber, wenn man die französische Ges
tung überhaupt in Betracht zieht, der unermessliche Ei
fluss hervor, den diese beiden Dichter auf sie ausg
haben. Wenn die Alten der Meinung gewesen, d
Homer und Hesiod den Griechen ihre Götter gebil
haben, so kann in einem ähnlichen Sinne gesagt wer
dass Corneille und Racine den Franzosen die ihnen

nigstens in allen erhöhten Situationen, eigenthümliche Art der Empfindung und des Ausdruckes verliehen, und sie in mancher Beziehung zu Dem gemacht haben, was sie sind. Ihre Erscheinung war allerdings lange vorbereitet worden, und sie sind, wie alle grossen Talente, ein Produkt des nationalen Genius gewesen, haben aber zugleich durch ihre besondere Kraft und Fähigkeit auf ihn zurückgewirkt, denselben durch ihre Werke zum eigenen Bewusstsein gebracht, und die Form festgestellt, in der er sich in der Tragödie, als einem der höchsten Gebilde geistiger Hervorbringung, aussprechen sollte. Corneille's Grösse und Drang, und Racine's Adel und Anmuth sind die Ideale gewesen, deren Verwirklichung das französische Wesen nachgestrebt hat.

Durch die seit dem Untergange des Mittelalters ausschliessend hervortretende weltliche Richtung der Nation, auf Zusammenziehung im Innern und Ausbreitung nach Aussen gewandt, durch die Unterdrückung des Protestantismus, und besonders durch die Art, wie dies geschehen, war es entschieden worden, dass die Religion fortan nicht mehr das Höchste in Frankreich sein, und ein anderes Feuer, als das einst von ihr angefachte, im Heiligthum des nationalen Daseins brennen sollte. Denn die Franzosen sind ein zu begabtes Volk, um sich mit einem blos formellen Staatsleben, so glänzend sich dasselbe im Vergleiche zu dem anderer Nationen gestalten mag, ohne allgemeine Ideen und Tendenzen, begnügen zu können. Die geistigste Form der Intelligenz, die Litteratur, ward vom siebenzehnten Jahrhundert an die Flamme, an der sich der Volksgeist erwärmte. In dieser Litteratur musste es, nach den Gesetzen des menschlichen Geistes, die unter verschiedenen Hüllen immer

dieselben sind, die Poesie sein, die der vornehmste Au
druck des inneren Keimens und Schaffens wurde, u
dem Charakter der Nation gemäss, konnte es nur d
dramatische Poesie sein, in der sich diese Beweg
aussprechen sollte. Denn es war natürlich und n
wendig, dass das Volk, in welchem seit Jahrhunde
am meisten Regung und Handlung statt gefunden, d
vom ersten Kreuzzuge an nie gerastet und still ges
den war, sich auf die Gattung der Poesie warf, in d
sich das Leben unmittelbar thätig zeigt, und am v
schiedensten hervorbricht. Zugleich hatte diese Nat
schon seit längerer Zeit mehr Bewusstsein, als and
über ihre Zustände erworben, und dieses Bewussts
trug ebenfalls viel dazu bei, das Drama zur herrsche
den Form dieses gestaltenden Strebens zu machen.

Nach langem Versuchen und Ringen traten endli
von der inneren Reife des Lebens und dem äusse
Fortschritt der Sprache begünstigt, drei dramati
Dichter, Corneille, Moliere und Racine auf, welche
derselben Zeit die französische Tragödie und Komö
gründeten und vollendeten. Moliere steht ohne Ne
buhler da, und hat auf die Bildung und Sitte s
nes Volkes eine dauernde Wirkung geäussert. A
in einer thatkräftigen, von grossen Interessen beweg
Nation konnte die Komödie nicht für den höchsten Au
druck der nationalen Litteratur gelten. Corneille u
Racine mussten im Ganzen mehr, als Moliere begeist
und einen noch tieferen Einfluss ausüben. Diese d
dramatischen Dichter sind für die Franzosen der In
griff ihrer philosophischen, moralischen und socialen B
dung, unter der Form der Poesie geworden. Sie hab

der Intelligenz und dem Charakter der Nation die letzte Feile und Politur gegeben.

Die Franzosen sind in Empfindung, Anschauung und Ausdruck, alles fremden Einflusses und aller äusseren Veränderung ungeachtet, den Lehren und dem Beispiel dieser drei grossen Meister ihrer nationalen Litteratur im Ganzen immer treu geblieben, und werden sich von der Bahn, die sie ihnen vorgezeichnet, im Wesentlichen nie entfernen. Kein Versuch der Art hat glücken wollen. Alle anderen grossen Talente sind in Frankreich, je nach dem Geiste der Zeit, mehr oder weniger geschätzt, bald bewundert, bald vernachlässigt, kurz verschiedenen Schicksalen ausgesetzt gewesen. Corneille's, Racine's und Moliere's Werke haben aber jede Fluth und Ebbe der öffentlichen Meinung überlebt. Sobald der Sturm der französischen Revolution verschwunden, und der intellektuelle Horizont wieder frei und klar geworden, hat man diese Gestirne von Neuem aufgesucht, und sich von ihnen erleuchten lassen. Ihre Vorzüge, wie ihre Mängel, Das, was sie besessen, so wie Das, was ihnen gefehlt, sind dem französischen Volksgeist so angemessen, mit ihm so übereinstimmend, dass ihre Bedeutung so lange, wie die Sprache dauern wird, in der sie sich vernehmen liessen.

Es ist schwer, die Schöpfungen einer fremden und lebenden Sprache, und besonders die Dichtungen in derselben, durchaus wahr und unbefangen, so wie sie sind, mit Entäusserung aller nationalen Vorurtheile und Gewohnheiten, und mit Kenntniss und Berücksichtigung einer von uns wesentlich verschiedenen Eigenthümlichkeit, aufzufassen und zubeurtheilen. Selbst bei hinlänglicher Bekanntschaft mit den Formen eines fremden

Idioms bleibt eine vollkommene Bemächtigung des ihm einwohnenden Geistes ungewiss, und mancherlei Mißgriffe, Irrthümer und Uebertreibungen stellen sich in einem solchen Gegenstande leichter, als anderswo ein.

Obgleich uns die alte Litteratur ferner, als die der modernen Völker steht, so ist eine von individuellen und nationalen Vorurtheilen freie Auffassung jener eben leichter. Denn einmal ist sie etwas durchaus Abgeschlossenes und Vergangenes, und nur über Todte ist ein vollkommen gerechter und unparteischer Urtheilspruch denkbar. Dann schwebt sie uns als etwas durchaus Fremdes und zugleich als ein Höheres vor, das, aus ganz verschiedenen Gesinnungen und Zuständen hervorgegangen, zu keiner Vergleichung mit der Gegenwart auffordert. Selbst von dem durch Erziehung, Gewohnheit, Ueberzeugung, zur anderen Natur gewordenen Gefühle der Dankbarkeit abgesehen, welches uns die griechische und römische Litteratur als die Grundlage unserer eigenen Bildung verehren lässt, so tritt sie uns ausserdem noch in einem allgemein menschlichen Bilde entgegen, das, von allem Zufälligen, Oertlichen und Zeitlichen für unsere Vorstellung gereinigt, den Eindruck einer an und für sich wahren und nothwendigen Erscheinung gewährt. So wie es Niemandem einfällt, danach zu fragen, warum die Rose roth, und nicht blau ist, warum die Blätter der Eiche so, und nicht anders geformt sind, eben so wenig glaubt man, dass in der Ilias, dem Oedipous in Kolonos, in der Schilderung von Didos Trauer um Aeneas, in einigen philosophischen und patriotischen Oden des Horaz etwas anders oder besser sein könne. Wir legen an diese Schöpfungen keinen aus unserem besonderen Wesen entlehnten Masstab an. Sie

sind für unser Gefühl etwas Vollendetes, wie die Werke der Natur.

Diesen Eindruck gewährt nun allerdigs nicht die gesammte alte Litteratur, sondern nur einige Meisterwerke, im Grunde nur gewisse grosse Dichtungen. Denn so sehr auch einzelne philosophische und historische Produktionen jener Epoche emporragen, so ist der Geist doch zum Theil über sie hinausgegangen, und erkennt, dass sie nur Stufen zu der Höhe gewesen, die er später erreicht hat, theils lässt sich bei ihnen eine andere Auffassung und Behandlung denken, theils stellen sie keine vollständige Welt dar, erinnern an Anderes, und lassen eine Vergleichung zu. Niemand glaubt heut an Plato, Aristoteles, Herodot, Cicero, Livius, so gross auch in ihnen die denkende oder gestaltende Kraft gewesen ist. Aber jeder mit dem Alterthum Vertraute glaubt an Homer, Sophokles, Virgil, Horaz.

Die Poesie und überhaupt die Kunst, in der die Form das Allgemeine, und der Zweck, die Darstellung einer vergeistigten Natur ist, können allein etwas absolut Vollkommenes, für alle Zeiten gleich Wahres und Geltendes hervorbringen. In allen gebildeten Nationen sind die grossen Dichter immer am höchsten gestellt, als die Orakel des Volksgeistes, und ihre Hervorbringungen als die charakteristischen Symbole desselben angesehen worden. Kein metaphysisches, physikalisches oder legislatives System ist den vornehmsten Schöpfungen der Poesie an Bedeutung und Einfluss gleich gekommen, einmal, weil ein solches in seiner Anwendung beschränkt und vorübergehend ist, dann aber vornehmlich, weil es nicht den ganzen Menschen in einer lebendigen Gestalt umfassen und darstellen kann. Wahrhaft grosse Dichtungen

bleiben, wie die Schöpfung selbst, immer neu und ju
und das allgemein Menschliche in ihnen ist keinem Wa
del unterworfen. Die vollkommene Durchdringung u
Uebereinstimmung des Inhalts und der Form in i
vereinigt das Geistige und Natürliche, das Göttliche u
Menschliche, und stellt die Totalität des Lebens d
Poeten, die Solches hervorbringen, sind in der Litte
tur, was die Heroen in der Geschichte sind; die verk
perte Idee einer Zeit oder eines Volkes.

Obgleich die antike Schriftwelt in ihren Leistung
sehr verschieden ist, und nur einige grosse Dichter
ihre vollständigen Vertreter angesehen werden kön
so hat sie doch immer den Vortheil, als etwas Gan
dazustehen, mit dem man, wie gesagt, sich nicht w
gleicht, zu dessen Beurtheilung keine nationale o
lokale Vorliebe oder Abneigung mitgebracht wird, d
man frei und unmittelbar, wie Licht und Luft, auf
wirken lässt, und über dessen Werth man sich desh
leicht verständigt.

In der modernen Litteratur findet ein ganz and
Verhältniss statt. Sie ist fast zu derselben Zeit,
unter Völkern entstanden, die, wie auch ihr Ursp
und ihre frühesten Verhältnisse zu einander gewesen
mögen, sich im Fortschritt ihrer Entwickelung als un
hängige, auf sich beruhende und auf einander eifersüch
tige Gestalten anzusehen gelernt haben. Die antike W
ist, so verschieden auch Griechen und Römer in vi
Einzelheiten von einander gewesen, aus ein und de
selben Quelle hervorgegangen, hat sich auf demselb
Boden bewegt, ist von demselben Licht erleuchtet,
im Ganzen von demselben Lebenshauch durchdrung
worden. Wie auch ihre ersten Anfänge gewesen,

in welchem Verhältnisse sich Griechen und Römer bei ihrem Entstehen zu einander befunden haben mögen, sie müssen, im Vergleiche zum Orient und der modernen Welt, als Brüder angesehen werden. Da die Griechen ihr geistiges Dasein früher, als die Römer entwickelt hatten, und eine ursprüngliche Verwandtschaft zwischen ihnen bestand, so haben letztere erstere nachgeahmt, aber nicht als etwas Fremdes oder Entferntes, sondern wie Glieder derselben Familie, in der die jüngeren sich an den älteren heraufbilden.

In der modernen Welt tritt keine solche Uebereinstimmung und Anerkennung hervor. Einmal ist die europäische Menschheit über Länder sehr verschiedener Lage und Beschaffenheit ausgebreitet, und in mehre von einander durchaus getrennte Racen getheilt, und dann besteht innerhalb derselben Racen wiederum eine grosse Unähnlichkeit und Mannigfaltigkeit, je nach dem besonderen einwohnenden Lebensstoffe, oder nach der von äusseren Umständen bedingten Bildung. Diese alle vereinigen sich in ihrer Bewunderung für Griechen und Römer, und sehen sie als Lehrer und Meister an, aber unter sich gestehen sie sich in intellektueller Beziehung, wenigstens in Dem, was ihnen als wesentlich erscheint, keinen entschiedenen Vorzug zu. Ihre Litteraturen, und besonders deren lebensvollster und eigenthümlichster Theil, die Poesie, sind noch getrennter und von einander entfernter, als die Sprachen selbst, und es ist eine eigenthümliche Erscheinung in der modernen Civilisation, dass die einzelnen Nationen, welche einander in so vielen Dingen gleichen, fast dieselben Gesetze und Sitten haben, sich in Politik, Handel, Erfindungen u. s. w. so oft begegnen, in der innersten Weise der Anschauung und Empfin-

dung, sobald diese eine Kunstform annimmt, einander fremd gegenüberstehen, sich schwer verstehen und gelten lassen, und hierüber zu keiner Uebereinstimmung kommen können.

Diese Trennung tritt besonders zwischen Deutschen und Franzosen, und am meisten in ihrer dramatischen Litteratur, und, da Deutschland keinen klassischen Lustspieldichter, wie Moliere besitzt, und sich in dieser Beziehung mit Frankreich nicht vergleichen kann, in der Tragödie der beiden Nationen hervor. Die Kälte und Entfremdung, die den Deutschen gegen französische Poesie, und vor Allem gegen das Trauerspiel in dieser Sprache erfüllt, lässt sich im Ganzen aus einem richtigen Gefühl seiner Nationalität erklären. Die Nachahmung dieser fremden Kunstformen wäre der Tod des deutschen Genius. Es liegt indessen ein grosser Unterschied zwischen der Nachahmung einer ausländischen Litteratur und deren verständiger Anerkennung, zwischen einer übertriebenen Bewunderung, die meist aus einem Gefühl der eigenen Schwäche hervorgeht, und einer richtigen Erkenntniss des Fremden, einer Auffassung des Guten und Wahren in ihm, die zu einer Erhöhung der Vorzüge und Beseitigung der Mängel unserer eigenen Natur dienen kann.

Diese Regel des Verhaltens, deren Wahrheit von selbst einleuchtet, haben deutsche Kritiker und Aesthetiker in diesem Falle vielfach verletzt. Manche von ihnen sind in eine vollkommene Nichtachtung der französischen Litteratur überhaupt, und namentlich deren Tragödie, die, wo diese Kunstform ausgebildet ist, für das Höchste in einer Poesie gelten muss, verfallen. Sie haben den Ursprung derselben, ihre Beziehung zur französischen Nationalität, und Das, was in ihren vollendet-

sten Hervorbringungen Aechtes und Grosses ist, meist gänzlich verkannt. Es ist dies um so auffallender, da die Deutschen sich sonst um Alles bekümmern, das Fremdeste und Entfernteste an sich heranziehen, aus blosser Wissbegierde, selbst wenn davon kein eigentlicher geistiger Gewinn zu erwarten ist, und eher zu empfänglich, als zu ablehnend sind.

Manche äussere Umstände erklären diese Nichtachtung, die zugleich oft aus einer Unkenntniss, oder wenigstens sehr geringen Kenntniss des Gegenstandes hervorgeht. Die französische Tragödie wurde, ehe es noch eine deutsche gab, die für einen Ausdruck des nationalen Geistes gelten konnte, in Deutschland auf die ungeschickteste und seelenloseste Weise nachgeahmt. Als Friedrich der Grosse die Uebertragung der Racineschen Iphigenie von Gottsched vorlesen hörte, erkannte er das Original, welches ihm vertraut war, in keinem einzigen Zuge wieder. Voltaire's Tancred durch Göthe, und Racine's Phädra durch Schiller verdeutscht, würden ihm, wenn er sonst die nöthige Sprachkenntniss hinzugebracht hätte, wahrscheinlich ganz anders angesprochen haben. Welche seltsame Produktionen sind nicht die dem Französischen entlehnten, in Alexandrinern geschriebenen, deutschen Trauerspiele der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts! — Der erste Eindruck, den die französische Tragödie auf die Masse des deutschen Publikums machte, welches die französischen Originale nicht kannte, musste deshalb ein sehr ungünstiger sein. Denn der Sinn für wahre Poesie hat in Deutschland nie ganz gefehlt. Man kannte und besass aber für das Theater nichts Besseres, und wurde durch Gewohnheit, Mode und Schaulust, wider

Willen und Gefühl, zur Anhörung dieser unförmli
Nachahmungen fortgerissen.

Zugleich aber nahmen die deutschen Vornehm
damals allein mit französischer Sprache und Litte
bekannt, und von einer, in keinem anderen Volke
henen, Bewunderung alles Französischen, und S
sich dasselbe anzueignen, erfüllt waren, an der
wickelung der deutschen Litteratur, und besonders
Poesie durch Klopstock und Lessing, geringen oder
keinen Antheil. Die vollendetere Form der fr
Werke liess sie den tieferen Gehalt der eigenen
verkennen. Für diese Vernachlässigung rächten sich
deutschen Gelehrten und Schriftsteller, die nicht,
die französischen, mit den Grossen lebten, sondern
Geschmack und Treiben fern standen, durch An
auf die französischen Leistungen, die aber nicht
deren Mängel hervorhoben, sondern sie sammt und
ders, so zu sagen, in Bausch und Bogen verdam
und als Zerrbilder und Missgeburten des Geistes
handelten.

Als Shakspeare in Deutschland bekannt zu w
anfing, wurde der Bruch mit dem französischen Ei
vollendet. Dieser Dichter, der der französischen
fassungs- und Gefühlsweise am fernsten steht, und
am meisten ausschliesst, wurde von den Deutschen
einer grenzenlosen Begeisterung, wie ein aus einer
heren Welt herabgestiegener Seher, wie ein von
Todten auferstandener Schicksalskündiger und Rä
löser aufgenommen. Der deutsche Genius, der
Grosses gethan, aber noch nicht vollkommen in sich
gründet war, fand in Shakspeare gewissermassen
eigenen Uranfänge, die ihm bisher verhüllt geblie

sein eigenes ihm so lange entfremdetes Selbst und Ich wieder, und sah zugleich mit Befriedigung, wie jene ausserordentliche Erscheinung dem französischen Wesen so ganz fremd und entgegengesetzt war. Er fand in jener wunderbaren Eigenthümlichkeit eine Bestätigung für seine eigene Abneigung. Durch Göthe und Schiller wurde dem deutschen Geiste, der von Klopstock und Lessing auf seine rechte Bahn gewiesen, von Shakspeare begeistert worden, seine letzte feste Gestalt und ein unauslöschliches Gepräge verliehen. Obgleich Philosophie, Alterthumskunde, Geschichte und andere Einflüsse hierbei ebenfalls thätig gewesen, so haben Göthe und Schiller doch das Meiste gethan, und sind für die eigentlichen geistigen Begründer und Lehrer Deutschlands zu achten.

Wir sind weit davon entfernt, diesen Gang der deutschen Bildung zu tadeln, und begreifen, dass unter solchen Umständen der französischen Litteratur, und namentlich ihrer Tragödie, nur ein enger Raum im deutschen Pantheon angewiesen werden konnte. Sie eine Zeit lang als Muster anzusehen, war eine Schwäche, sie gänzlich zu verwerfen, wie dies seitdem geschehen, erscheint uns aber als ein Mangel an freier, vorurtheilsloser Auffassung, oder wie eine Furcht vor einem Joche, das verschwunden ist, und nie mehr wiederkehren kann. Die absolute Verkennung der französischen Poesie und besonders ihrer Tragödie, wäre ausserdem eine Aehnlichkeit mit dem selbstsüchtigen und ausschliessenden Urtheile der französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, die uns nicht zur Ehre gereichen könnte, und nicht einmal die Entschuldigung einer überall verbreiteten Stimmung, wie damals, und eines Mangels an Kenntniss für sich hätte. Denn die deutsche Sprache

war zu Voltaire's und Rousseau's Zeit im Auslan
so unbekannt, als die französische jetzt allgemei
breitet ist.

Wir meinen übrigens, wenn wir hier von fr
scher Litteratur und deren zu geringer Berücksic
in Deutschland sprechen, nicht eine Anzahl g
Werke, gewisse scientivische, historische, publi
Arbeiten, die allgemein geschätzt sind, eben so
die halb platten, halb wilden, willkührlichen, sitt
Produktionen der Tageslitteratur, die in Deut
übersetzt und verschlungen werden, und die m
jede Art verdrängen sollte, sondern die grösseren
nalen Werke der französischen Poesie und Pros
Beste aus der klassischen Epoche, aus Pascal, B
Boileau, Corneille, Moliere, Racine u. s. w., di
deutschen Publikum meist nur dem Namen nach be
und in Deutschland aus dem Kreise der Erkenntni
Betrachtung fast ganz verschwunden sind.

Einmal gehört die Kenntniss der vornehmsten
einer fremden Litteratur zu einer richtigen Auf
der Nation, die sie hervorgebracht hat, dann biet
wenn sie auch im Ganzen keineswegs als Vorbild
gesehen werden können, im Einzelnen viel Treff
Belehrendes und Anregendes dar, geben Gelegenh
Zusammenstellung und Vergleichung, und führe
durch den Gegensatz zu einer tieferen und begrün
Kenntniss unseres Selbst, als das blosse Gefühl
geben vermag. Und welches fremde Volk hat für De
land mehr Bedeutung, als das französische? — In
litterarischer Beziehung wird das Studium der vol
teren französischen Produktionen dem Deutschen m
Vortheile gewähren, die keine andere Litteratur i

sem Grade besitzt, und ihn vor manchen Missgriffen behüten, zu denen ihn die besondere Stimmung seines Wesens leicht fortreisst.

Der französische Geist zeichnet sich, so wie er an begabten Individuen erscheint, und wo er nicht von äusseren Einflüssen für den Augenblick irre geleitet wird, durch eine ganz besondere Neigung zu Klarheit, Schärfe, Mass und Begrenzung aus. Es ist in ihm allerdings weniger Tiefe, Drang, Begeisterung, Ueberschwänglichkeit zu finden, aber was er besitzt, besitzt er ganz. Seine Gedanken treten nie zerstückt, seine Empfindungen nie getrübt hervor. Er ist gewohnt, sich auf einer Bahn zu bewegen, die ihn immer zu irgend einem Ziele führt. Er vergisst nicht leicht, von wo er ausgegangen ist, und wohin er gelangen will. Aus dieser Eigenschaft geht die Sicherheit und Bestimmtheit in seinen Leistungen hervor. Der französische Autor von Talent kann hinter dem Ideal zurückbleiben, das sich andere Nationen von diesem oder jenem Theile der Litteratur machen, aber er verfehlt selten den Zweck, den er sich vorgesetzt, und was er leistet, besitzt immer einen gewissen Werth. Er bringt nicht leicht etwas durchaus Verfehltes hervor. Die innige Verbindung, in der die Litteratur in Frankreich von jeher mit dem wirklichen Leben gestanden, hat ihren Produktionen den Charakter von Festigkeit und Selbstständigkeit verliehen, durch den sie sich so sehr hervorthun.

Das dramatische System der Franzosen einmal zugegeben, so lässt sich die Angemessenheit der Ausführung und Uebereinstimmung mit den angenommenen Grundsätzen, in den besseren unter ihren Produktionen, nicht läugnen. Corneille und Voltaire haben, neben einigen

grossartigen und vollendeten tragischen Kompositi
allerdings manches Unvollkommene in dieser Sphäre
liefert, obgleich es selbst ihren geringeren Leistu
nie an merkwürdigen Zügen und schönen Einzelnh
fehlt, von Racine und Moliere sind dagegen fast laute
deutende Werke hervorgebracht worden. Die Situati
und Personen stehen in ihren Stücken meist in ge
Uebereinstimmung zu einander, was dem Ganzen den C
rakter der Wahrheit verleiht. Diese Wahrheit
anderen Nationen oft als eine konventionelle ersche
als eine gemachte, gewollte, die ihren Grund nich
der innersten Tiefe der Natur hat. Hierüber is
schwer, einen vollkommen unparteiischen Standpunkt
gewinnen. Das menschliche Wesen ist in seinen Gru
zügen allerdings überall dasselbe, aber seine Aeusser
gen sind den Zeiten und Völkern nach sehr verschie
Die besseren Werke einer fremden Litteratur abwe
zu wollen, weil sie den unsrigen nicht ähnlich s
heisst eben so viel, wie eine Sprache deshalb verwe
weil sie von der unsrigen verschieden ist. Letz
würde sogleich als eine Verkehrtheit erscheinen.
ersteres spricht eine nationale Vorliebe und Eite
Genau genommen ist das Eine eben so thöricht, wie
Andere.

Die höhere geistige Freiheit, die in der deut
Natur liegt, die grössere Fülle, die Innigkeit und U
mittelbarkeit der Gedanken und Gefühle, würde d
den Einfluss der französischen Klarheit, Kraft und B
grenzung nichts verlieren. In diesem Sinne kann
Studium des besseren Theiles der französischen Littera
und namentlich der Meisterwerke des siebenzehnten Ja
hunderts empfohlen worden. Die deutsche Eigenthü

lichkeit, die so fest gewurzelt ist, könnte durch sie weder verändert, noch verringert, wohl aber durch ihr Beispiel von manchen Mängeln, wie Vernachlässigung der Form, Ueberladung des Stoffes, Unsicherheit in den Umrissen, Dunkelheit und Ungleichheit in der Ausführung, gereinigt werden.

## Sechszehntes Kapitel.

Das siebenzehnte Jahrhundert, in Frankreich so reich an bedeutenden Erscheinungen aller Art, hat nicht nur dramatische Dichter, wie Corneille, Racine und Moliere, sondern auch in begrenzteren Sphären der Poesie Talente hervorgebracht, die seitdem in dieser Sprache nicht erreicht worden sind, und noch heut für die ersten Vorbilder gelten. Zu ihnen gehört vor Allen Lafontaine*) in seinen Fabeln. — Das Alterthum hatte, ungeachtet der im Ganzen in ihm vorherrschenden Richtung auf das Grosse und Erhabene, Aesop und Phädrus eine bedeutende Stelle angewiesen, und über den Epopöen, Dramen, Oden und Satyren die einfache und anmuthige Form des Apologs nicht vernachlässigt. Das Mittelalter, besonders das französische, fand an dieser Gattung der Poesie grosses Gefallen, und trug, dem Charakter der Nation gemäss, in die Fabel gern eine satyrische Tendenz. Die Dichter jener Zeit schilderten unter der Gestalt, dem Instinkt, der Lebensart der Thierwelt, die besonderen Zustände, Gesinnungen und Neigungen der Menschen, und erlaubten sich unter dieser

*) Geb. 1621 in Chateau-Thierry, gest. 1695.

Hülle Angriffe auf die herrschenden Laster des Uebermuths, der List, der Heuchelei, in denen namentlich die höheren Klassen durchgenommen, und dem Volke, welches diese, wie andere Gelegenheiten begierig ergriff, um sich in der Vorstellung über die zu erheben, denen es in der Wirklichkeit untergeordnet war, in ihrer Blösse vorgeführt wurden. Aber der grosse Wandel, welcher allmählig in der französischen Sprache vorging, die vom sechszehnten Jahrhundert an eine neue Gestalt annahm, in der viele frühere Worte, Ausdrücke und Wendungen gänzlich verschwanden und unverständlich wurden, bewirkte, dass ein grosser Theil dieser Litteratur verloren ging, oder sich in einer für die Menge ungeniessbaren Form erhielt. Die vorherrschend gelehrte Epoche von Franz I an, die Nachahmung des Alterthums durch Ronsard und seine Schule, trug ebenfalls dazu bei, die mittelalterthümlichen Vorstellungen und Erinnerungen, und die Dichtungen, die ein unmittelbarer Ausdruck des Lebens jener Zeit gewesen, erlöschen zu lassen. Erst im siebenzehnten Jahrhundert trat, als sollten damals alle Formen, in denen sich der französische Geist aussprechen kann, in grösster Vollendung ausgebildet werden, neben Descartes, Pascal, Corneille, Bossuet, Moliere, Boileau, Racine, ein Talent auf, das die stille und beschränkte Welt, in welcher der Apolog spielt, von Neuem belebte.

Es waren aber, um in dieser Epoche litterarischer Bildung sich in einer so untergeordneten Gattung der Poesie hervorzuthun, nicht nur die Eigenschaften nöthig, die einen ächten Fabeldichter von jeher ausgezeichnet, wie ein der Natur nahestehendes kindliches Gefühl, das sich in dieselbe versenkt, einzig nur an sie zu denken scheint, über diesem Sinnen und Träumen aber nicht

ihr Verhältniss und ihre Verwandtschaft mit der freien und bewussten Welt des Menschen vergisst, und diese Beziehung auf eine dem Schein nach spielende, im Wesen aber ernste Art hervorzuheben weiss; die Kunst, in die Erzählung ein dramatisches Interesse einzuflechten, einen Knoten zu schürzen; sondern dies Alles musste, dem Fortschritt der Sprache und Bildung gemäss, in einer schönen, edlen Form geschehen, die gleichwohl die Einfachheit und Begrenzung des Gegenstandes nicht überschreiten durfte. Es war zugleich nothwendig, die Maske der Thierwelt, die der Geist im Apolog sich vornimmt, so durchsichtig einzurichten, dass seine unterscheidende Natur immer erkennbar blieb. Dies Alles ward von Lafontaine geleistet, der sich, durch seine Fabeln, den ersten Talenten seiner Nation an die Seite stellte. Die Meinungen sind über Corneille und Racine, Bossuet und Fenelon, Voltaire und Rousseau, wenigstens zur Zeit ihres unmittelbaren Wirkens, und, hier und da, auch später getheilt gewesen. Nur zwei ihrer Schriftsteller haben die Franzosen, und schon während des Lebens derselben, ausser allem Vergleich gestellt, und ihnen später einstimmig die Krone zuerkannt, Moliere in der Charakterkomödie und Lafontaine in der Fabel, und dieses Urtheil ist von der Zeit in und ausser Frankreich bestätigt worden. In allen Sprachen Europa's sind mehr oder weniger bedeutende Lustspieldichter aufgetreten, aber keiner hat den Begriff der modernen Komödie, mit solcher Vollendung an und für sich, und mit solchem Einfluss auf seine Landsleute, wie Moliere zu verwirklichen vermocht. Eben so hat man sich mit mehr oder weniger Glück im Apolog versucht, ihn aber nirgends

zu einer solchen Bedeutung erheben können, wie d
Lafontaine geschehen.

Lafontaine fand die Entwürfe für seine Fabeln
weder in früheren Behandlungen oder in Volkss
theilte ihnen aber die besondere Gestalt und Farbe
nes Geistes mit. Auch spielen sie nicht alle auf
Gebiete der unbewussten oder leblosen Natur. Es
von ihm ebenfalls gewisse beschränkte und einfache
stände des menschlichen Lebens dargestellt worden,
er hat sie mit derselben Wahrheit und Treue, wie
personifizirte Thier- und Pflanzenwelt zu behandeln
wusst, obgleich letztere das eigentliche Gebiet des A
logs ist. Da diese Gattung der Poesie sich auf gew
uralte Beobachtungen und Eindrücke gründet, im K
desalter der Menschheit angestellt, als die unvollk
mene Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft ihre T
tigkeit noch wenig in Anspruch nahm, und die St
und Einsamkeit ihres Daseins sie in unmittelbarer V
bindung mit der Natur erhielt, so lässt sich in der F
wenig eigentliche Erfindung denken. Der Hirt,
Fischer, Jäger und Ackersmann bemerkte, den Blick
die ihn umgebende Thier- und Pflanzenwelt geri
die ihren verschiedenen Gattungen eigenthümliche A
des Seins, und trug, unfähig sich diese Erscheinung
anders zu erklären, auf sie die Bewegungen, Triebe
Handlungen des menschlichen Wesens über. Der Mens
im Anfange seiner Entwickelung, seiner inneren Frei
und Trennung von der Natur sich noch wenig bewu
fühlte sich der gesammten Schöpfung verwandt, sob
sich in ihr irgend eine Verbindung und Aehnlich
mit ihm selbst regte. Er beseelte, personifizirte,
an und für sich bewusstlos oder leblos war. Diese ers

Eindrücke wurden durch ihre Wiederholung, da die Natur dieselbe blieb, zu Erfahrungen, die ein Geschlecht dem anderen überlieferte. Auf diese Art entstanden gewisse Vorstellungen über die den Menschen umgebende Thier- und Pflanzenwelt, die mit dem Gedanken und der Wissenschaft nichts gemein hatten, aber, als auf Beobachtung gegründet, eine gewisse sinnliche Wahrheit besassen, die sich zuerst der Phantasie des Menschen bemächtigt hatte, und später von seinem Verstande als eine anmuthige Gestalt seines frühesten Bewusstseins betrachtet wurde. Als Dasjenige, was früher ein unmittelbarer Eindruck und eine innere Ueberzeugung gewesen, von dem Geiste als ein Mittel der Kunst und des dichterischen Vermögens angewandt wurde, blieben jene ersten Vorstellungen herrschend, und es war dem Fabeldichter nicht erlaubt, sich von ihnen zu entfernen, oder sie anders aufzufassen und darzustellen. Derselbe konnte sich seine Gegenstände deshalb nicht schaffen, sondern musste sie so, wie sie die Natur gegeben, benutzen.

Wenn demnach in Lafontaine, eben so wenig wie in anderen Fabeldichtern, eine eigentliche Erfindung in Bezug auf den Stoff hervortritt, so gehört ihm jedoch die Form durchaus an, in die er jene ersten kindlichen Eindrücke und Beobachtungen über die Thier- und Pflanzenwelt, und ihre Verbindung mit der menschlichen Natur gekleidet, und er hat hierin eine Feinheit des Urtheils, eine Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung, wie Niemand vor oder nach ihm auf diesem Gebiet bewiesen. Bei manchen seiner Fabeln vergisst man die spielende Einkleidung über dem ernsten Inhalt, die Thiermaske verschwindet, und das Gefühl und der Verstand, welche aus dem Innern sprechen, nahmen unvermerkt mensch-

liche Gestalt und Züge an, ohne dass der Dichter der Natur und Begrenzung seines Gegenstandes untreu geworden wäre.

Lafontaine's Erzählungen in Versen „Contes — Nouvelles“ — betitelt, sind in hohem Grade geistreich und witzig, aber häufig bis zum Anstössigen frei, mitunter sogar durchaus schlüpfrig und unzüchtig. Die ihm eigene Stimmung, die überall eine unmittelbare Wahrheit suchte, sich wenig an Sitte, Mode, Konvenienz kehrte, und aus der manche seiner Vorzüge entspringen, führte ihn darauf, verbotene Liebeshändel, List und Trug in dieser Sphäre, und alle Verirrungen, die damit zusammenhängen, im Leben seiner Zeit und seines Volkes so gewöhnlich, als einen geeigneten Entwurf für seine Darstellung zu wählen. Er übersah hierbei nur zuweilen die Grenze, wo dergleichen Verhältnisse aufhören ein Ausdruck menschlicher Schwäche zu sein, die allerdings von der Poesie veredelt werden kann, und den Charakter der Verderbtheit annehmen, der durch keine Anmuth der Sprache vollkommen verhüllt werden kann. Diese Erzählungen waren es, welche Ludwig XIV gegen Lafontaine einnahmen. Dieser König, der mehr Sinn für Grösse der Form, als des Wesens besass, hatte schon an Lafontaine's Fabeln, weil sie, dem Anschein nach, geringe Gegenstände behandeln, wenig Geschmack gefunden. Er urtheilte über sie, wie über gewisse Gemälde der holländischen Schule, welche die einfachsten und gewöhnlichsten Zustände des Lebens auf eine meisterhafte Art darstellen. Als man einmal solche in einem seiner Gemächer aufgestellt hatte, befahl er ihre Entfernung mit den Worten: „Schafft mir diese Affengesichter fort!“ — Denn es waren Bauern, Hirten, Handwerker,

keine griechischen oder römischen Heroen, die sich auf jenen Bildern vorfanden. Die „Contes“ erregten seinen entschiedenen Unwillen, und machten ihn gegen Das, was in Lafontaine's Talent gross und edel war, gleichgültig. Denn dieser König, der im Leben nichts weniger als streng sittlich war, besass einen grossen Widerwillen gegen jede Verletzung des äusseren Anstandes, und war von allem Niedrigen, wie durch eine unübersteigliche Kluft getrennt.

Lafontaine hat den Inhalt seiner Erzählungen aus verschiedenen Quellen, Vieles aber aus dem Italienischen entlehnt. Wie man auch über die leichtfertigen und anstössigen Stellen in Bocaccio und Ariosto, in moralischer Beziehung, urtheilen mag, es ist in ihnen mehr wirkliche Poesie, als in Lafontaine's Schilderungen derselben Art zu finden. Wir glauben, dass jene beiden Italiener nicht weniger gross sein würden, wenn sie auch etwas weniger frei gewesen wären. Aber die bei ihnen vorkommenden schlüpfrigen und unzüchtigen Situationen gehören entweder, wie im Decameron, einer Zeit, Sitten und Zuständen an, die wir sogleich, als von den unsrigen wesentlich verschieden erkennen, und deren Darstellung deshalb keinen störenden Eindruck hervorbringt, oder finden sich, wie im Rasenden Roland, in einer durchaus phantastischen und bezauberten Welt vor, die zu keinem Vergleiche mit der unsrigen veranlasst. Ausserdem spricht aus Bocaccio ein gewisser alterthümlicher Ton der Kraft und Einfachheit, an den keine Forderung des modernen Zartgefühls gemacht wird, und in Ariosto werden die freiesten Stellen sehr oft durch die rührenden und seelenvollen Schilderungen, die ihnen folgen, vergessen gemacht. In Lafontaine's Erzählungen lässt sich

dagegen eine moderne und französische Lüsternheit, die, wo auch die Scene spielen mag, Paris zu ihrem Sitz hat, spüren, und es liegt in diesen Darstellungen weniger rohe Sinnlichkeit und weniger verwegener Spott, als vielmehr eine geschminkte und erkünstelte Verdorbenheit, die an alle Gebrechen der Gegenwart erinnert. Dies ist es, was ihn in solchen Produktionen unsittlicher und zugleich undichterischer, als die beiden grossen Italiener erscheinen lässt, denen er Manches entlehnt hat. Indessen fehlt es auch den Contes und Nouvelles nicht durchaus an ächter Poesie. Die Erzählung „le Faucon„ betitelt, wo ein Liebender seiner Freundin einen jungen Falken, dem er sehr zugethan ist, zum Essen zugerichtet, weil er ihr sonst nichts vorzusetzen hat, ist zart ausgeführt, und die „Courtisane amoureuse“ und einige andere sind nicht ohne Schönheit.

Lafontaine ist einer von den französischen Dichtern des siebenzehnten Jahrhunderts, denen die Sprache ihre Vollendung verdankt. In seinen Fabeln steht er weder Racine an Anmuth und Schönheit, noch Boileau an Klarheit und Bestimmtheit der Darstellung nach. Sein Versbau ist der fliessendste und mannigfaltigste, den es in der französischen Poesie giebt. Die geschickte Abwechselung längerer und kürzerer Zeilen in seinen Strophen, je nach dem auszudrückenden Sinne, die Fülle der Diktion, die Kraft des Rhythmus, dies Alles ist oft nachgeahmt, aber selten erreicht worden. In ihm findet man nichts von der Trockenheit und Einförmigkeit, die der französischen Versifikation häufig vorgeworfen werden kann. Seine Erzählungen sind jedoch nicht blos dem Inhalt, sondern auch der Form nach weniger vollendet,

als seine Fabeln, denen er allein die hohe Stellung verdankt, welche er in der französischen Litteratur einnimmt.

Unter seinen übrigen Arbeiten zeichnen sich ein Lustspiel „Florentin“ betitelt aus; ein mythologisches Drama: „Clymène — ein Gedicht: „der Tod des Adonis“ — das von lebendigen gefühlvollen Bildern glänzt; ein Roman „Psyche“ aus Prosa und Versen bestehend, in welchem Ernst und Scherz, Gluth der Empfindung und Spiel des Witzes auf eine Art abwechseln, die einen ungewöhnlichen Reichthum der Phantasie beweist. Seine Elegie „An die Freundschaft“ in der er das Unglück seines Gönners Fouquet*) betrauert, ist eine der besten Dichtungen in dieser Gattung, welche die Franzosen besitzen. Seine musikalischen Dramen oder Operntexte, seine Oden, Epigramme u. s. w. haben keine von dem Namen ihres Verfassers unabhängige Bedeutung, und sind vergessen worden.

Die lyrische Poesie und ihre höchste Form, die Ode, hatte, im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, durch Malherbe, wie früher näher erwähnt worden, insofern grosse Fortschritte gemacht, als der Rhythmus, der Reim, die Abtheilung der Verse und Strophen, die Wahl der Worte, ihre besondere Bedeutung, ihr Gebrauch in der Dichtung, dem Genius der Sprache gemäss, genauer unterschieden und bestimmt worden. Malherbe hatte ausserdem seine kritischen Untersuchungen und Vorschriften, in einer Anzahl gelungener Compositionen, gerechtfertigt und annehmbar gemacht. Was er in seinen Oden gelei-

*) Fouquet war Finanzminister gewesen, und wurde, im Anfange der Selbstregierung Ludwig XIV, wegen ungesetzlicher Handlungen, und auch aus anderen weniger bekannten Beweggründen, zu einem lebenslänglichen Gefängniss verurtheilt.

stet, kam der gesammten poetischen Diktion zu statten, die von ihm an nach einer festeren Haltung und strengeren Reinheit strebte. Indessen war er immer mehr ein grosser Verskünstler, als ein wirklicher Dichter gewesen, und hatte mehr auf die äussere Technik der Poesie, als deren inneres Wesen gewirkt. Die lyrische Dichtung blieb, während die dramatische unter Corneille, Racine und Moliere zu ihrer höchsten Blüthe kam, in einer untergeordneten Stellung, und die zahllosen, in derselben, zu dieser Zeit angestellten, Versuche zeichneten sich vor den früheren nur durch grössere Correktheit aus, waren aber fast alle ohne einen Kern von Eigenthümlichkeit, Kraft und Begeisterung. Erst gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts trat ein lyrischer Dichter in Frankreich auf, der alle seine Vorgänger übertraf, und in den gelungensten unter seinen Produktionen, nach der Meinung seiner Landsleute, später nicht erreicht worden ist. Es war dies Jean Baptiste Rousseau*), der, wegen seiner Streitigkeiten mit Voltaire, oft als dessen Zeitgenosse angesehen wird, aber der Epoche Ludwig XIV zugezählt werden muss, da er bei dessen Tode schon sechs und vierzig Jahre alt war, und seine bedeutendsten Arbeiten vor dieser Zeit bekannt gemacht hatte.

Rousseau's Psalmen, freie Uebertragungen oder Nachbildungen der alttestamentarischen Poesien dieses Namens sind, besonders was die Form betrifft, die vollendetsten unter seinen Werken. In ihnen tritt das Talent dieses Dichters für Rhythmus und Harmonie, für einen mit den Gedanken und Bildern übereinstimmenden Schnitt und Wechsel der Versmasse, für einen anmuthigen oder aus-

*) Geb. 1669 in Paris. Starb 1741 in Brüssel.

drucksvollen Fall der Reime glänzend hervor. Da der Inhalt ein gegebener war, so findet sich in diesen Psalmen wenig eigener Geist, wie denn Rousseau mehr durch den Adel, die Wahl und Fülle des Ausdrucks, die scharfe Begrenzung und harmonische Behandlung des Stoffes, als durch Tiefe des Gefühls oder Reichthum der Betrachtung bedeutend ist. Es gehörte übrigens immer viel dichterisches Talent dazu, um so grosse Originale, wie jene Poesien des alten Testaments, in einem modernen Idiom auf eine glückliche Art nachzuahmen, und deren erhabenen Charakter im Ganzen richtig wiederzugeben. Die Uebertragung der Psalmen durch Marot ist bekannter, als die Rousseau'sche geworden, weil erstere lange von den französischen Protestanten bei ihrem Gottesdienst angewandt wurde. Sie lässt sich aber, obgleich sie zur Ausbildung der Sprache im sechszehnten Jahrhundert beigetragen, der letzteren an poetischem Verdienst nicht vergleichen. Der unvergleichliche, begeisterte Ton jener Gedichte ist, trotz mehrer späteren Versuche, wenigstens im Französischen, nie so, wie von Rousseau, erreicht worden, und nur selten stösst man bei ihm auf den, zumal in seiner Sprache, so schwer zu vermeidenden Missgriff, die einsame und schmucklose Höhe und Grösse jener an die Gottheit selbst gerichteten Ergiessungen des Herzens, dem modernen Gefühl, durch fremde Zuthat und äussere Zierrathen näher bringen zu wollen.

Am meisten hat sich jedoch Rousseau durch seine Oden berühmt gemacht, die ihm ganz angehören, da er bei den Psalmen, so viel Eigenes er auch in sie hineintragen mochte, immer auf einem fremden Grunde baute. Unter diesen Oden sind es vorzüglich vier: an Malherbe; den Grafen von Luc; den Prinzen von Savoyen; den

Herzog von Vendome — überschrieben, die von den Kennern allgemein bewundert, und als die schönsten Denkmale dieser Art in der französischen Poesie angesehen werden. Es findet sich in diesen vier Gedichten, ausser der Vollendung der Form, und Allem, was dem Verstande und der Kunst angehört, ein natürlicher Ton von Kraft und Grösse, eine glückliche Wahl der Gedanken und Bilder, eine Reife des Urtheiles und Geschmackes vor, die dem Leser, wenn es möglich wäre, sie vollkommen zu überesetzen, in jeder Sprache eine hohe Meinung von dem Talent des Verfassers geben würden. Es giebt in ihnen Wendungen und Ausdrücke, die an das Höchste der lyrischen Poesie erinnern. Indessen sind es nur diese vier Oden, die als Meisterwerke angesehen werden können. In den meisten anderen stösst man neben einzelnen Schönheiten auf viele Mängel, Ungleichheit des Styls, Schiefe des Gedankens, auf erzwungene Vergleichungen, Härten und Dunkelheiten. Rousseau missbrauchte, wie so oft andere Dichter gethan, den Ruf, welchen er sich erworben hatte, und schrieb eine Menge von Oden über bedeutende Ereignisse oder an hervorragende Personen gerichtet, wie auf den Frieden von Passarowitz, an den König von Polen, die christlichen Fürsten u. s. w., in denen die Ausführung dem Gegenstande weit nachsteht, die mit Gemeinplätzen der Betrachtung und Beredtsamkeit überladen sind, und nur hier und da durch einzelne auflodernde Blitze an seine besseren Arbeiten erinnern.

In der lyrischen Poesie ist es noch schwerer, als in jeder anderen dichterischen Gattung, die Abwesenheit einer ächten Begeisterung, durch gewisse Surrogate des Talents, ersetzen zu wollen. Die geringe Ausdehnug der Ode, die meist schon durch den Versbau gebotene Noth-

wendigkeit in einen engen Raum einen bedeutenden Inhalt zu legen, die Leichtigkeit, mit welcher der Leser das Ganze übersieht und festhält, verrathen jede Künstelei, und machen die Täuschung schwer. Jeder einzelne Fehler tritt sogleich hervor. In umfassenderen Werken, wie Dramen, Romanen u. s. w., können diese oder jene Missgriffe über der Bedeutung des Ganzen übersehen werden. Von Liedern, Balladen, Oden verlangt man, dass sie, als unmittelbarer Ausdruck des Innern, mit derselben Sicherheit und Vollendung, wie Produkte der Natur an's Licht treten, und jeder einzelne Fehler vernichtet den Eindruck des Ganzen. Man übersieht an einem grossen Baume gewisse Auswüchse oder Unvollkommenheiten, die an einem kleineren Gewächs sogleich bemerkt werden würden.

Rousseau's Cantaten gehören zu dem Besten, was die französische Litteratur in dieser Art hervorgebracht hat. Besonders muss in dieser Gattung das Gedicht, „Circe" betitelt, hervorgehoben werden, das, abwechselnd erhaben und anmuthig, im Französischen nicht seines Gleichen hat.

Der gesellige Hang des Franzosen, mit allen seinen Vorzügen und Mängeln, die Freiheit, mit der das Publikum in diesem Lande von jeher alles ihm Vorkommende beurtheilt hat, ist die Veranlassung zu der unermesslichen Menge von Epigrammen gewesen, an denen diese Litteratur wahrscheinlich reicher, als die aller anderen Völker zusammen ist. Diese Epigramme haben fast immer eine satyrische Tendenz. Rousseau gilt in diesen zahllosen Witzspielen der Franzosen fast für den ersten Meister. Sie sind aber oft so zügellos und zuweilen sogar so unzüchtig, dass sie einmal die grosse

Ungebundenheit beweisen, mit der selbst in der Epoche Ludwig XIV Alles, was nicht unmittelbar Staat und Kirche angriff, sich zeigen konnte, und dann eine traurige Vorstellung von der Sittlichkeit und dem Zartgefühl einer Gesellschaft geben, die in diesen Produktionen einen verwerflichen, oft selbst niedrigen Inhalt über der anziehenden Form übersehen konnte.

Rousseau's poetische Episteln (epîtres) sind das Schwächste, was er hervorgebracht hat. Sie wurden gleichwohl zu ihrer Zeit mit grossem Beifall aufgenommen, weil sie oft Ausfälle und Seitenhiebe auf damals in den vornehmen Klassen in Paris allgemein bekannte Persönlichkeiten, Hofleute, Staatsmänner, bekannte Schriftsteller u. s. w. enthielten. Rousseau dichtete sie fast alle nach seiner Verbannung aus Frankreich, im Auslande, wo die von ihm Verletzten, ihn nicht erreichen konnten. Sein Unglück, das von Vielen als ein unverschuldetes angesehen wurde, rechtfertigte ihn in den Augen des Publikums für die Rache, welche er an seinen wirklichen oder vermeintlichen Verfolgern nahm, und die Neugierde und Schadenfreude gefiel sich in der Verbreitung dieser satyrischen Angriffe, die oft alles Mass übersteigen, und die giftigsten Verläumdungen und gehässigsten Anschuldigungen enthalten. Viele von diesen Episteln sind jedoch nicht polemischer Natur, sondern behandeln allerlei dieser Dichtungsart eigenthümliche Gegenstände: poetische Schilderungen des gewöhnlichen Lebens; Liebeseinfälle; persönliche Mittheilungen; Betrachtungen über Moral und Litteratur; Höflichkeiten an Freunde oder Gönner u. s. w., die selten an Rousseau's Talent in den Oden und Cantaten erinnern. In diesen Episteln gefiel er sich darin, gewisse im siebenzehnten Jahrhundert schon

ausser Gebrauch gekommene Sprach- und Redeformen, naive Wendungen, Elisionen älterer Schriftsteller und besonders Marot's, von den Franzosen „style marotique oder marotisme" genannt, nachzuahmen. Lafontaine, später Voltaire, haben dies in manchen leichten Dichtungen ebenfalls, nur mit ungleich mehr Geschmack und Urtheil, gethan.

Der Gebrauch dieser veralteten Formen bei Rousseau erinnert zuweilen an die in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts, besonders durch Friedrich de la Motte Fouqué und einige andere Dichter, in Deutschland aufgekommene Manie, die Sprache des Mittelalters künstlich nachahmen, und, in der Litteratur wie im Leben, um mehre Jahrhunderte zurückgehen zu wollen. Das Streben, aus den Ruinen der Vergangenheit einzelne Fragmente herauszubrechen und in den Bau der Gegenwart einzuschieben, um letztere ersterer ähnlich zu machen, ist ein leeres und fruchtloses Spiel. Das Vergangene kann nur im Geiste erneuert werden. In der meisterhaften Nachahmung einer altfranzösischen Romanze von Wieland: „Geron der Adelige" genannt, ist die Sprache durchaus modern und korrekt, und dennoch weht im Ganzen ein Ton der Alterthümlichkeit, und versetzt die Phantasie in die Welt der Burgen und Turniere. In einigen Göthe'schen Novellen (Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter — in den Wanderjahren) wird der kundige Leser unmittelbar an italienisches oder französisches Leben erinnert, blos durch die Haltung und den Geist der Darstellung, ohne dass einzelne Formen dieser fremden Natur künstlich und mühsam herbeigezogen würden. In Rousseau's poetischen Episteln artet diese Nachahmung alterthümlicher Formen oft in eine unerträgliche Ziererei

und Geschmacklosigkeit aus. Er zieht harte,
fällige Wendungen und Worte früherer Zeiten,
neuen und besseren vor, so, als wenn er die
in ihr Kindesalter zurückzuführen dächte.

In seinen „Allegorien" ist Rousseau's Styl
ungleich und verworren, sie sind aber ohne Geist,
findung und Anmuth geschrieben. Manche von
enthalten mehr oder weniger versteckte Angriffe auf
Feinde, bringen aber keine Wirkung hervor.
persönliche Satyre kann nur durch eine ganz
lebendige und originelle Behandlung für die
Bedeutung bekommen, da dieser ganz
Namen und Zustände gleichgültig oder
sind.

Rousseau's Komödien und Operntexte sind
men vergessen, und fanden selbst zu ihrer Zeit
Beifall. Die ihm schuld gegebenen satyrischen
(couplets), die seine Verbannung aus Frankreich
Folge hatten, finden sich in den meisten seiner
vor. Sie wurden, in den letzten Jahren der
Ludwig XIV, durch den Process, welchen sie
sehr bekannt. Abgesehen davon, dass nie
mittelt worden, ob sie wirklich von Rousseau
rührten, so ist es ein eigener Umstand, dass sie
sich äusserst ungleich, einige sehr witzig und
andere schlecht, voller Fehler gegen Reim und
sind. Sie athmen aber sämmtlich einen ganz
gehässigen Charakter, und enthalten die
persönlichen Ausfälle. Wenn sie, wie man, seines
nens ungeachtet, immer behauptet hat, Rousseau
Verfasser haben, so hätte er für so rücksichtslose
leidigungen und zügellose Verhöhnungen, für eine

Verletzung der Ehre und des Anstandes, das harte Schicksal, welches ihn traf, in den besten Lebensjahren für immer aus seinem Vaterlande verbannt zu werden, verdient.

Jean Baptiste Rousseau ist im vorigen Jahrhundert, besonders um Voltaire wehe zu thun, mit dem er lange in heftigem Streite gelegen, von dessen Gegnern als ein anderer Pindar und Horaz hingestellt, die Ehre des französischen Parnassus und der Fürst der Dichter genannt worden. Diese übertriebene Bewunderung hat sich im Lauf der Zeit sehr gemässigt. Um nicht von Pindar zu reden, dessen man, ohne ihn näher zu kennen, oft als des Vertreters der gesammten lyrischen Poesie gedenkt, mit dem Rousseau's Talent nicht die geringste Aehnlichkeit bietet, so steht er, selbst in seinen besten Werken, den Oden, Horaz an Schwung, Kraft und Gediegenheit nach, kann aber in seinen Episteln und Satyren mit dem römischen Dichter nicht verglichen werden, obgleich er denselben viel studirt und nachgeahmt hat. Die häufigen Parallelen, welche die Franzosen noch mehr, wie andere moderne Nationen, zwischen ihren Werken und denen des Alterthums ziehen, beruht fast immer auf einem willkührlichen Spiel der Einbidungskraft, welche oft gern dasFremdartigste zusammenstellt, als wollte sie sich selbst täuschen, und die, indem sie dadurch die Entfernung und Verschiedenheit der zu vergleichenden Gegenstände erst recht klar macht, das Gegentheil von dem hervorbringt, was sie beabsichtigt.

Die französische Poesie ist ausserordentlich reich an gelungenen Liedern, aller Art, an Epigrammen Satyren, Allegorien u. s. w., aber arm an guten Oden,

da die Richtung auf das Erhabene kein ihr eigenthümliches Element gewesen. Der nationale und literarische Ehrgeiz hat sich jedoch auf diesem Gebiete, weil einige grosse Namen aus dem Alterthum auf ihm glänzen, besonders gern versucht. Von Corneille und Racine sind keine Oden gedichtet, und von Boileau und Voltaire Versuche der Art ohne Erfolg unternommen worden. Rousseau ist der einzige, der in dieser Gattung sich wirklich hervorgethan, und etwas im Ganzen Bedeutendes und Bleibendes geleistet hat. Von Anderen, wie Lefranc de Pompignan, Lebrun u. s. w., die sich in der Ode versucht, ist nur Weniges in der Erinnerung lebendig geblieben.

Wenn man J. B. Rousseau, anstatt ihn mit Pindar und Horaz, von denen er durch eine unübersteigliche Kluft getrennt ist, mit einem modernen Dichter in derselben Sphäre, z. B. mit Klopstock, vergleichen will, was einen Sinn haben kann, so wird man letzteren höher stellen müssen. Rousseau schrieb lange Zeit nach Malherbe, der, was poetische Technik und äussere Korrektheit betrifft, schon einige vollendete Muster geliefert hatte. Corneille und Racine waren ihm vorangegangen, und er konnte sich bei Boileau's strengem Geschmack und scharfem Urtheil Rath erholen. Klopstock stand lange ganz allein da, und war durchaus auf sich gewiesen. Dennoch bietet dieser, bei einer aufmerksamen Vergleichung, selbst in der Sprache und Diktion, weniger Ungleichheiten und Mängel, als Rousseau dar, und zeigt, was den Inhalt betrifft, einen höheren Geist, nimmt einen kühnern und erhabenen Flug, behandelt grössere Gegenstände. Die reichere, farbigere, poetischere Natur der deutschen Sprache kam

Klopstock allerdings zu Hülfe, aber es gehörte ein Charakter und ein Talent dazu, wie er besass, um diese Fundgrube zu entdecken und zu bearbeiten. Auch sind in ihm weniger verfehlte, matte, dunkle Compositionen als in Rousseau zu finden, obgleich letzterer seine Sprache schon vollkommen ausgebildet vorgefunden hatte. Rousseau ist, ohne Zweifel, der erste französische Odendichter, Klopstock aber der erste dieser Art in der modernen Litteratur überhaupt.

## Siebenzehntes Kapitel.

Wir haben in dem Vorhergehenden gesehen, wie die französische Poesie, in fast allen Theilen, die epische ausgenommen, im Zeitalter Ludwig XIV zu ihrer Vollendung kam. Die Prosa blieb hinter diesem Fortschritt nicht zurück, bewies aber in ihrer Entwickelung weniger Mannigfaltigkeit, und that sich vornehmlich nur in der Behandlung religiöser und moralischer Gegenstände hervor. Nächst der Poesie, und besonders der dramatischen, ward die geistliche Beredtsamkeit die vornehmste litterarische Zierde jener Zeit. Das Theater und die Kanzel nahmen die öffentliche Aufmerksamkeit in fast gleichem Grade in Anspruch, und diese beiden von einander so entfernten Richtungen erreichten in dieser Epoche ihr Ziel, und stellten beide den ihnen angemessenen Inhalt in den vollkommensten Formen dar, die es dem nationalen Genius hervorzubringen möglich gewesen.

Beredtsamkeit überhaupt ist mehr als Poesie der hervortretende Zug des französischen Talents, und der eigen-

thümliche Charakter dieses Idioms. Zur Poesie gehört vor Allem eine reiche sinnliche Ausdrucksweise, welche die Gestalten, Töne und Farben der Natur durch die Rede möglichst wiederzugeben vermag. Niemand, der mehre Sprachen und Litteraturen kennt, wird läugnen, dass die französische hierin einigen anderen nachsteht. Sie ist mehr zur Darstellung des Allgemeinen als des Besonderen, des Moralischen als des Natürlichen, des Abstrakten als des Concreten, im weitesten Sinne des Wortes, gemacht. Die Poesie verlangt ausserdem ein Uebergewicht der Phantasie über alle anderen moralischen Kräfte, eine tiefe und innige Auffassung der Dinge, eine Verschmelzung des Geistes und der Natur im Gefühl, aus dem eine schönere Welt als die Wirklichkeit hervorgeht. Im Wesen des Franzosen hingegen, wie in seiner Sprache, ist der Verstand das herrschende Element. Die Einbildungskraft stösst, wenn sie ihre Flügel ausbreiten will, überall an die engen Grenzen, welche ihr vom Verstande gesetzt worden. Der Franzose ist ausserdem selten zu tiefer innerer Sammlung und Verarbeitung seiner Eindrücke geneigt, und lässt ihnen zu einer stillen Reife und Vollendung keine Zeit. Er will Das, was er aufgenommen, alsbald herausstellen, und trennt lieber, als er vereinigt. Diese Stimmung tritt der Poesie, im Ganzen, hemmend entgegen, ist aber für die Beredtsamkeit eher ein Hebel als eine Schranke. Diese ist immer auf einen wirklichen, unmittelbar in's Leben eingreifenden Gegenstand, oder der wenigstens für einen solchen gilt, gerichtet. Sie verwandelt die Dinge nicht, wie dies von der Poesie verlangt wird, sondern stellt sie nur ihren besonderen Zwecken nach zusammen. Die Phantasie, die das Ganze vereinigt und verklärt, tritt

in der Beredtsamkeit weniger als der Verstand, der trennt und das Einzelne scharf beleuchtet, hervor.

Der geistigen Anlage dieser Nation gemäss, musste die Beredtsamkeit in ihrer Sprache zur grössten Entwikkelung gelangen. Selbst in ihrer Dichtung ist dies der vorherrschende Zug. Es wird in derselben weniger gestaltende Kraft des Innern, als lebendige Auffassung der Aeusserlichkeit, mehr augenblickliche Erregung, als dauernde Begeisterung gefunden. Verstand und Urtheil halten in ihr die Einbildungskraft und das Gefühl nieder. Dies will indessen nicht so viel heissen, als ob der französischen Poesie, in ihren bedeutendsten Produktionen, die wesentlichen Erfordernisse einer solchen überhaupt fehlten, sondern nur dass sie, mit der Dichtung einiger anderer Nationen zusammengehalten, nicht so tief aus dem Quell der Natur geschöpft, und sich nicht so hoch in den Aether erhoben hat. Ihre Dichter sind mehr Redner als Bildner, und ihre Darstellungen dienen eher einem äusseren Zweck, als dass sie einen solchen in sich selbst tragen.

Die Franzosen haben diese ihnen eigene Gabe der Beredtsamkeit, die aus der Leichtigkeit ihrer Auffassung, dem Drange, ihre Eindrücke rasch wiederzugeben, und ihrem Streben nach augenblicklicher Wirkung auf Andere entstanden ist, allmählig auf jedem Gebiete, das dieselbe nicht durchaus abweist, geltend gemacht. Durch Voltaire ward sie im vorigen Jahrhundert in die Geschichtschreibung, durch J. J. Rousseau in die Behandlung politischer und pädagogischer Fragen, durch Buffon in die Naturwissenschaft, durch Barthelemy in die Alterthumskunde eingeführt, durch die von der Revolution geschaffenen demokratischen Institutionen ist ihr Gebrauch zuletzt ein

öffentliches Bedürfniss geworden, und hat eine allgemeine Anwendung gefunden. Diese in der französischen Litteratur vorwaltende Form der Beredtsamkeit ist, mehr als ihr Inhalt, der Grund ihrer grossen Anerkennung und weiten Verbreitung. Die Eloquenz ist ein Instrument, das zu mehr Dingen als die Poesie gebraucht werden kann, sie findet allgemeineren Eingang, wird schneller begriffen und leichter nachgeahmt. Aber der Missbrauch dieser Anlage ist zugleich einer der im französischen Wesen hervortretendsten Mängel, und was auf der einen Seite an Glanz und Anmuth gewonnen, wird auf der anderen sehr oft an Wahrheit und Gediegenheit verloren.

In der Epoche, welche uns hier beschäftigt, die zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, war man in Frankreich noch weit davon entfernt, alle Gegenstände des Denkens und Wissens, selbst solche die es vertragen, mit Beredtsamkeit zu behandeln. Das Streben danach war allerdings schon erwacht, aber die Mittel des Gelingens fehlten. Die Wissenschaften, Philosophie, Moral, Historie, Physik u. s. w. wurden nicht nur in den Schulen nach den Methoden des Mittelalters gelehrt, sondern auch im Ganzen in der Litteratur auf solche Art überliefert. Erst am Ende dieser Epoche begann Fontenelle auf manche, der Beredtsamkeit früher unzugängliche, Materien diese Form der Darstellung anzuwenden, die sich, im achtzehnten Jahrhundert, durch die von Voltaire und Rousseau dem gesammten geistigen Dasein verliehene neue Richtung, rasch verbreitete.

Dieses dem französischen Geiste natürliche Streben nach Beredtsamkeit hätte, unter anderen Umständen, sich besonders in der Politik, ein angemessenes Feld der

Thätigkeit suchen können. Denn daselbst ist sie noch mehr als in der Theologie und Moral an ihrer Stelle und ein Bedürfniss. Eine Religion, wie das Christenthum, kann, ihres reichen und tiefsinnigen Inhalts wegen, allerdings das Gefühl und die Einbildungskraft Derer, die sie verkündigen oder erklären, in hohem Grade in Bewegung setzen, aber ihre dogmatische Bestimmtheit weist wenigstens Denen, die sich von ihren wahren Grundsätzen nicht entfernen wollen, gewisse Schranken an, und erlaubt dem Talent nicht, alle seine Mittel in der Behandlung übersinnlicher und geheiligter Lehren, die vor allen Dingen geglaubt und befolgt werden sollen, zu entwickeln. Die Politik dagegen im weitesten Sinne des Worts, die Darstellung und Leitung des öffentlichen Lebens, ist der eigenthümliche Gegenstand dieser Kunst, die Beredtsamkeit genannt wird. In der Politik giebt es nichts unumstösslich Gewisses, Unbegrenztes und Uebernatürliches, sie gehört der Wahl und Freiheit des Menschen an, und Talent und Charakter können sich in ihr demnach unbeschränkt geltend machen.

Das Königthum, welches in Frankreich im siebenzehnten Jahrhundert ohne Zuziehung und Berathung der Nation waltete, schloss die Beredtsamkeit vom Staatsleben aus. Da Alles von Wenigen, im Namen eines Einzigen, bestimmt und entschieden wurde, so fand eine praktische Betrachtung und Erwägung der öffentlichen Verhältnisse keinen Raum, und selbst der Trieb zu blos theoretischen Untersuchungen wurde, bei der Unmöglichkeit einer Anwendung, erstickt. Die absolute Monarchie trat, bei unendlich geringerer Berechtigung, noch gebieterischer als die Kirche auf,

die zwar ihre Lehren als ein nothwendiges Gebot verkündigte, die Menge aber wenigstens von ihnen zu überzeugen und zu ihnen hinzuführen suchte, während die politische Gewalt sich wie ein drohendes Orakel hinstellte, das blos seinen Willen aussprach, und sich jeder weiteren Erklärung überhob.

Es blieb indessen, unter der alten Monarchie, der Beredtsamkeit ein, wenn auch mit der grossen Sphäre repräsentativer Institutionen verglichen, sehr beschränktes, aber immer noch bedeutendes Feld der Thätigkeit übrig. Es waren dies die gerichtlichen Verhandlungen vor den Parlamenten, die als unabhängige Körperschaften alle wichtige Angelegenheiten der Privatpersonen, in letzter Instanz, ohne Appellation entschieden, und deren Erkenntnisse, seltene Fälle ausgenommen, von dem Souverain nicht verändert, ihm meist sogar nicht einmal vorgelegt wurden. Diese Parlamente besassen ausserdem das Recht gegen die Massregeln der Krone Einwendungen zu erheben, und den von ihr erlassenen Gesetzen durch die Weigerung ihrer Bekanntmachung die Bestätigung zu versagen, was ihnen ein Eingreifen in die gesammte Politik des Landes möglich machte. Nur während der Selbstherrschaft Ludwig XIV übten die Parlamente diese Befugniss nicht aus, die nach seinem Tode alsbald wieder auflebte. Die gerichtlichen Verhandlungen gingen ausserdem in vielen Fällen öffentlich und mündlich vor, und es war demnach eine auf weltliche Zustände gerichtete Beredtsamkeit, eine Kenntniss ihrer Bedeutung und Beachtung derselben, möglich. Dieser Umstand blieb auch nicht ganz ohne Folgen für das Schicksal der Nation, denn ein grosser Theil der Mitglieder der gesetzgebenden Versammlungen der Revo-

lution bestand aus Magistratspersonen und Advokaten, die unter der alten Monarchie an einen freien Vortrag über, wenn auch nicht eigentlich politische, aber doch öffentliche, unmittelbar in das Leben eingreifende, Interessen gewöhnt gewesen waren.

Diese Verhandlungen vor den Gerichtshöfen bildeten jedoch in Frankreich keine Schule wahrer Beredtsamkeit, und übten auf die Bildung des Publikums keinen Einfluss aus. Die Rechtsverwaltung hatte sich durch die Natur der vorhandenen Gesetzgebung, als aus einem Gemisch von römischen Bestimmungen und lokalen Gewohnheiten bestehend, durch die Erblichkeit und Käuflichkeit der Richterstellen, und die gänzliche Ausschliessung des Volkes bei der Entscheidung, nicht nur in einem abgesonderten Stande concentrirt, sondern sich in ungewöhnliche Formen, eine Phraseologie und Terminologie gehüllt, die von der üblichen Sprach- und Ausdrucksweise abwichen, und für die Menge, so zu sagen, ein Mysterium blieben. Wie Alles, was sich von der Gesammtheit des Lebens trennt, an Kraft und Bedeutung verliert, so ging es auch der französischen Magistratur und ihren Proceduren. Ihre Formen wurden als ein nothwendiges Uebel angesehen, erregten hier und da Tadel, mitunter selbst Spott, blieben aber, da sie immer nur einzelne Klassen der Bevölkerung angingen, im Ganzen unbeachtet.

Der Fortschritt, der in der ersten Hälfte der Regierung Ludwig XIV sich in allen öffentlichen Verhältnissen kund that, berührte endlich auch die lange ganz erstarrte Rechtsverwaltung, und es wurden nicht nur in die Gesetze und die Gerichtsordnung viele Verbesserungen eingeführt, sondern auch von Seite der

Advokaten suchte man sich, in der Art und Weise des Vortrages, von dem Roste einer traditionellen Terminologie und eines abstrusen Styls zu befreien. Ein damals berühmter Sachwalter am pariser Parlament, Patru, dessen in diesem Werk bei Gelegenheit der Stiftung der Académie française Erwähnung gethan, ein Freund Boileau's, der eine französische Rhetorik zu schreiben unternommen, und der Quintilian seiner Zeit genannt wurde, versuchte es, dem gerichtlichen Vortrag mehr Klarheit, Gedrungenheit und Anmuth zu verleihen, und ihn dem von der Litteratur erreichten Standpunkte näher zu bringen, vermochte es aber nicht, die Macht seiner eigenen Gewohnheiten und den besonderen Geist seines Standes zu überwinden.

Patru, der bei seinem Eintritte in die Académie française eine so schöne Rede gehalten, dass von ihm an, um zu ähnlichen Darlegungen des Talents Gelegenheit zu geben, von jedem neu Aufgenommenen ein öffentlicher Vortrag verlangt wurde, der von seinen Kollegen in der Académie, bei feierlichen Gelegenheiten, zur Bewillkommnung einheimischer oder fremder Grossen, wie z. B. der Königin Christine von Schweden bei ihrem Aufenthalt in Paris, gewählt wurde, führte in seinen Plaidoyers das alte und neue Testament, die Kirchenväter, griechische und römische Philosophen und Historiker, mit derselben Weitschweifigkeit und Unangemessenheit, wie seine Vorgänger und Zeitgenossen ein, nur dass er, diese übel angebrachte Gelehrsamkeit abgerechnet, in allem Uebrigen sich eines besseren Styls als üblich war, befliss, und besonders eine strengere juridische Logik an den Tag legte.

Dieser Pedantismus hing mit der Theologie und

scholastischen Philosophie und überhaupt mit den Ueberlieferungen des Mittelalters zusammen, und hatte sich in einer vom Volke getrennten und meist erblichen Körperschaft, wie das Parlament war, das aus jener Zeit stammte, erhalten. Da diese Klasse weder von der Regierung ernannt noch vom Volk gewählt wurde, sondern sich aus sich selbst fortpflanzte, und aus ihr gleichartigen Elementen ergänzte, so hatte sich in ihr ein abgesonderter Standesgeist, und besonders eine übermässige Meinung von ihrer Wichtigkeit ausgebildet. Sie glaubte nicht, dass sie einer Verbesserung und Uebereinstimmung mit dem fortschreitenden Geiste der Nation bedürfe, und blieb in ihrer veralteten Weise bis zu ihrem Untergange beharren. Patru, ein gelehrter Jurist und zugleich in der griechischen und römischen Litteratur erfahren, war jedoch über die Bedeutung der Verhältnisse, in denen er wirkte, so verblendet, dass er die Beredsamkeit der ersten Advokaten seiner Zeit nicht viel unter die des Demosthenes und Cicero stellte, und glaubte, dass die Verhandlungen des pariser Parlaments dem Redner eben so reichen Stoff, wie die Volksversammlungen in Athen und Rom darboten. Aber das gebildete, an Corneille's und Pascal's Sprache gewöhnte, Publikum war weit davon entfernt, eine solche Meinung zu theilen. Die gerichtliche Beredtsamkeit blieb in Frankreich, ungeachtet der materiellen Wichtigkeit ihrer Gegenstände, und der Bedeutung der Parlamente, auf einer niedrigen Stufe, und weit unter den Forderungen der Zeit stehen.

Diese nationale Anlage für Beredtsamkeit, welcher der damalige Staat keinen Raum und keine Gelegen-

heit bot, fand in der Religion eine Anwendung,
man sie in der katholischen Welt seit Jahrhunderten
nicht mehr gesehen hatte. Eine Reihe bedeutender
geistlicher Redner erhob sich, und zog die allgemeine
Aufmerksamkeit auf sich, Redner, die nicht nur
durch die kaum erloschenen Religionskriege bedrohten
Bau ihrer Kirche befestigten, sondern deren Werke
selbst von der Bedeutung ihres Inhalts abgesehen,
die Vollendung und Grösse ihrer Form zu dauernden
Denkmalen in der Litteratur wurden, wie sie in dieser
Art keine andere moderne Sprache besitzt. Die geist-
liche Beredtsamkeit hatte, wie sich von selbst versteht,
in einer so religiösen Epoche, wie das Mittelalter,
gefehlt, und in Frankreich war sie das vornehmste
Mittel gewesen, das Volk für die Kreuzzüge in Bewe-
gung zu setzen. Der heilige Bernhard, mancher
deren nicht zu gedenken, hatte grossentheils seinen
den seinen Einfluss zu verdanken. Aber die französische
Sprache war damals noch so wenig ausgebildet, die
lehrt erzogenen Geistlichen waren so sehr gewöhnt,
lateinischen Formen und Phrasen zu denken und
sprechen, dass sie ihre Vorträge sehr oft lateinisch
fassten, und sie dann, um sie vor der Menge zu halten
in das rohe uud ungelenke Idiom ihres Landes
setzten. Es war damals mehr der Glaube und
Ueberzeugung von dem, was der Prediger sagte,
Ruf, seine Persönlichkeit, Stimme und Haltung, als
Kunst und Wahl des Ausdruckes, was ihm Einfluss
verschaffte. Man findet in manchen dieser Predigten
aus dem Mittelalter, Wendungen, Uebergänge, Bezeich-
nungen, die selbst in der unvollkommenen Sprache
grosses Talent verrathen. Aber es sind dies nur

zelne Momente, das Ganze erscheint dunkel, unzusammenhängend, mehr sonderbar als ausserordentlich, denn es war auch dem kräftigsten Geiste nicht möglich, einem so ungegliederten, starren und spröden Material, wie die damaligen Sprachformen, auf einmal eine gebildete Gestalt zu geben. Dies konnte nur durch die Arbeit von Jahrhunderten vollbracht werden.

Später, zur Zeit der Religionskriege und während der Ligue, als kirchliche und politische Ideen sich mit einander vermischten, nahmen viele geistliche Redner, besonders in Paris, von eigener Leidenschaft getrieben, und um dem Volke zu gefallen, einen übertriebenen, rohen, selbst wilden Ton an, ergingen sich in trivialen Vergleichungen, burlesken Schimpfreden, und wurden den gebildeten Laien lächerlich und anstössig. Auch fing die Unwissenheit vieler Prediger, ihr Mangel an Kenntniss der schon vorgeschrittenen Sprache, ihr niedriger Geschmack und gemeiner Geist aufzufallen an. Selbst unter Ludwig XIII, als die Prosa, nach Montaigne's Vorgang, in den Werken Charron's, des heiligen Franz von Sales, Duperron's, Balzac's u. s. w. schon ziemlich rein entwickelt war, zeigte sich kein grosser Kanzelredner, und die frühere Rohheit machte unter denen, die sich hervorthun wollten, einer pedantischen Rhetorik Platz, die sie veranlasste, in ihren Vorträgen, wie die Advokaten jener Zeit, alle möglichen Beispiele aus den litterarischen Monumenten der Vergangenheit anzuführen, und was ihnen an Geist und Kraft fehlte, durch Citate und Reminiscenzen zu ersetzen. Die Ausbildung der Prosa durch Descartes und Pascal, die Kritik und ächte Gelehrsamkeit, welche Port-royal ver-

breitete, die höheren Anforderungen an Sprache, A
druck, Geschmack, die von der Mitte des siebenzeh
Jahrhunderts an, an jede litterarische Komposition
macht zu werden anfingen, und der Umschwung, d
das gesammte französische Leben mit Ludwig XIV
treten nahm, brachten endlich, wie in so vielen and
Richtungen, auch in der kirchlichen Beredtsamkeit, e
neue und grosse Epoche hervor. Zwei Bedingun
mussten erfüllt werden, damit in dieser Sphäre e
Ausserordentliches geschähe: das Vorhandensein gr
Talente, und die Gelegenheit für dieselben, sich zu
und auszubilden. Erstere waren natürlich, wie im
nicht ein Werk der Umstände, sondern ein Gesch
der Natur, letztere setzte besonders günstige Ver
nisse voraus, ohne die jene hervorragenden Geister
zum Bewusstsein und zur Uebung ihrer Kraft geko
wären. Denn das Talent ist ein Funke, der, wen
von keinem belebenden Hauche bewegt wird, nicht
Flamme emporschlägt, und in sich selbst verglimmt.

Ludwig XIV, auf den, vom ersten Anfang se
Selbstregierung an, alle Blicke gerichtet waren,
selbst von seiner realen Macht abgesehen, eine Art p
sönlicher Diktatur, wie keiner seiner Vorgänger aus
und der Nation, nach den langen inneren Kriegen
Unruhen, wie die verkörperte Idee der Monarchie
schien, war durch seine Ueberzeugungen, seine Gew
heiten, und den ihm eigenen Sinn für jede Aeusser
von Kraft und Fähigkeit, die mit den Bedürfnissen
Staates und den Forderungen des damaligen Zeitge
übereinstimmte, der Entwickelung der geistlichen
redtsamkeit in hohem Grade günstig. In einer ge
Befolgung der Vorschriften und Gebräuche seines

bens erzogen, war er, bei allen kirchlichen Festen und anderen feierlichen Gelegenheiten, gewohnt, den Predigten seiner Geistlichkeit mit Aufmerksamkeit und Sammlung beizuwohnen. Obgleich ohne besondere litterarische Bildung, liess ihn sein natürlicher Geschmack, seine Neigung für Alles was sich als gross und edel ankündigte, sehr bald diejenigen unter den kirchlichen Rednern erkennen, die sich durch Reichthum der Gedanken und Gabe der Darstellung hervorthaten. Er besuchte ihre Vorträge nicht nur fleissig, veranlasste nicht nur durch sein Beispiel, seine Familie, seinen Hof, das hauptstädtische Publikum zu einer ähnlichen Theilnahme, sondern zeichnete sie auch persönlich aus, erkannte ihre Bedeutung ausdrücklich an, und erhöhte, da die öffentliche Meinung in Frankreich eine Zeit lang sich in fast allen Dingen nach ihm richtete, in den Augen der Welt den Werth ihrer Bestrebungen. Diese geistlichen Redner, durch die Aufmerksamkeit und den Beifall, den sie fanden, wie jedes ächte Talent zu immer höheren Anforderungen an sich selbst getrieben, leisteten das Höchste was ihnen, nach eines Jeden Eigenthümlichkeit und Anlage, möglich war, und bereicherten ihre Sprache und Litteratur mit einer Anzahl Meisterwerken, von denen einige an Reinheit und Schönheit der Form, an Kraft und Erhabenheit des Inhalts, an einer in allen Theilen übereinstimmenden Vollendung, für Produkte des Genies gelten können.

Der Einfluss dieser grossen Prediger verlieh der Geistlichkeit ihres Landes eine neue Anregung, veranlasste die fähigeren Mitglieder dieses Standes zu Untersuchungen über Religion und Moral, zu einer Entwickelung der Lehren und der Geschichte ihrer

Kirche, zu einem näheren Anschliessen an Alles, in der Wissenschaft und dem Leben Bedeutendes vortrat, und mit den religiösen Grundsätzen nicht Widerspruch stand. Eine neue, Theologie und M umfassende, Litteratur erhob sich in Frankreich, sich von den meisten früheren Arbeiten dieser Art nehmlich durch ihre Uebereinstimmung mit dem dungsstande der Zeit unterschied, nicht mehr eine d und kraftlose, von überall her zusammengeholte Gel samkeit blieb, sondern durch die nationale Form, der sie erschien, eine lebendigere Wirksamkeit hielt.

Der Erste unter diesen Theologen, Moralisten kirchlichen Rednern, der Zeit und dem Verdienst war Bossuet*), der, nächst dem heiligen Bernhard, den berühmtesten Kleriker der gallikanischen Kir gelten kann, und in der grössten Epoche der franz schen Litteratur, wo es eine Fülle von Talenten g und sich hervorzuthun schwer war, eine der ersten, in der ihm eigenthümlichen, Sphäre eine hohe unbestrittene Stellung einnimmt. Obgleich Bossuet Allem, was er gethan, eine nicht gewöhnliche Befähig und Einsicht bewiesen, so ist er doch nur auf Einem G biete seiner vielfältigen Thätigkeit ausserordentlich ge sen. Als Philosoph und Moralist wird er von Descartes Pascal übertroffen; in seinem Entwurfe einer allgemei Geschichte tritt eine zu ausschliessend kirchliche Te denz hervor, und seine Betrachtungsweise ist, trefflichen Einzelheiten und grossen Blicke ungeacht

*) Jacques Bénigne Bossuet geb. 1627 in Dijon, starb 170 Paris.

veraltet; in seinen Predigten (sermons) hat er an Bourdaloue und Massillon gefährliche Nebenbuhler gefunden; aber in seinen Trauerreden (sermons funèbres) ist er, im Ganzen, nicht erreicht, geschweige übertroffen worden, und diese sind es, die ihm in der Litteratur seines Landes einen so hohen Platz anweisen. Er würde zwar, ohne diese Trauerreden, immer zu den bedeutendsten Talenten des siebenzehnten Jahrhunderts gehören, man könnte ihn aber nicht zu den grössten Geistern seines Volkes zählen, ihm nicht den ersten Rang in irgend einer Sphäre einräumen. Durch die Art aber, wie er die Persönlichkeit, das Geschick, die Thaten einiger seiner verstorbenen Zeitgenossen behandelt, durch die Kraft der Gedanken, die er in diesen Reden niedergelegt, und die Höhe der Darstellung, zu der er sie emporgehoben hat, ist er zum ersten oratorischen Talent seiner Nation, und, dies selbst von dem besonderen religiösen Zweck abgesehen, sein Werk einzig als Ausdruck sprachlicher Kunst betrachtet, geworden. Frankreich hat nie einen grösseren Redner als Bossuet hervorgebracht.

Die Gedächtnissrede für Verstorbene ist, ohne Zweifel, eine der ältesten Formen, welche die Beredtsamkeit angenommen hat, sobald sie sich von der Dichtung, mit der sie ursprünglich eins gewesen, getrennt hatte. Diodorus Siculus erzählt, dass im alten Egypten die Priester das Lob eines abgeschiedenen Königs aussprachen, welches von dem Volke, je nach der Meinung, die man von dem Verstorbenen hegte, mit Beifall oder Murren aufgenommen, und demgemäss über die Art seines Begräbnisses entschieden wurde. In dem demokratischen Griechenland wurden nicht Fürsten, sondern die für das Vaterland im Kampfe umgekommenen Bürger von den

ersten Männern des Staates öffentlich gepriesen,
Perikles, Lysias, Demosthenes u. s. w. dies gethan
aristokratischen Rom waren es nicht ganze Scharen,
dern einzelne durch ihr Verdienst hervorragende,
auch nur durch ihre Geburt bekannte Personen,
Frauen, deren Lob, nach ihrem Tode, gewöhnlich
einem der nächsten Verwandten, auf dem Forum,
den Rostris herab, in Gegenwart des Volkes, verkün
wurde. Auf diese Art hielt Cäsar, als er noch
jung war, die Gedächtnissrede für Julia, seines V
Schwester. Cäsar selbst ward, ehe seine Leiche
brannt wurde, von Antonius gepriesen, und man
die Wirkung, welche diese Rede auf das Volk her
brachte.

Unter den Kaisern verlor dieser Gebrauch die le
Spur seines religiösen Ursprungs, und ward eine
Ceremonie, die auf einen theatralischen Effekt berech
war. Da aber die meisten unter diesen Kaisern
rannen waren, die nach ihrem Tode keiner besonde
Anerkennung gewiss sein konnten, so hielten sie es
sicherer, sich während ihres Lebens rühmen zu las
und der Panegyrikus wurde in den letzten Zeiten
römischen Reiches so häufig, dass er einen Theil
Litteratur jener Epoche ausmacht. Vom Staate be
Rhetoren und Sophisten sprachen das Lob der Herrsch
an den Höfen, in Lagern und Schulen, in griechis
oder lateinischer Rede, aus. In diesen Produkti
liess sich sehr selten die Stimme der Wahrheit
nehmen, sie waren meist nichts als ein Spiel sch
lerischer Phrasen und Sentenzen, zuweilen sinn
meist aber seelenlos, älteren Mustern nachge
Diese Panegyriken können, mit seltenen Ausna

für einen Beweis des tiefen Verfalles der antiken Litteratur, lang vor dem materiellen Untergange des Reiches, gelten.

Durch das Christenthum erhielt die Gedächtnissrede für Verstorbene eine neue und höhere Bedeutung. Im alten Griechenland und Rom war der Staat, und was mit diesem zusammenhing, vergöttert worden. Die Einzelnen wurden nur um der Eigenschaften willen, durch welche sie dem Gemeinwesen gedient hatten, gepriesen, und ihr Inneres kam, da es keine freie Sittlichkeit, sondern nur eine gesetzliche Gerechtigkeit gab, bei Erwägung ihres Verdienstes, in geringen Betracht. Wenn Frauen, wie z. B. Julia von Cäsar, öffentlich gelobt wurden, so geschah dies nur darum, weil Geburt und Name Gelegenheit gaben, an Götter und Heroen, die Gründung Rom's, den herrschenden Kultus, die grossen Familien u. s. w. zu erinnern, wies dies in diesem Falle besonders statt fand, da das julische Geschlecht nach der Volkssage von Venus und Aeneas abstammte.

Diese ausschliessende Richtung auf den Staat und die Endlichkeit wurde vom Christenthum gebrochen, und für eine Zeit lang fast in das äusserste Gegentheil umgewandelt. Die neue Religion setzte in ein ihr so lange feindliches, und, als es sich mit ihr endlich ausgesöhnt, gleichwohl immer mehr sinkendes Gemeinwesen geringes Vertrauen. Seine Erhaltung war ihr, da sie sich zu ihm in einem unausgleichbaren Missverhältnisse fühlte, im Grunde gleichgültig. Worauf es ihr ankam, war die Bekehrung oder Erleuchtung und dereinstige Beseeligung des Individuums, an und für sich, ohne Rücksicht auf den politischen oder nationalen Verband, in welchem dasselbe stand. Die Idee der Ewigkeit löschte damals gewisser-

massen die der Zeit aus, und die Gegenwart und das irdische Vaterland verschwanden vor dem Gedanken der Zukunft und einer himmlischen Heimath. Einige der christlichen Grundlehren, wie die Gleichheit aller Menschen vor der Gottheit, die persönliche Fortdauer nach dem Tode, und die Bestimmung eines ewigen Geschickes, einzig nach dem Massstab inneren Werthes entschieden, brachten in der Meinung über das Leben, dessen Führung, die Schätzung der Personen und ihrer Handlungen, über die gesammte sittliche Natur, die grösste Veränderung hervor, die jemals unter den Menschen erschienen ist. Der Standpunkt, die Richtung, das Ziel des Daseins, wurden wesentlich verändert.

Dieser grosse Wechsel in den Gesinnungen und Ueberzeugungen machte sich allmälig in allen Theilen der Litteratur geltend, die mit der neuen Religion in einem näheren Zusammenhange standen. Der Gebrauch, an durch Stellung und Verdienst hervorragende Verstorbene durch öffentliche Reden zu erinnern, ward vom Christenthum beibehalten, ihm aber, seinem Geiste gemäss, ein anderer Inhalt gegeben. Der Grundsatz einer einstigen Rechenschaft und eines göttlichen Gerichts, der überall vorangestellt wurde, musste eine durchaus neue Weise der Beurtheilung und Würdigung des Lebens hervorbringen. Dieses ward fortan nur als der Anfang des Daseins, als eine Vorbereitung auf eine übersinnliche Welt betrachtet. Die Eigenschaften, welche das Heidenthum am höchsten gestellt, wurden übersehen, die, welche es kaum geahnt, hervorgehoben.

Der christliche Panegyrikus wandte sich, wie die gesammte Litteratur der neuen Religion, fortan an das Höchste und Innerste im Menschen, d. h. seine Pflicht,

sich mit dem sittlichen Zweck der Welt, der von Christus offenbart worden, in Uebereinstimmung zu setzen, und ging von dieser Forderung zur Beurtheilung der Personen und Thaten über. Die Ideen nahmen, ihrem Wesen nach, unter dem Einflusse des Christenthums, einen unendlich höheren Schwung als im Heidenthum möglich gewesen, obgleich ihre Darstellung, aus Schuld der Zeit und der Lage der Welt, weit hinter ihrer inneren Bedeutung zurückblieb.

Die Erinnerung an die Verstorbenen übte, wie jeder übersinnliche Gedanke, von dem Augenblick an, wo das Christenthum sich geltend zu machen anfing, eine viel tiefere Wirkung, als sonst, auf das Dasein der Lebenden aus. Wie begeisternd auch die Vorstellungen und Bilder gewirkt, mit denen Perikles und Lysias die im peloponnesischen Kriege gefallenen Athener priesen, sie konnten denselben keine andere Unsterblichkeit, als die ihrer eigenen Worte, und das Bestehen ihres Vaterlandes versprechen. Dieses Vaterland mochte für noch so herrlich gelten, die Ahnung eines ähnlichen Geschickes, wie das Troja's, musste sich selbst dem in der Gegenwart Befangensten zuweilen aufdringen. Man weiss, dass der jüngere Scipio, beim Anblick des brennenden Karthago's, von dem Gedanken an den künftigen Fall Rom's ergriffen wurde.

Ohne den in der alten Welt, in Abwesenheit anderer Motive, besonders kräftigen Instinkt für das politische Gemeinwesen, in welchem der Einzelne stand, hätte eine so zufällige Belohnung, wie der Ruhm, der übrigens immer nur Wenigen zu Theil werden konnte, nicht hingereicht, in der Masse das Gefühl der Aufopferung für das Ganze zu unterhalten. Dieser Instinkt bestand übri-

gens nur so lange, als er zugleich eine äussere Nothwendigkeit unter Völkern war, welche meist an ihrer gegenseitigen Unterjochung und Zerstörung arbeiteten, und verlor sich, als die Römer sich Alles unterworfen, Alles gleich gemacht hatten, und alle nationalen Regungen in der von ihnen aufgedrungenen Einheit untergegangen waren. Die Vorstellung von der unabwendbaren Nacht und Vernichtung brach gegen das Ende der heidnischen Welt, als das politische Band, nach so langer Zerrüttung und Zerstörung, locker wurde, und mit ihm die innere Rathlosigkeit und Verzweiflung hervor, die den Charakter der römischen Kaisergeschichte ausmacht.

Der christliche Grundsatz dagegen, dass das Innere des Menschen aus einem unvergänglichen Stoff gewoben ist, verlieh dem Individuum, welches auch seine äussere Stellung im Leben sein mochte, bei höheren Pflichten auch höhere Rechte, und erhob dasselbe zu einer im Alterthum ungekannten Stufe sittlichen Bewusstseins. Die Worte des Apostels: „Wie die Heiden, die keine Hoffnung haben" — bezeichnet die verschiedene Natur der beiden Welten, den vorübergehenden Glanz der einen, und die unverlierbaren Güter der anderen.

Mehre der berühmtesten Lehrer, sowohl der griechischen als der lateinischen Kirche, Gregor von Nazianz, Gregor von Nissa, Ambrosius von Mailand, der heilige Hieronymus und Andere, haben Gedächtnissreden zu Ehren verstorbener Verwandten, Freunde, berühmter Geistlichen, und, obwohl seltener, einiger mächtigen Personen des christlich gewordenen Staates gehalten oder verfasst. Man kann von diesen Werken, in der Epoche des tiefsten Verfalles der antiken Litteratur entstanden, sagen, dass Das, was sie auszeichnet, dem Geiste des

Christenthums, Das, was sie entstellt, der Nothwendigkeit angehört, die Formen einer ihnen fremd gewordenen und fast entgegengesetzten Weltanschauung nachahmen zu müssen. Denn der Christ, der im vierten oder fünften Jahrhundert sich in griechischer oder lateinischer Schrift und Rede hervorthun wollte, konnte hierzu nur durch das Studium der Muster der heidnischen Vorzeit gelangen. Es war nicht möglich, dass dieser Widerspruch sich nicht fühlbar machen, und eine Hemmung für den natürlichen Aufschwung des Talents werden sollte. Die allgemeinen Grundsätze und Wahrheiten der neuen Religion, so wie ihre Geschichte, waren so gross und ausserordentlich, dass sie selbst von einer mittelmässigen äusseren Darstellung nicht geschwächt werden konnten, jedes nähere Eingehen aber in Einzelheiten des Lebens, jedes Heraustreten aus dem inneren Heiligthum des Glaubens, musste an den Gebrechen jener sinkenden und sich auflösenden Weltlage leiden.

Der Untergang der antiken Bildung und ihrer Sprachen liess in dem mühevollen, oft unterbrochenen Streben nach der modernen Gesittung, die fast Alles von vorn anfangen musste, und mit zahllosen Hindernissen zu kämpfen hatte, unter den neuen Idiomen lange Zeit hindurch keine eigentliche Litteratur und Beredtsamkeit aufkommen. Es fehlte allerdings nicht an äusserer Anregung, aber an der Form, von der sie eine angemessene Fassung hätten erhalten können. Alles rang und wogte so wild und unregelmässig durcheinander, dass die Produktionen eines Jahrhunderts dem folgenden, bei beständigem Wechsel und Fortschritt in der Sprache, ungeniessbar wurden, oder vergessen wurden. Erst nachdem die neuen Sprachen, nach langen oft vergeblichen

Versuchen, mannigfaltigen Reinigungen und Umschmelzungen, eine feste Gestalt angenommen, konnte von einer wahrhaft nationalen Litteratur, die für einen Ausdruck des Volksgeistes gelten, und ein Werkzeug für jede intellektuelle Thätigkeit werden sollte, die Rede sein. Dies Ziel ward, je nach dem Schicksal der modernen Nationen, in dem einen Lande früher, als in einem anderen erreicht. In Frankreich kam die Sprache im siebenzehnten Jahrhundert zu ihrer Vollendung, und es ist ein charakteristischer Umstand, dass ein grosser Theil dieser erlangten Fähigkeit alsbald zu Werken der Beredtsamkeit, und, da im Staate eine solche keine Anwendung fand, im Dienste der Religion verwandt wurde.

Bossuet hatte sich schon als Theologe, namentlich durch seine Kontroversen mit protestantischen Geistlichen, durch einige philosophische Schriften und seine Predigten bekannt gemacht, als ihm die Gelegenheit wurde, das grosse Talent, welches ihm die Natur verliehen, zu bekunden. Alles, was er sonst gethan, konnte und sollte von Anderen erreicht oder übertroffen werden. In seinen Predigten hatte er, von dem besonderen Zwecke solcher Vorträge, der ausschliessend Belehrung und Erbauung ist, beschränkt, seine Gabe der Beredtsamkeit nicht vollständig entwickeln können. Die Trauerrede (sermon funèbre) war das einzige Feld, auf dem damals in Frankreich ein grosser Redner sich zeigen konnte. Diese Form der Eloquenz führt, indem sie von Personen handelt, die durch ihre Handlungen oder ihre Schicksale berühmt geworden, von selbst darauf, ein erhöhtes Bild des Lebens überhaupt zu geben. Kein menschliches Interesse bleibt ihr fremd. Sie berührt die Geschichte durch die Erwähnung der Thaten oder Leiden ihres Ge-

genstandes, die Politik durch die Betrachtung der Begebenheiten und ihrer Folgen, die Moral durch die Beurtheilung der Personen und Dinge. Dieser Reichthum des Inhalts erlaubt ihr alle Mittel der Darstellung in Anwendung zu bringen. Der religiöse Charakter, den sie im Munde eines Geistlichen annimmt, theilt ihr ausserdem noch die besondere Höhe und Erhabenheit mit, zu der das Christenthum Alles, was mit seinem Geiste übereinstimmt, emporzieht.

Bossuet war zur Lösung einer solchen Aufgabe besonders geeignet. Er hatte sich mit Theologie, Philosophie, Geschichte, Moral beschäftigt, und durch sein Leben an einem Hofe, der sich nicht nur durch Glanz und Verfeinerung auszeichnete, sondern auch als der Mittelpunkt der europäischen Politik dastand, war ihm eine Einsicht und Kenntniss der grossen Verhältnisse der Welt, eine Anschauung der sie in Bewegung setzenden Charaktere, eine Uebersicht über den Gang der Begebenheiten, wie keinem anderen Prediger seiner Zeit, geworden. Diese Vortheile, mit seinem religiösen Sinne und seinem grossen Talent für die Sprache verbunden, mussten etwas Ausserordentliches hervorbringen.

Bossuet hat in einem Zeitraume von achtzehn Jahren (1669—1687) sechs Trauerreden gehalten: auf die Königin Henriette, Wittwe Karl I und Tochter Heinrich IV; die Herzogin von Orleans, Tochter Karl I und Gemalin des Bruders Ludwig XIV; die Königin Maria Theresia, Gemalin Ludwig XIV; die Pfalzgräfin Anna aus dem Hause Gonzaga; den Kanzler Michael Le Tellier; den Prinzen von Condé, der grosse Condé genannt.

Diese Reden sind, was den Reichthum der in ihnen niedergelegten Gedanken und Betrachtungen, die Kraft,

mit welcher der religiöse Gesichtspunkt festgehalten,
Alles auf ihn zurückbezogen wird, die Vollendung
Darstellung betrifft, von gleichem Werth, so das
schwer sein würde, der einen den Vorzug vor der
deren zu geben. Aber der Redner, und selbst der grö
wird nothwendig von seinem Gegenstande, dessen W
nicht, wie gewöhnlich bei dem Dichter, von ihm
hängt, bestimmt, und mehr oder weniger begünst
In dieser Hinsicht nehmen die Gedächtnissreden auf
verwitwete Königin von England, ihre Tochter,
Herzogin von Orleans, und den Prinzen von Condé,
grössere Theilnahme als die übrigen in Anspruch.
Geschick der Witwe Karl I, in eine so grosse Begeb
heit, wie die englische Revolution, die Erschein
Cromwell's und die Hinrichtung des Königs, verfloch
der plötzliche und tragische Tod ihrer Tochter, die
Laufe weniger Stunden von der blühendsten Jugend
einem qualvollen Tode überging, denn sie starb an
der kriegerische Ruhm, die grossen Thaten des Prin
von Condé, boten mehr Stoff als das Leben der Kön
Maria Theresia dar, die ohne besondere Gaben
Schicksale, eine stumme und leidende Rolle neben ih
glänzenden Gemal eingenommen, als die Abenteuer
Pfalzgräfin Anna, die, nach einem mehr anspruch
len als bedeutendem Eingreifen in die inneren Unru
während der Minderjährigkeit Ludwig XIV, die letzt
Jahre unter strengen Bussübungen zubrachte, und
die thätige aber beschränkte Laufbahn des alten
starren Kanzlers Le Tellier.

Bossuet hat es indessen verstanden, diese an
für sich weniger glänzenden Entwürfe durch die Be
hung, in welche er sie zu allem in seiner Zeit Be

tungswerthen stellte, durch den Reichthum seiner Betrachtungen über Vergangenheit und Gegenwart, zu erheben. Uebrigens hatte er diese drei letzten Entwürfe nicht für sich gewählt, sie waren ihm von den Umständen auferlegt worden. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, dem Ansinnen Ludwig XIV auszuweichen, die Trauerrede für dessen verstorbene Gemalin zu halten. Es war natürlich, dass eine Königin von Frankreich von dem berühmtesten geistlichen Redner ihres Landes geehrt wurde. Auch war Bossuet Ludwig XIV, den er ausserdem persönlich bewunderte und an dessen Hause er hing, viel schuldig.

Was die Pfalzgräfin Anna betrifft, so hatte sie, nach einem selbst noch in reiferen Jahren leichtsinnigen Wandel, und nach Darlegung des entschiedensten Unglaubens, sich endlich zu einer besseren Ueberzeugung gewandt, und von derselben in der letzten Zeit ihres Lebens vielfache Beweise gegeben. Bossuet konnte, bei seinem religiösen Eifer und den Gesinnungen seiner Zeit, diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne das frühere Leben dieser Fürstin und ihre Bekehrung, zu einem religiösen und moralischen Beispiel der Warnung und Ermunterung für den Hof, an dem sie gelebt, zu benutzen. Auch hatte eine ihrer Töchter den Sohn des grossen Condé geheirathet, zu dem Bossuet in den freundlichsten Verhältnissen stand.

Das Leben des Kanzlers Le Tellier war offenbar der undankbarste dieser Entwürfe. Aber die hohe Stellung dieses Ministers, die Gunst, deren er bei Ludwig XIV genoss, und Bossuet's persönlichen Verpflichtungen gegen denselben, denn Le Tellier war einer der ersten gewesen, die den König auf sein Talent aufmerksam

gemacht, mussten ihn diese Gelegenheit, seine
barkeit und Achtung für den Verstorbenen
auszusprechen, gern ergreifen lassen. Bossuet
dieser Trauerrede sich den Irrthum zu schulden
men lassen, die Verfolgung der französischen Prote-
ten und den Widerruf des Edikts von Nantes,
Le Tellier thätig gewesen, zu preisen. Aber es
damals die Meinung der ganzen katholischen Welt.

Die Idee der Gewissensfreiheit, als eines natürli-
Rechts, ward übrigens von den Protestanten damals
so wenig, wie von den Katholiken begriffen, wie
ders das Beispiel Englands beweist. Nicht die Ver-
gung an und für sich, sondern deren Ausdehnung
Frankreich, verlieh dieser Massregel in den Au-
der Zeitgenossen einen besonders gehässigen Chara-
Es gab ausser England noch andere protestanti-
Staaten, die den Katholicismus bei sich eben so
nig, wie Ludwig XIV den Protestantismus dulden
ten. In den meisten protestantischen Schweizerk-
tonen, so wie in mehren deutschen Reichsstädten,
die Katholiken von allen bürgerlichen Rechten
schlossen. In einigen kleinen deutschen Staaten
Ausübung des katholischen Gottesdienstes sogar
Todesstrafe verboten. Dänemark, Norwegen, Schwe-
waren eben so ausschliessend protestantisch, wie Fra-
reich, Italien und Spanien ausschliessend katholisch
sinnt. Der grosse Unterschied aber bestand darin,
die Unterdrückung der Gewissensfreiheit in den
lischen Ländern ein religiöses Princip, in den prote-
tischen aber ein der Religion fremder, von der Staat-
litik aus weltlichem Interesse begünstigter Missbrauch

Wenn Bossuet diesen Trauerreden vornehmlich

litterarischen Ruhm verdankt, so ist er auf der anderen Seite um ihrer willen am meisten angegriffen worden. Es ist keinem französischen Kritiker von einiger Bedeutung je eingefallen, den oratorischen Werth dieser Kompositionen läugnen, oder sie für niedriger, als sie in der öffentlichen Meinung da stehen, zu halten. Man hat aber besonders aus ihnen den Bossuet auch sonst gemachten Vorwurf, einer bis zur Schmeichelei gehenden Bewunderung für Ludwig XIV, und mehre andere hohe Personen seines Hofes und seiner Regierung, beweisen wollen. Diese Anklage kann nicht ganz zurückgewiesen, aber auch nicht so, wie sie gemacht worden, zugegeben werden.

Indem Bossuet am Hofe dieses Königs predigte, und namentlich in seinen Gedächtnissreden Personen und Zustände behandelte, die zu diesem in einer nahen Berührung gestanden, war es ihm unmöglich, den Mittelpunkt dieses ganzen Kreises, den von der Kirche selbst geweihten Träger der Krone, umgehen zu wollen. Dann galt Ludwig XIV, nicht blos in den Augen seiner Umgebungen, sondern in der Meinung des französischen Volkes, und, eine Zeit lang, in der ganz Europa's, für einen ausserordentlichen Fürsten. Die Engländer, Holländer und überhaupt die Protestanten ausgenommen, war Alles von seinem Ruhme erfüllt. Selbst heute noch würde es schwer sein, in seiner Regierung, Alles zu Allem gehalten, nicht mehr Vorzüge als Mängel zu erkennen. Denn wenn er durch sein persönliches Beispiel, sein Hofleben, seine ganze Art zu sein, die höheren Klassen zu verflachen und zu entnerven angefangen, so hat er auf der anderen Seite, durch seine Anerkennung

und Unterstützung der Litteratur, zu der fort
tenden Bildung seiner Zeit wesentlich beigetra
und die Individualität und geistige Physiognomie
französischen Nation erhoben und vollendet. Wenn
vorgeworfen werden kann, durch seine Kriegslust
Verschwendung sein Land erschöpft und den e
Samen zu der am Ende des achtzehnten Jahrhund
aufgehenden Umwälzungen ausgestreut zu haben,
hat er dagegen durch seine Eroberungen, die Fr
reich geblieben, durch die Einheit, welche in das f
zösische Volksthum gebracht, das Ganze auf eine
zerstörbare Grundlage gestellt, denn Frankreich
ungeachtet aller nachfolgenden Stürme und Unfälle,
hinter die von Ludwig XIV erweiterten Grenzen zu
gegangen, und ist, in dieser oder jener Weise, d
seine Ideen oder seine Waffen, eine herrschende N
nalität geblieben.

Dann kann man, ohne ungerecht zu werden, J
mand ohne Rücksicht auf die Sitten, die Stimmung
Verhältnisse seiner Zeit, beurtheilen. Das Princip
absoluten Monarchie kam unter Ludwig XIV zu s
vollkommenen Ausbildung. Die Krone vereinigte in
alle Strahlen, die sonst auf verschiedenen Namen
Gewalten geruht hatten. Die lange glücklichen K
die grossen Unternehmungen und Werke aller Art,
imponirende Persönlichkeit dieses Fürsten, seine
Wesentlichen mit dem Geiste und den Forderungen
ner Zeit übereinstimmende Richtung, dies Alles m
besonders Diejenigen unterjochen, welche, wie B
in ihrer Jugend Zeuge von beständigen inneren U
hen, Verschwörungen, von Richelieu's blutigem und
zarin's ränkevollem Despotismus gewesen waren,

später den unter Ludwig XIV eingetretenen Fortschritt in nächster Nähe betrachten konnten. Hierzu kam die persönliche Dankbarkeit, die Bossuet diesem Könige schuldig war. Denn wenn er von ihm auch keinesweges über Verdienst belohnt worden, so verdankte er ihm doch durch seine Berufung an den Hof als Erzieher des Thronerben, als geistlicher Redner, durch seine Erhebung auf einen Bischofssitz, die Gelegenheit, seine grossen Anlagen zu entwickeln und seine Bestimmung zu erreichen, was unter anderen Umständen nicht möglich gewesen sein würde.

Indessen kann nicht geläugnet werden, dass sich in Bossuet's Schriften und Reden, obgleich er nie dem Berufe des Theologen und Moralisten, die Wahrheit furchtlos zu verkündigen, untreu wurde, hier und da, wo sich persönliche Veranlassungen boten, Beispiele einer übertriebenen Bewunderung für Ludwig XIV und einer zu unbedingten Unterwerfung unter dessen Willen, vorfinden. Dieser in mancher Beziehung ausserordentliche Mann, erhob sich in seinen theologischen, philosophischen und politischen Meinungen nicht über seine Gegenwart, was übrigens viel seltener, als man gewöhnlich annimmt, geschieht. Das, wodurch er überhaupt gross geworden, waren nicht sowohl seine Ideen, als vielmehr die eigenthümliche Art ihres Ausdruckes. Dies hat ihm eine so hohe Bedeutung verliehen. — Seine mehr kräftige und erhabene, als tiefe und freie, Natur machte es ihm leichter, sich die Vorzüge seiner Zeit anzueignen, als deren Mängel zu durchdringen. Ein weniger originelles, aber weiter und schärfer blickendes Talent, wie Fenelon, hierin von Bossuet so verschieden, gehört, obwohl sein Zeitgenosse, einer anderen geistigen Epoche an,

und bildet den Uebergang von dem Charakter des siebenzehnten zu dem des achtzehnten Jahrhunderts. Bossuet wurzelte durchaus in seiner Zeit, sah und ging nie über sie hinaus, stellt sie in seinen Ansichten über Religion, Politik, Moral, am vollkommensten dar, und bildet den Schlussstein der Epoche Ludwig XIV.

In seinen philosophischen Schriften zeigt sich Bossuet als einen Schüler Descartes, dessen Methode auf ihn, wie auf alle ausgezeichneten Geister in Frankreich während des siebenzehnten Jahrhunderts, von entschiedenem Einfluss gewesen ist, selbst wenn diese auch, wie Pascal, nicht die besonderen Grundsätze des Cartesianismus theilten. Da Bossuet jedoch, vor allen Dingen, Theologe und geistlicher Redner war, die Philosophie nur als ein Mittel intellektueller Ausbildung, als ein Instrument für die Religion ansah, und von ihr eine vollkommene Unterordnung unter den Glauben verlangte, so hat er auf diesem Gebiet nichts Neues gründen, sondern nur gewisse Theile der Metaphysik und Spekulation seiner Zeit klarer und populairer darstellen können. Bei der Festigkeit, mit der er auf seinem rein theologischen Standpunkte beharrte, erschienen ihm selbst in Descartes Philosophie einzelne Maximen oder vielmehr die Konsequenzen, welche man aus ihnen ziehen konnte, und die später auch wirklich gezogen wurden, dem positiven Christenthum, wie er es aufgefasst, gefährlich. Er kämpfte bei allen Gelegenheiten für die Reinheit seines kirchlichen Systems, und duldete nicht nur keine direkten Angriffe auf dasselbe, sondern beschränkte seinen Blick durchaus auf dessen Grenzen, verlangte, dass weder über dieselben hinausgegangen, noch hinter ihnen zurückgeblieben würde. Obgleich er zu seiner Zeit als der Ver-

fechter seiner Kirche gegen den Protestantimus da stand, so ist es dennoch gewiss, dass er in seiner Diöcese an den Verfolgungen gegen die Hugenotten keinen Theil nahm, und in seiner Praxis, wie seine litterarischen Verbindungen mit mehren protestantischen Gelehrten, und selbst seine perönlichen Verhältnisse zu einigen Geistlichen dieser Konfession beweisen, viel duldsamer, als in seiner Theorie war.

Bossuet's Gegner haben, sich auf einzelne zufällige Widersprüche, die in seinem Leben und in seinen Schriften, dann und wann, wie bei Allen gefunden werden können, die viel zu sagen, zu schreiben oder zu handeln gehabt, stützend, behauptet, dass sein Eifer für die Lehren seiner Kirche mehr ein Ergebniss seiner Stellung, eine äussere Nothwendigkeit, als eine tiefe Ueberzeugung, demnach mehr ein Beiwerk, als der Kern seines Wesens gewesen. Auf diese Art aber liesse sich die Wahrheit und Aufrichtigkeit jeder fremden Ueberzeugung bezweifeln. Hat es in neueren Zeiten einen kirchlichen Redner und Schriftsteller gegeben, der über allen Verdacht einer solchen Trennung zwischen dem innern Denken und äussern Thun erhaben gewesen, so ist dies Bossuet, dessen ganze Existenz, seine Lehren, sein Privatleben, seine Weise zu sein und zu handeln, wie aus einem Guss geformt erscheint. Was von ihm angenommen werden kann, ist, dass er nicht an allen Meinungen, Forderungen, Gebräuchen seiner Kirche mit derselben Strenge und Ueberzeugung gehalten, wie sie denn auch für einen denkenden Geist, so sehr er im Ganzen seinem Glauben zugethan sein mag, nicht alle denselben Werth haben können. Aber die Art, wie manche an und für sich morsche Be-

standtheile, durch die Arbeit und das Bestehen von Jahr-
hunderten, mit dem gesammten kirchlichen Lehrgebäude
eins geworden, machte es ihm unmöglich, sie wegzuneh-
men, oder durch andere ersetzen zu wollen. Diese for-
melle Stärke und äussere Uebereinstimmung, die das
hierarchische Princip besonders seit dem tridentinischen
Concilium erhalten, macht aber zugleich seine innere
Schwäche und die dasselbe bedrohende Gefahr aus,
weder ganz so, wie es ist, erhalten, oder eben so ganz
verworfen werden zu müssen. Aus Bossuet's Unterhand-
lungen mit Leibnitz über eine Vereinigung der prote-
stantischen und katholischen Kirche geht so viel her-
hervor, dass der französische Theologe zu manchen Con-
cessionen, in Dem, was ihm nicht durchaus wesentlich
erschien, an den deutschen Philosophen geneigt gewesen
wäre. Dieser Versuch einer Aussöhnung zwischen den
beiden streitenden Parteien ist jedoch mehr durch die
Namen der beiden grossen Männer, welche ihn an-
stellt, als durch seine Folgen bemerkenswerth. Es
wurden die Unterhandlungen darüber bald abgebrochen,
und würden, hätten sie auch zu einem Schluss führen
können, bei dem römischen Hofe keine Anerkennung und
Bestätigung gefunden haben.

Bossuet war übrigens in seinem Leben, wie in seinen
Schriften, ein durchaus praktischer Geist, der immer
auf ein bestimmtes, erreichbares Ziel losging, und
nur Das in Betracht zog, was zu einem solchen führen
konnte. Da wo er, von seinem Gegenstande veranlasst,
auf abstrakte oder mysteriöse Fragen Rücksicht nehmen
muss, wie z. B. das Verhältniss des freien Willens zu
der göttlichen Vorausbestimmung, zeigt er sich schwach
und hält zuletzt allen Einwendungen und Angriffen

Autorität seiner Kirche entgegen. Aber da, wo der Gegenstand selbst klar und einfach ist, wird er von ihm mit einer unvergleichlichen Kraft und Sicherheit behandelt.

Bossuet's religiöse, philosophische und politische Meinungen waren die seiner Zeit, seiner Kirche, seines Landes, deren Annahme und Befolgung ihm allein einen bedeutenden Wirkungskreis verschaffen konnte. Der Staat war für ihn der Staat Ludwig XIV, nicht als ob er alle einzelnen Richtungen desselben getheilt oder gebilligt hätte, aber seine Grundlage erschien ihm angemessen und dauerbar, und das Christenthum war für ihn die katholische Hierarchie, mit dem Pabst an der Spitze, obgleich er, wie seine Theilnahme an der Abfassung der vier Artikel der gallikanischen Kirche beweist, auch hier weder zu viel, noch zu wenig wollte, sich weder zu der theokratischen Suprematie des Mittelalters, noch zu dem politischen Materialismus neuerer Zeiten neigte, sondern die Trennung der geistlichen und weltlichen Macht, jede in ihrer Sphäre von der anderen unabhängig, und nur durch den Glauben verbunden, als die Basis der modernen Gesellschaft betrachtete.

Bossuet ist, abgesehen von seinem Verdienst als Redner und Schriftsteller, durch die Erhebung, welche in seinem ganzen Wesen herrschte, durch die Art, wie er, ohne zu wanken oder still zu stehen, immer auf einer hohen Bahn gewandelt, und sich nie von der Anschauung des ihm vorschwebenden Ideal's, hat abbringen lassen, eine der edelsten Erscheinungen in der Litteratur aller Zeiten und Völker gewesen. Dieser grossartige Sinn findet sich in seinen Werken wieder. Sein Charakter leuchtet aus seinem Styl hervor.

Als Bossuet, durch andere Beschäftigungen
dert, die Kanzel seltener zu besteigen anfing,
ihn Bourdaloue*) am Hofe und in der Hauptstadt
erwarb sich fast dieselbe Anerkennung, wie sei
gänger, denn Bossuet wurde schon von seinen
nossen, und wird noch jetzt von den Kennern,
der Trauerrede, aber nicht in der Predigt überhau
in seiner Art einzig betrachtet. In seinen Vo
über die üblichen religiösen Materien bewies er
immer denselben Ernst der Behandlung, dieselbe
heit und Eindringlichkeit der Darstellung, aber er
sich nicht besonders, warf auf die Gegenstände kei
Licht, und erschöpfte dieselben nicht. Auch p
er, wie es seine Pflicht mit sich brachte, viel in
Diöcese, vor einfachen und ungelehrten Zuhörer
denen eine tiefere Kunst ihren Zweck verfehlt
Seine Rednergabe konnte sich nur in der Erinner
hervorragende Persönlichkeiten und grosse Verhä
geltend machen, die seinem Geist ein weites Fe
Anschauung und Betrachtung boten.

Bourdaloue war ein von Bossuet ganz verschi
Talent. Er begnügte sich damit, die Wahrheit
Christenthums, nach den besonderen Grundsätzen
Kirche, auf eine systematische Art zu entwickel
war mehr Theologe als Redner, glänzte mehr du
Schärfe und den Zusammenhang, mit dem er de
hörer seine Lehren vorführte, als dass er diese
die Darstellung zu schmücken und anziehender zu m
gesucht hätte. Er wollte mehr überzeugen, als r
wirkte mehr auf den Verstand Derer, die überha

*) Jesuit, geb. 1632 in Bourges, starb 1704.

religiöse Eindrücke empfänglich waren, als dass er sich an ihr Gefühl gewandt hätte. Dies geschah aber auf eine grossartige und vollständige Weise. Er wies Alles, was sich im Christenthum für die menschliche Vernunft beweisen lässt, auf eine ungewöhnlich strenge und folgerechte Weise nach. Er zeigte den Zusammenhang des alten und neuen Testaments, die Einheit des gesammten kirchlichen Lehrgebäudes, die Gründe für die Wahrheit der einzelnen Glaubensartikel, die Verheissungen, welche das Christenthum vom Anbeginn der Zeiten an verkündigt, die ausserordentlichen Umstände, welche seine Erscheinung begleitet haben, seine wunderbare Ausbreitung und Erhaltung, mit einer jeden Zweifel erschütternden und schlagenden Bestimmtheit. Er richtete sich weniger an die Empfindungen des Herzens, die, in dem Wechsel, den Leiden und Stürmen des Lebens, sich an die Religion als an eine Stütze lehnen, und von ihr Erleichterung und Heilung hoffen, als an den Drang des Geistes, in dem Dunkel und der Ungewissheit der menschlichen Erkenntniss, eine Leuchte zur Wahrheit zu finden. Diese Art der Auffassung des Christenthums kann, da es, wie verschiedene religiöse Bedürfnisse, so auch verschiedene Mittel zu ihrer Befriedigung giebt, eben so wahr und zweckmässig, wie eine andere sein.

Bourdaloue's Vorträge über die Mysterien der Religion (Sermons sur les Mystères) erfüllen alle Forderungen, die an die Behandlung des tiefsten und schwierigsten Theiles des Glaubens gemacht werden können. Er wendet sehr selten Schilderungen, Bilder an, nimmt nie fremde Autoritäten aus den Alten, der Philosophie, der Geschichte zu Hülfe, sondern beschränkt sich durchaus auf die heilige Schrift und die Kirchenväter, und

tritt sie aus dem streng religiösen Kreise heraus. Sein
Vorträge können fast für einen Cyklus der katholisch
Religionslehren, in der Form von Predigten mitgethei
gelten. Seine Darstellung, einfach, klar und fliess
zieht ihre Kraft einzig aus dem Gegenstande, den s
behandelt. Da wo dieser besonders wichtig ist, erh
sich auch Bourdaloue's Sprache und glänzt von einzel
kühnen Zügen, die aber immer nur in der reinen G
stalt des Gedankens, ohne von der Natur entl
Farben und Bilder erscheinen. Bourdaloue ist in sei
Weise, die ausschliessend Belehrung und Ueberzeug
zum Zweck hat, von keinem Prediger seines Land
übertroffen worden. Seine Werke nehmen aber, als li
rarische und sprachliche Monumente betrachtet, nic
die hohe Stelle wie Bossuet's Leistungen ein.

Einer der ersten geistlichen Redner jener Zeit w
Flechier*), der sich wie Bossuet vorzüglich durch sei
Trauerreden berühmt gemacht hat. Er gilt in d
äusseren Kunst der Beredtsamkeit, in der Wahl d
Worte, der Anmuth der Wendungen, dem vollen Str
der Darstellung, für ein Muster. Aber er ist we
gründlich wie Bourdaloue, noch erhaben wie Bo
Was an diesem letzteren besonders auffällt, ist die N
türlichkeit, und, so zu sagen, die Absichtslosigkeit sei
Styls. Grosse Bilder und Gedanken kommen ihm
von selbst entgegen, er findet sie, ohne zu suchen, u
die Sprache stellt sich wie aus freier Wahl, ohne d
er sie herbeizuziehen genöthigt wäre, zu seinem Dien
dar. Bei Flechier erscheint dagegen zu oft die Absich

*) Geb. 1632 in Pernes in der Provence, starb 1710 als Bisch
von Nimes.

sich zu erheben, edel und gross zu sein, überhaupt das Verlangen nach glänzender Wirkung. In seinen Reden treten selten jene mächtigen Züge des Ausdrucks hervor, die plötzlich, wie Blitze in einer Wolke, aufleuchten, und eben so überraschen als erhellen, was bei Bossuet oft der Fall ist, sondern man sieht, dass er den Brenn- und Zündstoff seiner Beredtsamkeit absichtlich zusammengetragen hat.

Flechier geht langsam von einem Gegenstande zum anderen über, bereitet die Lösung seiner Aufgabe sichtbar vor, lässt das Ziel voraussehen, und dies Alles nicht um das Innere zu überzeugen, sondern um einen glänzenden äusseren Eindruck hervorzubringen. Seltener als bei Bossuet, findet sich bei ihm die Art der Beredtsamkeit, welche aus dem Versenken des Geistes in die Tiefe der göttlichen Geheimnisse, die Betrachtung des menschlichen Wesens und die Harmonie der Natur, in grossen Momenten und besonders begabten Geistern, zu entstehen pflegt, und die bei Bossuet zuweilen mit einer des Psalmisten würdigen Kraft, mit flammender Begeisterung und überschwänglichem Entzücken hervorbricht. Gleichwohl ist Flechier ein sehr ausgezeichnetes Talent gewesen, und hat der geistlichen Beredtsamkeit, die, wie jede Kunst, mannigfaltige Mittel bietet, in seiner Sprache eine neue Bahn angewiesen. Obschon er zuweilen schwach erscheint, wenn man ihn mit einem Stärkeren, wie Bossuet, vergleicht, so hat er sich dennoch durch eine besondere Eigenthümlichkeit hervorgethan, und wird nicht nur als eine Zierde der französischen Kirche, sondern auch als eine bedeutende Erscheinung in der Litteratur betrachtet.

Die berühmtesten unter Flechier's Gedächtnis
sind, der Zeit nach in der sie gehalten worden, die
die Herzogin von Montausier (gest. 1671); die Her
von Aiguillon (gest. 1675); Turenne (gest. 1675);
Parlamentspräsidenten von Lamoignon (gest. 1677);
Dauphine (gest. 1690); den Herzog von Mont
(gest. 1690). Diese Personen boten Flechier, theils
ihren Charakter und ihre Thaten, theils durch
Schicksale und Verbindungen, ein reiches Feld der
trachtung und Schilderung dar.

Die Herzogin von Montausier war, ehe sie
ihre Vermählung diesen Namen erhielt, das in der
des siebenzehnten Jahrhunderts berühmte Fräulein
d'Angennes de Rambouillet gewesen, die im Verein
ihrer Mutter, der Marquise von Rambouillet, in
Hause alle strebenden Talente jener Epoche ver
melte, und durch ihren Geist und ihre Anmuth auf
Entwickelung der emporstrebenden Schriftwelt eine
lang einen wirklichen Einfluss ausübte. Dieser
zu dem alle Namen von Bedeutung am Hofe, in
Kirche, der Magistratur, dem Heere, gehörten, hatte
sich zur Aufgabe gesetzt, sowohl die aufkeimende Litt
tur an und für sich durch Rath und Beifall zu för
als auch die Schriftsteller zu verfeinern, und sie
Rohheit und niedrigen Gesellschaft zu entziehen, in
die meisten von ihnen aus Nothwendigkeit oder Gew
heit bisher gelebt hatten. Dieses Haus, in dem
wie Condé und Turenne, vornehme und geistreiche
leute wie de Retz und de la Rochefoucauld, Gel
Dichter, Litteratoren aller Art verkehrten, in
Frauen, wie das Fräulein von Scudery, die Marq
von Sevigné, die Gräfin de Lafayette, die Witwe Scar

später Marquise von Maintenon genannt, erschienen, bildete gewissermassen eine Akademie, in der über alle Dinge des Geschmackes entschieden wurde, und das, unter dem Namen Hôtel de Rambouillet bekannt, das erste Beispiel einer vollkommenen Vereinigung von Geist, Anmuth und Rang gab, wie sie das spätere französische Gesellschaftsleben bezeichnet.

Neben der Liebe zu allen Gegenständen der Bildung herrschte in diesem Cirkel eine grösse sittliche Strenge, wie sie in ähnlichen Verhältnissen später selten gewesen. Die Marquise von Rambouillet und ihre Tochter, die Herzogin von Montausier, die Flechier durch seine Trauerrede ehrte, hielten nicht nur mit einer an Eigensinn grenzenden Sorgfalt über der Beobachtung aller Formen äusserer Schicklichkeit, sondern verlangten dieselbe Zurückhaltung auch in den litterarischen Produktionen ihrer Freunde oder Schützlinge, wenn diese bei ihnen in Gunst bleiben sollten. Diese Strenge, die von der sonst gewöhnlichen Zügellosigkeit sonderbar abstach, war an und für sich löblich und dazu geeignet, die letzten rohen Schlacken früherer Zeiten fortzuschaffen, der Litteratur mehr Eingang unter den Vornehmen und den Autoren mehr Würde im Leben zu geben. Da aber dieser Ton meist von Frauen ausging, oder von Männern, die vor Allem diesen Frauen zu gefallen suchten, so trat in ihm bald etwas Beschränkendes und Einförmiges hervor, das der Freiheit im gewöhnlichen Verkehr und der Originalität in der Litteratur hinderlich wurde. Dieser litterarische und sociale Geist, der sein Gutes gehabt, aber an Ueberfeinerung und Verzärtelung litt, ward, nachdem er eine Zeit lang allgemein anerkannt worden, von Moliere und Boileau angegriffen, und die

Bezeichnung: „Hôtel Rambouillet“ — der von Manier und Affektation gleichgestellt.

Julia d'Angennes war aber nicht nur eine Frau von Geist und Bildung, sondern auch von sittlichem Werth, und Beides ward von Flechier in seiner Gedächtnissrede auf eine bezeichnende und glückliche Art zurückgerufen und dargestellt. Ihr Gemahl, der Herzog von Montausier, der um sie noch einmal so lang wie Jakob um Rahel geworben und vierzehn Jahre lang ihr Verehrer gewesen, ehe er sie heimführen konnte, galt für das Muster eines französischen Edelmannes, und kann als eine Art historischen Standbildes für diese Epoche angesehen werden. Seine grosse Tapferkeit im Felde artete so wenig in Rauheit aus, dass er nicht nur sein ganzes Leben lang ein Verehrer der Musen blieb, sondern für seine von ganz Paris bewunderte Geliebte ein poetisches Stammbuch, „Guirlande de Julie“ — genannt, zusammenbrachte, das eine Sammlung von Versen aller damals bekannten Dichter auf das Fräulein von Rambouillet enthielt, von denen ein guter Theil von ihm selbst herrührte. Als er später am Hofe Ludwig XIV das Amt eines obersten Aufsehers über die Erziehung des Dauphin übernahm, zeichnete er sich durch eine so grosse sittliche Würde und furchtlose Wahrheitsliebe aus, dass er der französische Cato genannt wurde, und selbst dem stolzen Ludwig XIV Dinge sagen konnte, die er von keinem andern hingenommen hätte. Als er die Erziehung seines Zöglings, des Dauphin, beendigt hatte, sprach er zu ihm folgendermassen: “Gnädiger Herr, wenn Sie ein Ehrenmann sind, so werden Sie mir geneigt bleiben, wenn nicht, so werden Sie mich hassen, ich mich aber darüber zu trösten wissen!“

Die Herzogin von Aiguillon, eine Nichte Richelieu's

und von ihm besonders geliebt, lebte, da sie sehr jung Witwe geworden, viele Jahre hindurch in ihres Oheims Hause, und nahm, nach der Weise aller vornehmen Frauen jener Zeit, an der Litteratur ihres Landes einen lebhaften Antheil. Sie war es, die Corneille, der durch das ausserordentliche Aufsehen, welches sein Cid machte, und durch seinen Unabhängigkeitssinn Richelieu's Neid und Missfallen erregt hatte, in dessen Charakter neben grossen auch manche kleinliche Züge hervortraten, in Schutz nahm, der sonst von dem despotischen und allmächtigen Minister wahrscheinlich gekränkt und verfolgt worden wäre. Corneille war dafür so dankbar, dass er eine neue Auflage seiner Tragödie der Herzogin von Aiguillon zueignete. Diese machte, bei allen Gelegenheiten, von der Gunst, in welcher sie bei ihrem Oheim stand, den edelsten Gebrauch, und lenkte seine Aufmerksamkeit auf jedes verkannte oder hülflose Verdienst. Nach des Kardinals Tode zog sie sich vom Hofe und der grossen Welt zurück, und bezeichnete ihre Laufbahn mit Wohlthaten aller Art, die sie bei ihrem Vermögen nach dem grössten Massstabe einrichten konnte. Mit dem heiligen Vincent von Paula in Verbindung tretend, unterstützte sie ihn bei der Gründung seines Findelhauses, und gab grosse Summen zur Errichtung anderer Wohlthätigkeitsanstalten, selbst ausser Frankreich, her.

Turenne ist zu berühmt, als dass es nöthig wäre, über seine Geschichte etwas hinzuzufügen. Flechier's Trauerrede auf ihn gilt für ein Meisterstück, besonders aber wird der Eingang von den Kennern für eines der ersten stylistischen Monumente der französischen Prosa angesehen.

Wilhelm von Lamoignon, erster Präsident des pariser

Parlaments, war Flechier persönlich befreundet, wie die meisten ausgezeichneten Talente jener Zeit. Er stammte aus einer der ältesten adelichen Familien, welche im sechszehnten Jahrhundert dem Waffendienst entsagt und in die Magistratur getreten war. Er war es, der an den Verbesserungen in der Rechtsverwaltung während der ersten Jahre der Regierung Ludwig XIV den grössten Antheil hatte, und man behauptet, dass er noch viel allgemeinere und durchgreifendere Reformen, als angenommen wurden, im Sinne gehabt, und namentlich schon damals einen Codex für das ganze Land, mit Ausschluss aller besonderen Gewohnheiten, vorgeschlagen habe. Aber man erschrack vor der Beleuchtung und Umgestaltung eines Chaos, wie die damalige französische Gesetzgebung und Rechtsverwaltung, und begnügte sich mit einzelnen Verbesserungen. Dieser Lamoignon war der Urgrossvater des berühmten Malesherbes, Vertheidigers Ludwig XVI.

Die Dauphine, geborne Prinzessin von Baiern, deren Andenken von Flechier gefeiert wurde, war die Mutter des Herzoges von Burgund, des Zöglings Fenelon's, der Frankreich so viel versprach, des Herzoges von Anjou, der unter dem Namen Philipp V König von Spanien wurde, und des Herzoges von Berry, der ohne Erben starb. Von ihres Gleichen in jener Zeit und besonders am französischen Hofe sehr verschieden, schien sie die äussere Grösse und den Glanz ihrer Stellung eher als eine Last denn als ein Glück zu betrachten, und setzte, soviel es möglich war, die frommen Gewohnheiten ihrer Jugend und den Hang zu einem stillen und beschaulichen Dasein in der geräuschvollen Nähe Ludwig XIV fort. Ihre Tugenden erregten, was besonders damals selten war, mehr Bewunderung als Neid. Sie starb in Folge

der Geburt ihres letzten Sohnes noch jung, und ihr Charakter und diese Umstände haben Flechier eine willkommene Gelegenheit zur Darlegung seines Talents gegeben. Der in dieser Trauerrede herrschende Ton ist rührend und zugleich erhebend, und der religiöse Sinn findet in ihr eben so viele Befriedigung wie der litterarische Geschmack.

Ausser Bossuet und Flechier hat sich im Zeitalter Ludwig XIV noch Mascaron*) durch seine Trauerreden berühmt gemacht. Er predigte ebenfalls lange am Hofe und in der Hauptstadt, und genoss eines grossen Rufes, der aber von der Nachwelt nur theilweise bestätigt worden ist. Von seinen vielen Gedächtnissreden und Predigten wird nur eine, nämlich die zu Ehren Turenne's, als ein Werk ächter Beredtsamkeit betrachtet. Er hielt dieselbe kurz vorher, ehe Flechier denselben Gegenstand behandelte, und fand einen ausserordentlichen Beifall. Die vornehme Welt, die sich damals der Religion, wenigstens als einer äusseren Gesetzgebung, zumal wenn sie sich ihr unter der Form der Beredtsamkeit bot, gern unterwarf, und das gebildete Publikum überhaupt wurden nicht müde, diese Leistungen zweier berühmten geistlichen Redner mit einander zu vergleichen. Der Preis ward im Ganzen Flechier, wegen der durchgängigen Kraft und Anmuth seines Vortrages, zuerkannt, obgleich in Mascaron's Rede hier und da mehr Feuer und Schwung zu finden ist. Dies war überhaupt der Charakter von Mascaron's Talent, der aber nur bei besonders begeisternden Veranlassungen hervortreten konnte, und

*) Oratorianer, geb. 1634 in Marseille, starb 1703 als Bischof von Agen.

von einem Hange zu Spitzfindigkeit, Ziererei und einem oft leeren Prunke entstellt wurde. Schon Flechier ward, im Vergleiche zu Bossuet und Bourdaloue, der Mangel an grossartiger Einfachheit und wahrer Erhabenheit vorgeworfen, und bei Mascaron ist dies noch mehr der Fall.

Bossuet, Flechier und Mascaron sind die einzigen französischen Geistlichen gewesen, die in der Trauerrede ein so bedeutendes Talent bewiesen, dass ihre Leistungen in der Litteratur geblieben, und einen Theil von ihr ausmachen. Sie allein haben sich erhalten, werden noch immer von Neuem abgedruckt, und in den Schulen als Muster der Darstellung empfohlen. Viele andere geistliche Redner, die theils ihre Zeitgenossen gewesen, theils nach ihnen gekommen, sind vergessen worden, und ihre Werke mit ihrer Stimme zugleich verhallt.

Aber für den ersten Prediger, im weiteren Sinne des Wortes, der die üblichen und allgemeinen Wahrheiten des Christenthums auf eine hervorragende Weise behandelt hat, wird fast allgemein, seit beinahe hundert und funfzig Jahren, Massillon*) angesehen. Er hat sich ebenfalls in der Gedächtnissrede versucht, in welcher er jedoch seine berühmten Vorgänger nicht erreicht. Sein Ruf als eigentlicher Prediger ist aber dergestalt begründet, dass selbst die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts und Feinde des Christenthums, von ihrem litterarischen Gewissen getrieben, ihm aus Geschmack und Kenntniss der Sprache ihre Bewunderung nicht versagt haben.

Massillon verband in den meisten seiner Predigten

*) Geb. 1663 zu Hierès in der Provence, gest. 1742 als Bischof von Clermont.

die verschiedenen Talente der grossen geistlichen Redner seiner Zeit. Er ist, wo es der Gegenstand mit sich bringt, erhaben wie Bossuet, gediegen wie Bourdaloue, seine Sprache besitzt dieselbe Reinheit und Klarheit, denselben vollen und strömenden Gang wie bei Flechier, und er steht Mascaron an überraschenden Wendungen, kühnen Uebergängen, an Belebung und Wärme, was dessen vornehmstes Verdienst ausmacht, nicht nach. In ihm findet sich eine seltene Vereinigung von Anmuth und Würde, Milde und Ernst, Begeisterung und Gründlichkeit. Er weiss, je nach den Umständen, die Verheissungen oder Drohungen des Evangeliums seinen Zuhörern in's Gedächtniss zu rufen, sie zu rühren oder zu erheben, und jeden Zweifel des Verstandes, jeden inneren Widerstand, den Trägheit, Gleichgültigkeit oder Unglaube der Wahrheit entgegenstellen können, zu bekämpfen und zu besiegen. Seine tiefe Kenntniss des menschlichen Herzens, die Art, wie er dessen üble Neigungen und Leidenschaften zergliedert, ihren Ursprung und Fortschritt, ihre Gefahren und unvermeidlichen Folgen nachweist, ist nie übertroffen worden. Er besass ausserdem eine hinreissende, unversiegbare Gabe der Darstellung, die ihm für jeden Gedanken, jedes Bild, jede Bewegung, die im Geiste entstehen konnten, den angemessensten Ausdruck finden liess. Während der Regierung Ludwig XIV begnügte sich Massillon damit, der übrigens am Hofe von Versailles zu einer Zeit zu predigen anfing, als der König sich schon dem höheren Alter näherte, die allgemeinen Wahrheiten und Lehren des Christenthums und der Moral zu verkündigen. Unter seinem Nachfolger nahm er aber in seinen Vorträgen eine Fenelon ähnliche Richtung an, und schärfte dem

jungen Ludwig XIV die Pflichten seines Berufes ein, machte ihn auf die Rechte und Bedürfnisse der Völker aufmerksam, und warnte ihn vor den Fehlgriffen und Irrthümern, in die sein Vorgänger gefallen war.

Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts erscheint, obwohl noch leise und schüchtern, und unter dem Schleier der Religion und Moral auftretend, in diesen, an Höfen und vor gekrönten Häuptern, früher nicht leicht vernommenen, Erinnerungen an den Ursprung des Königthums, als durch die Wahl der Nation entstanden, die Herrschaft der Gesetze über jeden persönlichen Willen, die Erfüllung des öffentlichen Wohles als höchsten Zieles, die Scheu vor dem Urtheil der Menge u. s. w, was allerdings noch nicht Das ausmacht, was man später die konstitutionelle Monarchie genannt hat, aber doch schon ein neues Gefühl und Bewusstsein ankündigt.

Früher, zu Ludwig XIV Zeit, hätte Niemand so zu sprechen oder zu schreiben gewagt, den einzigen Fenelon ausgenommen, dem die Ideen von politischer Freiheit und repräsentantiver Verfassung, wenn auch auf die vorhandene Basis des altfranzösischen Staatssystems gegründet, vertraut waren, und der den Herzog von Burgund in diesem Sinne erzog. Fenelon war aber in diesen Dingen seinen Zeitgenossen weit voraus, und wenn sich ihm auch nicht die Nothwendigkeit eines endlichen Zusammenstürzens des schon zu seiner Zeit morsch gewordenen Gebäudes der unumschränkten Regierungsgewalt in Frankreich klar vor Augen stellte, so war er doch damals der Einzige, der die vorhandenen Mängel in ihrem ganzen Umfange begriff. Weder Bossuet noch Flechier hatten hieran je ernstlich gedacht, sondern, die göttliche und menschliche Ordnung beständig mit einan-

der vermischend, die Schatten der letzteren mit dem Licht der ersteren verklärt, und ihren Gebieter wie eine Art von irdischer Gottheit betrachtet.

Selbst Massillon war von jenen in der Zeit liegenden und zur Gewohnheit gewordenen Aeusserungen einer ungemessenen Bewunderung für Ludwig XIV nicht frei geblieben, obgleich er übrigens die Forderungen der christlichen Moral keineswegs, um dem Könige zu gefallen, selbst nicht in dessen persönlicher Gegenwart, umging oder schwächte. Er erklärte sich, wie die übrigen geistlichen Redner am Hofe Ludwig XIV, wohl zuweilen gegen die von diesem als Menschen begangenen Fehltritte und Verletzungen des Sittengesetzes, in aus der heiligen Schrift genommenen und leicht zu begreifenden Anspielungen und Vergleichungen, aber nicht gegen dessen Willkühr und Ungerechtigkeit als Herrscher, die jedoch ebenfalls zu seiner Person gehörten, und von seinem Innern nicht zu trennen waren. Solche Ermahnungen würden ausserdem wahrscheinlich fruchtlos geblieben sein, wenn man bedenkt, dass Ludwig XIV, bei Auflegung einer neuen Steuer, an das Elend des Volkes erinnert, und von seinem Gewissen zu einiger Bedenklichkeit getrieben, sich durch die Erklärung seines Beichtvaters, des Pater Le Tellier, beruhigen liess, der ihm sagte, dass ihm Alles, was seine Unterthanen besässen, angehöre, und er demnach, wenn er sie besteure, immer nur von dem Seinigen nähme.

Für die besten und vollendetsten unter Massillon's Predigten werden diejenigen angesehen, die er zu verschiedenen Advents- und Fastenzeiten in Paris und Versailles gehalten, und die unter dem Namen „Avent, Carême und Petit-Carême“ auf die Nachwelt gekommen,

und noch jetzt in Frankreich in Jedermanns Händen sind. Diese Sammlung enthält eine Reihe von Meisterwerken geistlicher Beredtsamkeit, und Massillon's Talent tritt um so mehr hervor, da er in diesen Predigten nicht, wie Bossuet, Flechier, Mascaron, hohe Personen, und was sich an diese knüpft, grosse Verhältnisse und ungewöhnliche Ereignisse zu schildern, sondern nur die allgemein bekannten Lehren des Christenthums zu entwickeln und ihre Befolgung zu empfehlen hatte. Unter diesen Reden werden besonders die über die letzten Augenblicke des Gerechten und des unbussfertigen Sünders, über die Anwendung des Reichthums, über den Tod, bemerkt.

Der Eindruck, den Massillon's Talent hervorbrachte, war so gross und nachwirkend, dass Voltaire in der berühmten Compilation, Encyklopädie genannt, an deren Spitze Diderot und d'Alembert standen, in dem Artikel „Beredtsamkeit“, der von ihm redigirt wurde, eine Stelle aus einer von Massillon's Predigten: „Ueber die geringe Anzahl der Auserwählten“, als das Muster einer ergreifenden und erhabenen Darstellung abdrucken liess. Er sagt bei dieser Gelegenheit, dass solche Werke der Beredtsamkeit äusserst selten wären. Voltaire, der Massillon häufig las, hat von diesem, so verschieden er auch an Ueberzeugung und Stellung von ihm gewesen, oft Gedanken und Ausdrücke entlehnt, und damit einige seiner Gedichte, in denen eine höhere Tendenz vorherrscht, zu verschönern gewusst.

Diese geistlichen Redner, von deren Leistungen wir eine Vorstellung zu geben versucht haben, waren auf ihrem Gebiet nicht weniger gross, als die ersten Talente anderer Art in jener Epoche, in welcher der französi-

sche Geist seiner Kraft und Eigenthümlichkeit sich zum erstenmal in der Litteratur vollkommen bewusst wurde, und durch die vollendete Form, die er seinen Produktionen verlieh, einen intellektuellen und moralischen Einfluss auf ganz Europa erlangte. Bossuet, Bourdaloue, Flechier, Mascaron und Massillon waren ausserdem, was nicht immer mit grossen geistigen Gaben verbunden ist, edle und sittliche Persönlichkeiten, deren Leben mit ihren Lehren übereinstimmte. Die Mängel, die man ihnen vorwerfen kann, wie ein zu lebhafter Wunsch, den Grossen und Mächtigen zu gefallen, eine Verblendung über deren wahren Werth, zu geringe Bekämpfung der Missbräuche in den damaligen Zuständen, lagen mehr in der ganzen Zeit als in ihrer besonderen Natur. Sie erhielten dagegen in den sonst so verweltlichten Kreisen der höheren Gesellschaft, auf die sie wirkten, einen gewissen religiösen Sinn, eine Scheu vor zu groben Verletzungen desselben, eine Neigung, dieselben, wenn sie begangen worden, wenigstens wieder gut zu machen. Aber sie standen, zum Theil selbst durch ihr hervorragendes Talent, und ihre besonderen Verhältnisse, zu isolirt da, und ihr Einfluss war kein allgemeiner, tief eingreifender. Sie umfassten nicht, wie z. B. Luther und Calvin gethan, das ganze Dasein ihrer Nation, brachten in dasselbe keinen neuen Schwung. Sie waren nicht im Stande, dachten selbst nicht einmal daran, die vorhandenen, schon sehr fühlbar werdenden Uebel des französischen Lebens, die dasselbe im folgenden Jahrhundert der Auflösung entgegenführten, in der Wurzel anzugreifen. Sie waren und blieben Theologen, Moralisten, Redner, sahen aber nicht über die besonderen Gegenstände, die sie behandelten, und die Gegenwart,

in der sie wirkten, hinaus. Sie begriffen nicht, dass die Verkündigung religiöser und moralischer Wahrheiten, ohne grosse Veränderungen in der socialen und politischen Organisation ihres Landes, keine durchgreifende Verbesserung hervorbringen konnten.

Im sechszehnten Jahrhundert hatte der Katholicismus in Frankreich für seine Erhaltung gekämpft, und, um seinen Glauben zu vertheidigen, sich, wie die Ligue und die Bartholomäusnacht beweisen, die ärgsten Verletzungen aller sittlichen Gesetze erlaubt. Unter Richelieu und Mazarin, deren Werk Ludwig XIV, nur in umfassenderer Weise, fortsetzte, hatte das Dasein der Nation, wenigstens in den dieselben repräsentirenden Klassen, allmählig eine durch und durch weltliche Richtung genommen. Die Religion, als Kirche, war beschützt, geehrt, einflussreich, entlehnte ihre Kraft aber vom Staate, der in der Gestalt eines selbstsüchtigen, eroberungslustigen und oft sittenlosen Fürsten, wie Ludwig XIV, auftrat, und der in diesen Verhältnissen das Wichtigere und Mächtigere geworden war. Der religiöse Sinn schwebte nur auf der Oberfläche dieses ganzen Zustandes, und drang nicht in sein Inneres ein. Diese Kirche stand mit der absoluten Monarchie nicht nur in einem engen Bunde, sondern ging in ihr fast ganz auf. Ihr Schicksal war fortan an dieselbe geknüpft. Die grossen, so zu sagen, litterarischen Monumente, welche die Religion sich in jener Zeit setzte, übten auf das Leben des französischen Volkes nicht den Einfluss aus, welche ihre innere Trefflichkeit und vollendete Form verdient hätte. Sie berührten nicht Alle und Alles, wie es die religiösen Bestrebungen des Mittelalters gethan. Sie blieben nicht nur auf das öffentliche Dasein, den Staat, ohne umfas-

sende Wirkung, sondern griffen selbst in das Leben der Einzelnen nur für Augenblicke ein. Eine religiöse und moralische Reform hätte der Nation die grosse politische Umwälzung ersparen können, die hundert Jahre später eintrat, obgleich es für erstere unter Lndwig XIV vielleicht schon zu spät geworden war, so wie unter Ludwig XVI letzterer nicht mehr vorgebeugt werden konnte.

Der Umstand, dass jene grossen französischen Theologen, Moralisten und Redner der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts keine eigentlichen Reformatoren gewesen sind, keinen Alles umgestaltenden Einfluss ausgeübt haben, schmälert die Bedeutung nicht, welche dieselben in ihrer Zeit besassen, und den Ruhm, den sie sich für immer erwarben. Sie haben die ewigen Wahrheiten des Christenthums auf eine eindringliche und grossartige Weise darzulegen gewusst, und zu deren Verbreitung, so viel es ihnen möglich war, beigetragen. Der äusserlich glänzende und feste Zustand, in welchem sie lebten, trug seit den Religions- und Bürgerkriegen des sechszehnten Jahrhunderts den Keim des Verfalles in sich. Die politische Ordnung, die von Ludwig XIV geschaffen worden, stand nicht, wie man damals allgemein glaubte, als das letzte Ziel und Resultat des französischen Lebens da, sondern bildete nur den Uebergang zu einer neuen Gestalt der Dinge. Die intellektuelle und moralische Arbeit jener Zeit war aber viel höherer Natur, als der damalige Staat, und brachte die Formen hervor, in denen der französische Geist sich selbst gegenständlich werden, und in denen er, aller späteren äusseren und inneren Veränderungen ungeachtet, sich immer wiedererkennen, zu denen er als zu dem Ideal seiner Natur zurückzukehren veranlasst werden sollte. Zu diesem

Werk haben die religiösen Redner jener Zeit fast eben so viel, als die Denker und Dichter beigetragen, und ihre Bedeutung ist deshalb eine lebendige und gegenwärtige geblieben.

## Achtzehntes Kapitel.

Die Regierung Ludwig XIV, wenigstens ihre erste Hälfte war, in Staat und Kirche, eine grosse und kräftige Epoche, deren Mängel, bei unpartheiischer Schätzung, von ihren Vorzügen überwogen wurden. In Bezug auf Litteratur ist es die edelste und glänzendste Zeit gewesen, deren sich Frankreich erfreut hat. In den meisten Zweigen des Denkens und Bildens entstanden Werke, die den Stempel einer hohen Vollendung an sich tragen, und eine dauernde Anerkennung und weite Verbreitung gefunden haben. Die Philosophie Descartes trug ihre Früchte, indem sie, der in ihrem spekulativen Theile vorhandenen Irrthümer ungeachtet, durch ihre bestimmte und klare Methode allen Bestrebungen des Geistes eine feste Richtung anwies, und ein sicheres Ziel vorsteckte. Die praktische Bedeutung der französischen Litteratur des siebenzehnten Jahrhunderts und ihr universeller Charakter kamen grossentheils von diesem Einflusse her. Die Tragödie, Komödie, die geistliche Beredtsamkeit, Philosophie und Moral, traten in den der nationalen Intelligenz angemessensten Formen auf, und brachten auf dieselbe eine grosse Wirkung hervor. Wiewohl die eigentliche Gelehrsamkeit und die Wissenschaften in dieser Zeit allgemeiner Entwickelung und Bildung, in Frankreich, nichts Ausserordentliches leisteten, so blieben sie

dennoch hinter Dem, was in den meisten anderen Ländern geschah, nicht zurück. Es gab fast nur Ein Gebiet der Litteratur, auf dem, mit der übrigen Bewegung verglichen, kein wahrer Fortschritt sichtbar wurde, und das, obschon angebaut, keine dem Reichthum jener Epoche angemessen Früchte trug. Es war dies die Geschichte, im weitesten Sinne des Wortes, sowohl Produktion als Kritik. Hier erscheint eine grosse Leere, die nur aus dem Geiste der Regierung und der allgemeinen Lage der Nation erklärt werden kann.

In Folge einer langen Reihe von theils vorbereiteten, theils zufällig eingetretenen, Umständen war das Königthum in Frankreich, im siebenzehnten Jahrhundert, zu einer nur von der Religion und Moral begrenzten, in politischer Beziehung aber durchaus unumschränkten, Gewalt gelangt. Dies war aber nicht, wie man sonst wohl gesehen, das Resultat einer Eroberung oder Zerstückelung des Landes, einer aus Rohheit oder Entkräftung hervorgegangenen Neigung zum Despotismus gewesen. Die absolute Monarchie entstand in Frankreich aus dem Lehnswesen, als letztes Ergebniss desselben, und wurde von dem Drange der Nation nach Einheit und Abrundung in ihrem politischen Dasein, ein Drang, der in den Einrichtungen des Mittelalters keine Befriedigung finden konnte, begünstigt. Diese Veränderung in der Verfassung war nicht ohne lebhaften Widerstand von Seiten der früher herrschenden Klassen und eines Theiles der Bevölkerung überhaupt eingetreten, wie, unter Anderem, der Krieg der Fronde beweist, der in die Minderjährigkeit Ludwig XIV fiel. Die Erinnerung an die mehrmaligen Berufungen der Reichstage unter den letzten Valois, an die alten ständischen Rechte, war noch

nicht verschwunden, und Minister, wie Richelieu
Mazarin, begriffen, dass die unumschränkte Macht
Regierung mit einer Theilnahme der Nation an den öf-
lichen Verhältnissen, unter welcher Form dies auch
schehe, unverträglich sei. Hierzu kam die Bedeutung
welche der Protestantismus eine Zeit lang in Frankreich
gehabt, der daselbst mit gewissen Begriffen von bür-
licher Freiheit verbunden gewesen, und die Aufmerk-
samkeit, welche eine polemische Litteratur erregte,
nach dem Widerruf des Edikt's von Nantes grossentheils
von nach England und Holland geflüchteten Franzosen
ausging, die Vertreibung der Stuarts und der endliche
Sieg der protestantischen und liberalen Ideen in England.
Es lag im Interesse des Absolutismus, diese Einflüsse
vom französischen Publikum abzuhalten. Es musste
wohl alle Erinnerungen an die früheren Zustände
Landes, in denen der Adel, die Parlamente, die grös-
ren Städte eine politische Rolle gespielt, als auch
Kenntniss von dem in England und Holland walten-
Geiste entfernt, und, wenn Dies nicht durchaus mög-
war, dem Allen ein mit dem herrschenden System
unumschränkten königlichen Macht übereinstimmende
Farbe mitgetheilt werden. Es war nöthig, nicht
die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit zu
fälschen, und ihr eine trügerische, mit dem vorgesetzten
Zweck übereinstimmenden Hülle überzuwerfen. Selbst
mit der Epoche Ludwig XIV in so entfernter Verbindung
stehenden Ueberlieferungen des Alterthums durften,
weit sie politische Principien betrafen, nicht in
Wahrheit und Wirklichkeit dargestellt werden, denn
konnten, in dieser oder jener Art, den bestehenden
ständen in der Meinung gefährlich werden, und

die Gegenwart ungünstigen Vergleichungen Veranlassung geben.

Die Regierung liess rein metaphysische Untersuchungen, sobald sie sich nicht geradezu gegen die herrschende Kirche erklärten, Poesie, und die Darstellung allgemeiner moralischer Gegenstände, im Ganzen, ungehindert walten, da diese überhaupt mannigfaltige Formen annehmen können, und zu keiner unmittelbaren Anwendung in der Wirklichkeit führen. Aber mit den historischen Ideen, die mit dem Staate und dessen Einrichtungen in nächster Verbindung stehen, war es ein anderer Fall. Denn der Despotismus fühlte sich in Frankreich nie so sicher, wie man nach seinen oft rücksichtslosen Aeusserungen vermuthen sollte. Es konnte, bei dem wandelbaren, nie ganz unterjochten, Geiste der Nation, leichter als irgendwo, eine grosse Veränderung in der öffentlichen Meinung eintreten.

Man begreift, dass, bei einer solchen Beaufsichtigung und Beschränkung geschichtlicher Forschung und Darstellung, und bei der Abhängigkeit, in welcher damals Gelehrte und Schriftsteller standen, in diesen keine besondere Neigung zu Arbeiten der Art entstehen konnte. Diese fehlten zwar nicht ganz, weil dies in einer bis auf einen gewissen Grad entwickelten Gesittung nicht möglich ist, aber sie hielten sich in den Grenzen, die ihnen von oben her vorgeschrieben wurden. Uebrigens ward weder den Autoren noch dem Publikum diese Entsagung besonders schwer. Es hatte sich in Frankreich, in Folge mannigfaltiger Einflüsse, der Vermischung der Ideen des Alterthums mit dem Charakter des sechszehnten Jahrhunderts, zur Zeit der Restauration der Wissenschaften und Künste, in Folge des in der Nation

von jeher bestandenen Hanges zu rednerischer Wirku
und der Bedeutung, welche die höhere Gesellschaft
die Litteratur erhalten, eine überwiegende Neigung
die Form, ein Gefallen an Spiel und Schein,
Gleichgültigkeit für den Kern und die Wahrheit in
meisten Dingen, die nicht unmittelbar das äussere Le
betreffen, ausgebildet, welche sich Illusionen aller
nicht nur leicht hingab, sondern denselben frei
entgegen kam, sie gewissermassen hervorrief. Man
ohne weitere Untersuchung Alles, was sich mit ein
gewissen Aufwande von Kraft und Anspruch ankündi
für Das, wofür es gelten wollte. Man hatte z. B.
der Tragödie nie danach gefragt, ob die Dichter
daran thaten, lauter mythologische, oder heroische Ge
stände aus dem Alterthum zu wählen, und ob der Ge
der französischen Sprache, die moderne Sitte, das
Gefühl der Behandlung antiker Stoffe nicht oft wi
sprachen. Das Publikum glaubte, mit einigen
Griechen und Römern entlehnten Formen, auch
Geist zu empfangen. Dasselbe geschah mehr oder we
in der Geschichte.

Es erschienen im siebenzehnten Jahrhundert
sehr gelehrte Arbeiten über einzelne Theile der
Litteratur, Sammlungen von Urkunden aus dem Mi
alter, Erklärungen vieler sprachlichen, historischen,
tiquarischen Materien, in der Form von Glossarien,
kein grosses, lebendiges, geschichtliches Werk. So
der von der Regierung ausgehende Geist, als der
Publikum herrschende Geschmack war allem hö
Produciren in dieser Sphäre entgegen. Man verl
von jeder Geschichte nicht nur eine Anknüpfung
der eigenen Gegenwart, sondern eine Aehnlichkeit

derselben, und bekümmerte sich um die innere Verschiedenheit nicht. Alles ward nach der Zeit, in der man lebte, gemodelt. Es konnte sich keine eigentliche historische Kritik, keine tiefere Untersuchung über die Staaten, Einrichtungen, Stände früherer Jahrhunderte, selbst wenn solche mit Frankreich in keinem bestimmten äusseren Zusammenhang gestanden, geltend machen. Eine gründliche Beleuchtung der verschiedenen Epochen der französischen Monarchie, ihres Ursprunges, der Veränderungen, welche sie erlebt, wäre wie der Anfang einer Verschwörung, oder wenigstens wie eine gefährliche politische Ketzerei angesehen, und wahrscheinlich mit Gefängniss oder Verbannung bestraft worden. Der Despotismus erlaubte nicht nur keine allgemeine philosophische Betrachtung der Entstehung, des Zweckes, der Natur der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch kein Zurückgehen auf die wahre Gestalt der eigenen Vergangenheit. Denn aus diesem Allen konnte eine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden herbeigeführt werden. Die Nation sollte mit der Gegenwart, wie sie gerade war, in vollkommenster Uebereinstimmung gehalten, und von jedem prüfenden Blicke in die Vergangenheit oder Zukunft möglichst abgezogen werden. Die damaligen Machthaber verwehrten den Eingang zu dem Innern des Tempels der Geschichte, und erlaubten nur die Schildereien auf den äusseren Mauern desselben zu betrachten.

Die Materialien zu einer wirklichen Geschichtsschreibung fehlten jedoch keinesweges. Schon das sechszehnte Jahrhundert hatte dafür reichlich gesorgt, und im siebenzehnten Jahrhundert sammelten, erklärten Mabillon, Montfaucon, Peteau, Lecointe u. s. w. Quellen

aller Art, und verbreiteten über eine Menge von
sachen, Denkmalen und Ueberlieferungen ein neues
Aber dies Alles blieb im Ganzen ohne Wirkung.
Werken der damaligen Historiker wird bei den
ein ungeordneter, zweckloser Reichthum an Sto
den Anderen eine wesenlose, willkührlich gewählte
ohne Inhalt, angetroffen. Eine wahrhafte Repro
der Vergangenheit kann aber nur durch die Verei
von Kenntniss, Urtheil und Darstellung erreicht
Dies ward aber von Niemand mit Geschick und
unternommen.

Mézerai*), der von Ludwig XIV zum Historio
ernannt worden, schrieb eine Geschichte von Fra
ohne Kunde der Quellen, ohne Anschauung un
gegenwärtigung, und voller Unterwerfung unt
gerade in seiner Zeit herrschenden politischen
Da er jedoch nicht umhin konnte, einzelne Miss
nachzuweisen, und namentlich den Ursprung d
kührlichen Besteuerungsrechts der Könige, welche
den Valois, mit deren Erlöschen seine Geschichte s
aufgekommen, zu beleuchten, und wenigstens
Uebertreibung als ein Unrecht darzustellen, so
bei dem Könige in Ungnade, und verlor sein
Was würde ihm nicht begegnet sein, wenn er es
hätte, die unmittelbar vorangegangene Epoche,
potismus Richelieu's und die Intriguen Mazarin
Publikum vor das Auge zu führen!

Andere Historiker, wie der Pater Daniel, d
d'Orleans, die über französische oder englische Ge
schrieben, schmeichelten der Monarchie und der

*) Geb. 1610 gest. 1683.

und richteten Personen und Begebenheiten, diesem Zwecke gemäss, nach Belieben zu. Diese Werke waren ausserdem in einem Styl abgefasst, der so weit unter der Art stand, wie damals poetische, moralische und philosophische Gegenstände behandelt wurden, dass die Leser, selbst von dem geistlosen Inhalt abgesehen, schon durch die mangelhafte Form abgestossen wurden. Einige andere, die besser schrieben, wie Vertot, Saint-Real u. s. w. machten aus der Geschichte einen Roman, und suchten ausschliessend die Einbildungskraft zu unterhalten. Bossuet's Abriss einer allgemeinen Geschichte macht von dieser Menge oberflächlicher historischer Produktionen der Zeit Ludwig XIV eine Ausnahme, und ist, den rein kirchlichen Standpunkt zugegeben, eine Arbeit von grossem Verdienst. In einzelnen theologischen Werken ward viel Gelehrsamkeit und selbst eine gewisse Unabhängigkeit des Urtheils sichtbar, denn dieser Theil der Litteratur erregte, sobald in ihr die Grundsätze des Katholicismus und die Freiheiten der gallikanischen Kirche nicht angegriffen wurden, kein Misstrauen von Seite der politischen Macht. Aber Fleury's*) Kirchengeschichte, nach seinem Tode fortgesetzt, Tillemont's, d'Avrigny's und anderer französischen Geistlichen gelehrte Arbeiten sind Materialien zu einer Geschichte oder Kompilationen, aber keine wahrhaft historischen Werke, denn Darstellung und Urtheil, und überhaupt das Allgemeine darin, stehen zu sehr dem Fleisse der Sammlung und der Kenntniss des Einzelnen nach. Von aus Frankreich vertriebenen protestantischen Schriftstellern wurden, im Auslande, in jener Zeit,

*) Geb. 1640 in Paris, starb 1723.

manche Gegenstände der politischen oder kirchlichen Geschichte mit grosser Sorgfalt behandelt, wie die Geschichte der Juden, die Geschichte der Kirche, der Vereinigten Provinzen, von Basnage de Beauval, die Geschichte der Concilien von Basel, Pisa und Kostnitz von Lanfant, die Geschichte von England von Rapin Thoiras, die Geschichte Ludwig XIII von Vassor u. s. w. beweisen. Aber diese Arbeiten, in der Fremde erschienen, übten auf die Stimmung des französischen Publikums, selbst wenn sie ihm bekannt wurden, was nicht immer leicht war, durch den religiösen Gegensatz und die Verschiedenheit der Betrachtung, keinen Einfluss aus, und entsprachen, was ihre Form betrifft, nicht den Anforderungen, die seit Descartes und Pascal an jede litterarische Komposition gemacht zu werden anfingen.

In jener Zeit entstanden zwei Weisen die französische Geschichte aufzufassen, und den Geist der Begebenheiten zu erklären, die, einander geradezu entgegengesetzt, später oft wiederholt und ausgebeutet worden sind. Die Arbeiten des Grafen von Boulainvilliers*) hatten zum Zweck, das Feudalsystem als die einzig rechtmässige und wahre Verfassung der Monarchie ansehen zu lassen. Alles bezieht sich bei ihm auf die fränkische Eroberung, von der aus er die Rechte eines herrschenden Standes, und die Dienstbarkeit des Volkes ableitete. Boulainvilliers, der den französischen Adel seiner Zeit als einen Abkömmling der Gefährten Klodwig's betrachtete, sah die Nation einzig in ihm, und alles

*) Geb. 1658 in Saint- Saire in der Normandie, gest. 1722. Sein Hauptwerk ist: „L'histoire de l'ancien gouvernement de France avec quatorze lettres sur les parlements ou états généraux." Dasselbe geht bis auf Ludwig XI.

Andere galt in seinen Augen nur als ein willenloses Werkzeug für eine bevorrechtete Klasse. Er war, wie natürlich, ein grosser Gegner der unumschränkten Gewalt der Krone, und räumte dieser in seiner Adelsrepublik eine nur geringe Stellung, ungefähr wie in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters, ein. Seine Meinungen standen im schroffsten Widerspruch mit den Einrichtungen des Staates, wie sie unter Ludwig XIV bestanden, und sein Werk, das lange nur im Manuscript unter Gleichgesinnten bekannt war, wurde erst nach Ludwig XIV Tode gedruckt. Er hatte sich bei Verfolgung einer so verkehrten Idee, wie die Verfassung eines Volkes auf ihre ersten Anfänge zurückführen zu wollen, und diese allein für rechtmässig zu halten, in der Behandlung der Quellen, die ihm als Beweise dienen sollten, manche Willkühr zu Schulden kommen lassen.

Der Abbé Dubos*) dagegen behauptete in einem Werk: „L'histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules“ — dass das französische Staatssystem keinesweges auf der Thatsache einer Eroberung beruhe, dass die Gallo-Römer die Merowinger in den letzten Zeiten des abendländischen Reiches freiwillig zu Hülfe gerufen, und ihnen alle Rechte der römischen Kaiser übertragen hätten, die von ihnen auf die Karolinger und Kapetinger übergegangen wären. Er stellte die Municipalverfassung des römischen Galliens als die Grundlage des französischen Volkslebens, und die Vorrechte des Adels als eine in den Zeiten der Barbarei vollzogene Usurpation dar. Für ihn waren die französischen Könige die Nachfolger der römischen Kaiser, und

*) Geb. 1670 in Beauvais, gest. 1742.

demnach mit einer unbeschränkten Gewalt von Haus aus begabt, und er sah die Nation als ursprünglich frei und die einzelnen Klassen derselben als unter einander politisch gleich an. Beide Ansichten, Boulainvilliers und Dubos, sind, obgleich von Montesquieu widerlegt, häufig erneuert worden, da sich aus solchen Hirngespinnsten Alles machen lässt, und sie zu allen denkbaren oberflächlichen Zwecken dienen können. Das eine System hat den Vorurtheilen des Adels, das andere denen des Bürgerstandes geschmeichelt, obgleich beide leere Theorien geblieben, und auf die Wirklichkeit nie einen wahrhaften Einfluss geübt haben.

Die Memoiren oder historischen Denkwürdigkeiten, ein bedeutender und charakteristischer Theil der französischen Litteratur in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts oder der Epoche Ludwig XIV stehen, im Ganzen, an Mannigfaltigkeit des Inhalts und der aus ihnen zu ziehenden geschichtlichen Belehrung denen zur Zeit der letzten Valois und der ersten Bourbonen, Heinrich IV und Ludwig XIII, nach. Sully's Memoiren waren das letzte bedeutende Werk dieser Art gewesen. Die Nachrichten über die inneren Unruhen zur Zeit Mazarin's, von Theilnehmern und Augenzeugen wie de la Rochefoucauld, Gourville, Bussy u. s. w., sind mit Talent geschrieben, aber der in ihnen vorherrschende Parteigeist vermindert ihren geschichtlichen Werth. Die Denkwürdigkeiten des Generaladvokaten am pariser Parlament Talon über dieselbe Epoche zeichnen sich durch ihre Wahrheitsliebe und Gründlichkeit aus, sind aber in hohem Grade weitschweifig, dunkel, verworren und selbst von den mühsamsten und fleissigsten Geschichtschreibern späterer Zeiten nur theilweise zu Rathe

;ogen worden. — Eine Prinzessin aus dem Hause
eans, von den Franzosen Mademoiselle de Montpensier
ıannt, Tochter Gaston's von Orleans und Muhme
lwig XIV, die in der Fronde eine Rolle gespielt, und
u von Motteville, die in Diensten der Königin Anna,
twe Ludwig XIII, stand, haben über jene Epoche
chrieben, aber meist nur Hofgeschichten, Liebeshändel,
nliche Ränke u. s. w. berichtet, und auch diese nicht
ıer wahr, sondern von einem parteiischen Gesichts-
kt aus der Nachwelt überliefert. Frau von Motteville's
noiren sind ernster und genauer, als die der Prinzessin
Orleans, und enthalten über Ludwig XIV Jugendzeit,
Innere des königlichen Hofes, den Charakter der
entin und ihres ersten Ministers, des Kardinals
arin, manches Merkwürdige, aber ihre grosse An-
glichkeit für die Königin Anna veranlasste sie zu
chen absichtlichen oder unbewussten Täuschungen.
Ein Werk höherer Art sind die Memoiren des
dinals von Retz*), die zu den bedeutendsten
ımenten in dieser Sphäre gerechnet werden müs-
Aus ihnen leuchtet dem Leser nicht nur das
ihres Verfassers, eine der originellsten Persönlich-
n des siebenzehnten Jahrhunderts, sondern die ganze
mit ihren Gestalten, Gesinnungen und Sitten, in
vertrefflicher Wahrheit und Lebendigkeit entgegen.
haben aber nicht nur einen historischen Werth, denn
ind eine der ersten Quellen zur Kenntniss der, unter
Namen der Fronde bekannten, inneren Unruhen,
ern sie bieten zugleich auch ein grosses moralisches

Paul de Gondi Cardinal von Retz, geb. 1614 in Montmirail,
1679 in Paris.

Interesse dar. Denn nirgends sonst findet sich so zusammenhängend, klar und vollständig die eigenthümliche Erscheinung entwickelt, dass ein Mann von den seltensten Gaben, an Gewandtheit, Beredtsamkeit und Kühnheit allen seinen Nebenbuhlern überlegen, weil er den Geist der Zeit, seine eigene Stellung und die Mittel seiner Gegner verkennt, ungeachtet aller Bemühungen, durchaus seinen Zweck verfehlt.

Der Kardinal de Retz begriff besser als irgend einer seiner Zeitgenossen die grossen Mängel der damaligen Verfassung des Königreiches, die Selbstsucht und Willkühr Derer, die am Ruder sassen, die verworrenen, widerspruchsvollen Formen der öffentlichen Verwaltung, und den hoffnungslosen Druck, welcher auf dem Volke lastete. Er hatte, ungeachtet aller persönlichen Triebfedern des Ehrgeizes und der Ruhmsucht, offenbar die Absicht, in diesem Zustande eine grosse Verbesserung hervorzubringen. Das Misstrauen des Volkes gegen eine Regentin aus dem spanisch-österreichischen Hause, welches für den Erbfeind Frankreichs galt, der Hass gegen den italienischen Minister, die Spaltungen unter den Mitgliedern der königlichen Familie, der Widerstand des Parlaments gegen die Regierung und die Stimmung des pariser Volkes konnten einen Mann von Retz Fähigkeit und Stellung in den Stand setzen, eine entscheidende Rolle zu spielen. Zugleich war aber, trotz aller vorhandenen Unzufriedenheit und Aufregung, die Vorstellung von den Rechten der Krone in der Nation so tief gewurzelt, dass Niemand, wie hoch er auch sonst stand, anders als im Namen dieser von der Meinung geheiligten Gewalt, etwas Grosses und Bedeutendes zu unternehmen und auszuführen vermochte. Wer damals irgend einen

politischen Plan realisiren wollte, musste sich in den Dienst des Königs begeben. Retz, der aus einer grossen Familie stammte, zum Coadjutor des Erzbischofes von Paris, seines Oheims, ernannt war, unter der hauptstädtischen Bevölkerung bedeutenden Anhang besass, bot sich, bei der Minderjährigkeit des Souverains und der schwierigen Lage der Regentin, eine Gelegenheit dar, wie sie sich lange nicht gezeigt hatte und sobald nicht wiederkehren sollte, um einen grossen und, wenn man seinen Versicherungen glauben darf, heilsamen Einfluss auf das Schicksal seines Landes auszuüben. Er musste aber zu diesem Zweck, vor allen Dingen, das Vertrauen der Regentin gewinnen, von der, im Namen des Königs, an dessen Recht Niemand zweifelte, handelnd, die Besetzung der ersten Regierungsstellen abhing. Gelang es Retz, in das Ministerium einzutreten, daselbst seine grossen Anlagen, sein Urtheil, seine Entschlossenheit, seine Beredtsamkeit geltend zu machen, so war es möglich, dass er Mazarin verdrängte, denn dieser stand, nach allen Nachrichten, in dem Vertrauen und der Gunst der Königin Anna damals noch nicht so unerschütterlich fest, wie er es bald nachher durch die Art wurde, wie er ausschliessend für ihren und ihres Sohnes Vortheil wirkte.

Befand sich Retz einmal, im Namen des Königs und als erster Rath der Regentin, mit Ausübung der obersten Gewalt beauftragt, so war es Zeit, die Veränderungen in der Verfassung und Verwaltung vorzunehmen, mit denen er im Stillen umging. Um aber zu dieser Stellung zu gelangen, musste er wenigstens eben so viel Eifer im Dienste der Krone wie Mazarin zeigen, über den er als ein

Einheimischer, und von mehreren anderen Vorzügen unter-
stützt, in solchem Falle wahrscheinlich den Sieg davon-
getragen haben würde. Ergriff er die Partei der Regentin,
ohne Mazarin verdrängen, und seine weiteren Pläne aus-
führen zu können, so blieb ihm wenigstens immer eine
hohe und gesicherte persönliche Stellung als designirter
Erzbischof von Paris, und der Einfluss, der damals mit
dieser Würde verbunden war.

Retz that aber das Gegentheil von Allem, was er in
seinem und Anderer Interesse hätte thun sollen. Durch
seine Lieblingslektüre, das Leben der griechischen und
römischen Helden im Plutarch, wie er selbst gesteht,
verführt, träumte er für sich die Stellung eines grossen
Parteihauptes, bereitete den Aufstand des pariser Volkes
am 27. August 1648 vor, schloss sich demselben an
und ward von diesem Augenblicke an, da er nur einen
moralischen Einfluss auf die wandelbare Meinung der
Menge, aber keine geordnete Macht besass, die er an-
der der Regierung hätte aufnehmen können, von den
Spaltungen, Widersprüchen und Ränken abhängig, welche
die Fronde zu Fall brachten, und der Regentin und
ihrem Minister zu einem vollständigen Siege verhalfen.
Er ward gefangen gesetzt, flüchtig, musste dem erz-
bischöflichen Stuhle entsagen und verbrachte den letzten
Theil seines Lebens in einer Dunkelheit, die sonderbar
von seiner geräuschvollen Jugend und seinen grossen
Plänen abstach, und ihm nicht einmal den Ruf einer
gefallenen Grösse verschaffte.

Dies Alles war eine Folge einer falschen Berechnung
der Macht der Regentin, der Hülfsmittel ihrer Gegner
und der Stimmung des französischen Volkes. Die Un-
ruhen der Fronde waren keine nationale Bewegung,

zu derselben Zeit die englische Revolution, sondern ein Kampf, im Geiste des Mittelalters, zwischen Parteien, die sich über ihre Ansprüche auf die Leitung der Regierung nicht verständigen konnten, und von denen die, welche mit der Aegide der Monarchie bewaffnet war, über lang oder kurz die Oberhand erhalten musste. Denn, um das Gegentheil hervorzubringen, hätte es eines allgemeinen Brandes, zu dem damals in Frankreich kein Stoff vorhanden war, bedurft. Das französische Königthum und sein Streben nach Unumschränktheit war, unter den letzten Valois, durch den religiösen Fanatismus der Ligue, den Ehrgeiz der Guise, die Intriguen Philipp II und die wilde Aufregung in den Massen weit mehr als während der Minderjährigkeit Ludwig XIV bedroht. Ohne das Dazwischentreten einer grossen Persönlichkeit, wie Heinrich IV, wäre am Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Frankreich vielleicht eine totale Umwälzung eingetreten, und die Dynastie und Organisation des Landes zugleich verändert worden. Nach einer Verwaltung, wie die Richelieu's, war Dies aber auf lange Zeit hinaus unmöglich geworden, und die Niederlage der Fronde bereitete die Autokratie Ludwig XIV vor.

Uebrigens litt der Kardinal Retz, der sonst so manche hervorragende Eigenschaft besass, und als Mensch Mazarin nicht wenig überlegen war, an einem Grundfehler in seinem Wesen, der ihm die Durchführung einer grossen politischen Rolle, selbst unter günstigeren Umständen, schwer gemacht haben würde. Er wurde nämlich mehr von seiner Einbildungskraft, als seinem Urtheil geleitet, und erschien demnach in seinem Thun nicht nur schwankend, widerspruchsvoll, sondern oft sogar unüberlegt und entschieden leichtsinnig. Er war, ob-

gleich von italienischer Herkunft, seinem Charakter nach ein ächter Franzose, voll glänzender Talente, aber ohne die Tiefe der Betrachtung und Beharrlichkeit des Willens, die allein die Erreichung eines grossen und entfernten Zieles möglich machen. Der einzige Ruhm, der ihm geblieben, an welchen er selbst wahrscheinlich wenig gedacht, und den er nicht für einen Ersatz seiner verfehlten politischen Laufbahn gehalten haben würde, sind seine Denkwürdigkeiten, durch die er bekannter und merkwürdiger, als die meisten seiner mächtigeren und glücklicheren Gegner geworden ist. Er hat für sich selbst, was Plutarch für so manche andere merkwürdige Persönlichkeit, gethan. Ungeachtet der Wichtigkeit der Begebenheiten, die er erzählt, tritt er selbst, und ohne Dies zu wollen, als die hervorragendste Gestalt in seinen Gemälden hervor. Sein feuriger Geist, die blitzschnelle Behendigkeit seines Verstandes, sein entschlossener Sinn machen ihn, wenn auch zu keiner eigentlich grossen, aber zu einer seltenen Erscheinung. Sein Styl ist, wie sein Charakter, ungleich, regellos, aber voller Kraft und Leben, und in der Schilderung von Personen und Zuständen von einer eigenthümlichen Wahrheit und Anschaulichkeit, die nicht einzelne Irrthümer oder Entstellungen ausschliesst, aber im Ganzen der Natur der Dinge treu bleibt.

Ausser den Denkwürdigkeiten des Kardinals Retz verdienen die des Herzogs von St. Simon*) erwähnt zu werden, von denen einzelne Fragmente erst lange nach des Verfassers Tode, und das Ganze vor nicht länger als dreissig Jahren erschienen sind.**) Obgleich St. Si-

*) Geb. 1675 in Paris, gest. 1755.

**) Es wird jetzt (1856) von diesem Werk eine neue, verbesserte und vervollständigte Auflage bekannt gemacht.

mon tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein gelebt hat, so muss sein Werk gleichwohl zu der Litteratur der Epoche Ludwig XIV gerechnet werden, da er einen Theil der Regierung dieses Königs aus eigener Anschauung erzählt und beurtheilt. Diese Denkwürdigkeiten werden als die Hauptquelle für die Kenntniss des Charakters Ludwig XIV, seines Hofes, der Sitten der Grossen, der Stimmung der höheren Gesellschaft, überhaupt des Geistes jener Zeit, angesehen. Obgleich sich St. Simon zuweilen irrt, und manchen Persönlichkeiten, wie namentlich Ludwig XIV selbst, nicht immer Gerechtigkeit widerfahren lässt, so kann man sich doch im Ganzen auf ihn verlassen, und seine Nachrichten und Schilderungen bieten mehr Stoff, als alle anderen Darstellungen dieser Art dar. Sein Werk ist, wie er selbst und die Zeit, in welcher er lebte, von den Memoiren des Kardinals von Retz durchaus verschieden. Retz war, obgleich mit den höchsten Personen des Landes in Verbindung stehend, und zu dem ersten Adel gehörend, keineswegs ein eigentlicher Hofmann, sondern wenigstens für einige Zeit ein Parteihaupt, ein offenbarer Gegner der Regierung, und lebte in einer stürmischen Zeit, in der einen Augenblick lang die bestehenden Einrichtungen in Frage gestellt zu sein schienen. Seine Stellung war demnach nicht die eines blossen Beobachters und Berichterstatters, auf die der Herzog von St. Simon sich beschränken musste. Auch besass letzterer nichts von seines Vorgängers Einbildungskraft, Ehrgeiz und Kühnheit. Die Zeit war eine durchaus andere geworden, viel verschiedener, als ein Abschnitt von vierzig oder funfzig Jahren sonst hervorzubringen pflegt. Die Welt, in der sich der Herzog von St. Simon

bewegte, war durch und durch von einer glänzenden, aber nicht eigentlich grossen Individualität, wie die Ludwig XIV, erfüllt, um den sich Hof, Adel, Geistlichkeit, Parlamente, kurz die ganze Nation im damaligen Sinne dieses Wortes, in genau abgecirkelten Bahnen, wie Planeten um eine Sonne, drehten. Eine imposante, obwohl noch mehr von den Umständen, als dem Willen dieses Einzigen gebotene, Uebereinstimmung herrschte in allen innern Verhältnissen, und erlaubte keine Abweichung von der einmal vorgeschriebenen Regel. Die einzelnen Verschiedenheiten und Abirrungen, die sich hier und da geltend machen wollten, wurden alsbald auf den Alles an sich ziehenden Mittelpunkt zurückgeführt, oder verschwanden, wollten sie sich unabhängig erhalten, in einem bebeutungslosen Dunkel. Dieser Charakter der Zeit und Regierung Ludwig XIV liess demnach keine Freiheit und Mannigfaltigkeit zu, und war, seiner innersten Natur nach, eine prosaische, einzig vom Verstande gewollte und gebaute Ordnung, eine äussere Harmonie der Sphären, ohne deren innere Musik. Das Gemälde, das von einem solchen Zustande entworfen werden konnte, bot allerdings weite Räume, glänzende Gestalten, und mächtige Thaten, aber keine tiefen Lichter und Schatten, keine erschütternden Kontraste, kein grosses und dabei natürliches Leben dar. Die blosse Schilderung desselben würde deshalb nicht viel mehr, als eine flüchtige Neugierde erregen. Aber der Commentar, welchen St. Simon zu diesem Text liefert, die Art, wie er die glänzenden Masken entfernt, und die durch Geburt oder Gunst hervorragenden Persönlichkeiten jener Zeit in ihrer wahren, oft sehr mittelmässigen Gestalt erkennen lässt, verleiht seinem Werk nicht nur

ein eigenes psychologisches Interesse, sondern auch eine wirklich geschichtliche Bedeutung, so dass es für das Studium jener Epoche unentbehrlich geworden.

Der Herzog von St. Simon, der mit einem scharfen Blicke für Auffassung und Beurtheilung Dessen, was ihn umgab, geboren war, spielte am Hofe Ludwig XIV die Rolle eines Censors, aber eines solchen, der mehr dachte als sprach, und seine Beobachtungen nur wenigen Vertrauten, und auch diesen wahrscheinlich nie vollständig mittheilte. Die französische Lebhaftigkeit mag ihn indessen bisweilen verrathen haben, denn Ludwig XIV sah ihn mit misstrauischem Blick an, und schien den kritischen und satyrischen Hang seines jungen Hofmannes zu ahnen. Die, welche die erste Hälfte der Regierung dieses Königs, seine eigene glänzende Jugend, die bedeutenden Verbesserungen in der Verwaltung, die ersten glücklichen Kriege und Eroberungen, die grossartige Entwickelung der Litteratur, die prächtigen Feste, Bauten und Werke aller Art, aus eigener Anschauung kannten, erhielten in sich die Bewunderung, die dies Alles in ihnen erregt hatte. Die, welche [illegible] Epoche geboren, zur Zeit eines beginnenden [illegible]ndes und allmähligen Verfalles herangereift waren, [illegible] die letzten Glanzpunkte dieser sinkenden Grösse mit kälterem Blick, und die sichtbar werdende Erschöpfung mit scharfem Tadel an. St. Simon, der in hohem Grade von Vorurtheilen der Herkunft und des Ranges erfüllt war, und sich auf den schon damals wesenlosen Titel eines Herzogs und Pairs von Frankreich viel zu gut that, der kein bestimmtes politisches System, dem Ludwig XIV entgegengesetzt, in sich trug, weder, wie Boulainvilliers, an eine aristokratische Republik mit einem Könige an

der Spitze, noch, wie Fenelon, an eine repräsen[illegible]
Monarchie, die alle Klassen erhoben hätte, dachte,
sass aber, ohne ausgebildete Principien, einen [illegible]
dringenden Verstand und ein umfassendes Urtheil, [illegible]
möge deren er die Widersprüche und Schwächen [illegible]
ganzen ihn umgebenden Zustandes errieth, an den [illegible]
vorragenden Persönlichkeiten ihre Ansprüche von [illegible]
Verdienst, den Schein, von dem sie glänzten, [illegible]
rem Wesen unterschied, und ihre Mängel und Fe[illegible]
durchschaute.

Weder die innere Verwaltung Ludwig XIV, [illegible]
stens in der Zeit, in welcher St. Simon dieselbe [illegible]
obachten Gelegenheit hatte, noch seine äussere [illegible]
weder die Stellung der Kirche noch die der Parla[illegible]
entsprach der Idee, welche er sich von einer [illegible]
und dauernden monarchischen Organisation gebildet [illegible]
Dieser König, der sich zum Mittelpunkte und [illegible]
Allem gemacht, erschien ihm, trotz mancher Züge [illegible]
ursprünglicher Grösse und selbst Güte, die er [illegible]
läugnen konnte, zu selbstsüchtig, zu sehr von sich [illegible]
seinem persö[illegible]hen Interesse erfüllt, zuweilen [illegible]
zur Thorheit [illegible] Schwächlichkeit aufgeblasen, [illegible]
Schmeichelei [illegible]dürftig. Am Hofe konnte er [illegible]
rakterlosigkeit der Hofleute, ihre oft an Ernie[illegible]
grenzende Abhängigkeit von den Launen und [illegible]
theilen des Souverains, den sie erfüllenden Geist [illegible]
Habsucht und Heuchelei, in der Kirche den despo[illegible]
Einfluss der Jesuiten und den starren, dürren [illegible]
lismus ihrer Principien, in der Verwaltung die [illegible]
schwendung, Härte und Willkühr nicht billigen, [illegible]
das Volk erschöpfte und herabwürdigte, und die [illegible]
des Landes in der Wurzel zu vernichten drohte.

Diese Art des Verhaltens und Urtheiles, an und für sich passiver Natur, würde, in einem schriftlichen Denkmale niedergelegt, ohne besondere Kraft der Darstellung, zumal bei Jemandem, der nie auf das Schicksal seines Landes einen Einfluss ausgeübt, bei der Nachwelt keine grosse Theilnahme gefunden haben. Aber St. Simon besass die in allen Zeiten seltene Gabe, was er gesehen, empfunden und erlebt hatte, auf eine überaus lebendige, scharfe, eindringliche Weise wiederzugeben, so dass die Vergangenheit durch ihn zu einer Gegenwart wird, und seine Erinnerungen sich zu Wirklichkeiten gestalten. Er verstand es, die ausgezeichneten Persönlichkeiten seiner Zeit in grossen Zügen, in denen gleichwohl nichts, was zu ihrer Kenntniss gehört, vergessen ist, mit solcher Wahrheit und Bestimmtheit darzustellen, dass von seiner Zeichnung weder etwas fortgenommen, noch zu ihr etwas hinzugesetzt zu werden braucht. Alles ist klar, zusammenhängend und vollständig. Zugleich weiss er immer die verborgenen Seiten des Innern, die geheimen Motive, die charakteristischen Einzelheiten hervorzuheben, und von Individualitäten und Situationen ein lebendiges und eigenthümliches Gemälde zu entwerfen. Diese seltene Kunst der Darstellung, die im Ganzen von der Wahrheit der Auffassung und Beurtheilung nicht getrennt gedacht werden kann, hat seinen Memoiren einen so grossen Werth gegeben. Sie sind ein Theater, auf dem eine zahllose Menge von an und für sich mehr oder weniger bedeutenden, aber durch Stellung und Einfluss immer ausgezeichneten Persönlichkeiten, jede mit der ihr von der Natur verliehenen Physiognomie, Stimme und Haltung, und dem ihr von der Zeit und den Umständen umgehängten Kostüm, sich vor dem Leser bewegt, und so-

wohl von sich selbst, als den Verhältnissen, unter denen sie lebt, Zeugniss giebt.

Was St. Simon's innerste Stimmung und besonderes Wesen von dem in der ersten Hälfte der Regierung Ludwig XIV herrschenden Geiste unterscheidet, und in ihm den Uebergang zu einer anderen Zeit erkennen lässt, ist ein gewisser Mangel an absoluten Principien, an einer vollkommenen Durchdringung von einer ausser uns liegenden Wahrheit, zu der man sich bekennt, und der man sich unterwirft. Diese Unabhängigkeit tritt in ihm meist in der Weise des Tadels, der Unzufriedenheit, der Ironie und Satyre hervor, sie kann aber auch, ausser diesen einzelnen Zügen, als eine in ihm liegende Gesinnung, der er sich, da sie von der Zeit noch nicht vollkommen anerkannt war, nicht durchaus bewusst sein konnte, angesehen werden. Seine Erziehung, seine Lebensweise, die um ihn her bestehende religiöse und monarchische Organisation widerstrebten diesem Gefühl des Zweifels, das in ihm zu entstehen anfing, das sich weder ganz geltend machen, noch ganz unterdrückt werden konnte. Die kräftigsten Charaktere und glänzendsten Talente früherer Zeit, wie Corneille, Bossuet, Boileau u. s. w. waren in der vorhandenen geistlichen und weltlichen Ordnung ganz aufgegangen, und hatten nur selten, und in ganz zufälligen und untergeordneten Beziehungen, an ihr etwas vermisst, oder in ihr etwas anders gewünscht. St. Simon dagegen tritt durchaus als ein Kritiker auf, der seine besonderen Vorstellungen an das Bestehende legt, dieses mit ihnen vergleicht und sehr oft verwirft. Er ist Katholik und Royalist, aber auf eine andere Art, als man es dreissig Jahre vor ihm gewesen,

und verlässt sich in allen Dingen auf sein Gefühl, seine Ansicht, sein Urtheil, mehr als es, zumal am Hofe Ludwig XIV, üblich war. Auch sucht er nie, wie die meisten ausgezeichneten Personen des siebenzehnten Jahrhunderts gepflegt, sein Denken und Thun in das herrschende monarchische und religiöse System einzuschliessen, sondern er geht seinen eigenen Weg.

Dies will nun allerdings nicht so viel heissen, als ob St. Simon sich zu der bald nach ihm durch Voltaire herrschend werdenden französischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts bekannt hätte. Denn er nennt Voltaire, dessen erste Erfolge er noch selbst erlebt, an einer Stelle seiner Memoiren, mit Geringschätzung einen „Libertin" — ein Ausdruck, der damals nicht die Sittenlosigkeit eines Individuums, sondern seine Ungläubigkeit bezeichnete, und war ein grosser Verfechter der Ueberreste der adeligen Vorrechte, wenigstens der des hohen Adels, zu dem er selbst gehörte. Aber es wird in ihm, im Vergleiche zu dem Idealismus und der Devotion der ihm unmittelbar vorangegangenen Epoche, ein gewisser Skepticismus sichtbar, der noch nicht etwas Anderes, als das Bestehende verlangt, aber von diesem auch nicht mehr ganz befriedigt wird, und in seinen Gedanken an ihm zu rütteln anfängt, was um so merkwürdiger ist, da in ihm diese Stimmung nicht auf theoretische und systematische Weise, wie bei mehren Denkern und Schriftstellern jener Zeit, sondern aus der Anschauung der Personen und Dinge entstanden war.

Ausser den Talenten erster Ordnung, die in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts erschienen, und in einer umfassenderen und höheren Weise die Lehrer und Bildner ihrer Nation, wie Moliere, Ra-

cine, Boileau u. s. w. gewesen, verdienen, nächst
genannten Verfassern geschichtlicher Denkwürdigkeiten
noch einige andere Schriftsteller genannt zu werden,
in einer beschränkteren Sphäre etwas Bedeutendes
Dauerndes geleistet haben, und deren Werke ent
eine besondere Richtung in der Denk- und Sinnes
jener Epoche bezeichnen, oder in ihrer Art noch
als Muster angesehen werden. Denn es ist hier
unsere Absicht, die Talente, welche eine nur ganz
übergehende Aufmerksamkeit erregt, die, ohne
besonderen Korn von Eigenthümlichkeit, von der
ahmung mächtigerer Naturen gelebt, und eine geschw
Wiederholung derselben gewesen, näher erwähnen
wollen. Solche, so nützlich sie auch einmal ge
sein können, verschwinden mit der Zeit, zu der sie
hören. Ihre Arbeiten dienen als Material für And
und bilden, so zu sagen, den Körper der Litteratur,
sich unaufhörlich verwandelt, und den nur wenige
begabte Geister überleben.

Der Einfluss der Descartesschen Philosophie,
ders ihres psychologischen und populairen Theiles,
die Aufmerksamkeit auf die Beobachtung der Natur
Menschen, seiner Stimmung, Richtung, kurz Alles
sen, was man Charakter nennt, vermehrt. Diese
achtung ward aber, in Folge des Geistes der Zeit
der Abnahme des religiösen Sinnes, nicht wie früher
ein Mittel sittlicher Veredelung, sondern um ihrer
willen, als ein Gegenstand der Betrachtung und
niss, ohne von einem absoluten Princip auszugehen,
bestimmte moralische Tendenz, angestellt. Hierzu
noch die Bedeutung einer grossen Hof- und Gesellsch
welt, die sich im siebenzehnten Jahrhundert voll

die Anziehungskraft, welche die Frauen in diesen Verhältnissen ausübten, die nähere und häufigere Gelegenheit sich zu kennen, zu beobachten, über einander zu urtheilen. Die Darstellung solcher Zustände blieb aber, dem Geiste der Litteratur in jener Epoche und der Stellung der Autoren gemäss, in gewissen vornehmen und gebildeten Kreisen stehen, die, wie der König für den Staat, so für die Menschheit selbst genommen, und deren Vorzüge, Fehler, Eigenheiten, als ein Ausdruck des menschlichen Wesens angesehen wurden. Obgleich dieses in gewissen Grundzügen immer dasselbe ist, so äussert es sich nicht nur, sondern bildet sich auch nach Zeit, Volk, Stand, auf sehr verschiedene Art aus, und selbst die scharfsinnigste Darstellung des Lebens einzelner Individuen und Klassen kann nicht für einen vollkommenen Spiegel der menschlichen Natur gelten. Diese Betrachtung und Schilderung der Charaktere und Sitten im Zeitalter Ludwig XIV hat deshalb etwas Beschränktes und Einseitiges, zeichnet sich durch keine durchgängige Wahrheit oder besondere Tiefe aus, ist aber einmal als ein Kennzeichen jener Zeit merkwürdig, und tritt ausserdem in zwei Autoren, dem Herzoge de la Rochefoucauld und La Bruyere, mit einem Scharfsinn des Verstandes und Reichthum der Erfahrung auf, die selten erreicht worden sind.

De la Rochefoucauld*) hat es sich in seinem Hauptwerke „Pensées, Maximes et Reflexions“ angelegen sein lassen, die menschliche Natur nur von ihrer dunkeln und schwachen, ja von ihrer schlechten und niedrigen Seite aufzufassen. Diese Betrachtung ging keineswegs

*) Geb. 1603, starb 1680.

aus einer allgemeinen Stimmung jener Zeit hervor, [illegible]
eher Alles zu schmücken und zu verherrlichen ge[illegible]
war, und in der die Menschen meist nur von der [illegible]
herab auf ihr Verderbniss, und auch dies immer [illegible]
der Absicht, ihnen den Glauben als ein Mittel der [illegible]
hebung nahe zu bringen, aufmerksam gemacht wur[illegible]

De la Rochefoucauld scheint zu seinen misanthropis[illegible]
Ideen durch die Erfahrungen seiner Jugend, zur [illegible]
Richelieu's und Mazarin's, durch die Verschwörun[illegible]
Verräthereien, Grausamkeiten, welche er im Grossen, [illegible]
die Ränke, Lügen und Treulosigkeiten, die er im Kle[illegible]
beobachtet hatte, so wie durch den Anblick der Eitel[illegible]
Heuchelei und Dienstbarkeit, welche später die glän[illegible]
den Züge des französischen Lebens zur Zeit Ludwig [illegible]
entstellten, gekommen zu sein. Dann mochte er, [illegible]
nach seiner Theilnahme an den Unruhen der Fr[illegible]
im Vergleiche zu Dem, was er gewollt, in Dunkel [illegible]
Thatenlosigkeit gefallen, und seine früher gehegten [illegible]
nungen vernichtet gesehen, die Schuld seines verfe[illegible]
Ehrgeizes auf die Schwäche seiner Zeit, seines St[illegible]
und Volkes, und da er nur diese in Betracht [illegible]
und nur für diese lebte, auf die des menschl[illegible]
Wesens überhaupt werfen. In seinen Betrachtun[illegible]
über die innere Stimmung und äussere Handlungs[illegible]
der Menschen stellt er die Selbstsucht unter [illegible]
denkbaren Formen, als Ehrsucht, Wollust, Geiz, [illegible]
chelei, Furcht, Neid u. s. w. als die alleinige [illegible]
[illegible] alles menschlichen Trachtens und Thuns [illegible]
Seine Kunst und Feinheit zeigt sich besonders [illegible]
wie er diese Motive, selbst da wo sie eine ihrer [illegible]
entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen scheinen, [illegible]
den Grundzug und Kern, der im Innern wohnt, [illegible]

ıur im Handeln, aus Nothwendigkeit, dann und
zu etwas Anderem umgestaltet, zu finden und
ıweisen sucht. Es giebt für ihn keine Tugend,
hren Sinne des Wortes, sondern nur klug berech-
der geschickt verhüllte Selbstsucht. Entsagung,
ıuth, Liebe, Heldenmuth, sind für ihn nur Mas-
mit denen sich die menschliche Schwäche oder
btheit bekleidet.

geachtet der praktischen Wahrheit und Bethäti-
o vieler von de la Rochefoucauld's Anklagen gegen
nschliche Natur, wie sie zumal in gewissen Zeiten
erhältnissen erscheint, so beweisen sie dennoch
ızen eine grosse Oberflächlichkeit und Armuth der
uung und des Urtheils über das innerste Wesen
enschheit, und eine totale Verkennung des ihr
rnen Strebens, die Idee der Wahrheit und des
zu verwirklichen, und für Erreichung dieses
der grössten Opfer fähig zu sein.

derselben Epoche, demselben Volke, derselben
wo de la Rochefoucauld nur Selbstsucht und Ver-
sah, lebte der heilige Vincent de Paula, der früher
er begeisterten Menschenliebe einmal die Stelle
aleerensklaven in Toulon eingenommen, um die-
sen Lage ihn besonders rührte, zu befreien, später
rmüdlichem Eifer die zahlreich ausgesetzten und
nen Kinder der niederen Klassen aufsuchte, und
und bei diesem Werke der Barmherzigkeit von
heile der Vornehmen, und besonders von vielen
darunter unterstützt wurde. Es wäre merkwürdig
en, wie de la Rochefoucauld den erhabenen Sinn
fopferung, der jenen ausserordentlichen Mann
mit seinem Princip vereinigt hätte. Wahr-

scheinlich würde er es nicht gewagt haben ihn zu
läumden. Aber er geht nie auf Entwickelung ein
Beispiele und Thatsachen ein, sondern begnügt sich
allgemeinen Raisonnements und spitzfindigen Ap
men. Denn bei einer bestimmteren Beweisführung
einem näheren Eingehen würde er entweder seine
sichten zu modificiren gezwungen gewesen sein,
sich oft der Gefahr ausgesetzt haben, dem ge
Menschenverstande zu widersprechen.

Die Meinungen de la Rochefoucauld's, welche
in gewissen Kreisen einen bedeutenden Einfluss
geübt haben, und noch heute nicht vergessen sind,
besonders sein Grundsatz, den Egoismus unter
möglichen Formen als ein ausnahmlos herrschend
tiv hinzustellen, sind, von ihrer Irrthümlichkeit
gesehen, schon insofern verderblich, weil sie die
vor dem Bösen vermindern, denn wenn die
Grundzug unserer Natur ausmacht, so kann
friedigung nicht besonders strafbar erscheinen,
die äussere Klugheit, und gewisse zufällige U
künfte unter den Menschen demselben entge
Die durchgängige Schlechtigkeit der Menschen
digen heisst, ihnen die Lust zum Guten beneh
es ist eben so verkehrt, sie für absolut böse,
absolut gut zu halten. Voltaire hat von seinem
punkte aus de la Rochefoucauld's Maximen ein
res" — Rousseau, der ein tieferes Gefühl für
und Rechte besass, ein „trauriges" — Buch
Uebrigens würde dieses Werk de la Roche
seinem Inhalt nach, ungeachtet des scharfen
mit dem es die dunkeln und verderblichen S
menschlichen Wesens beleuchtet, keine dauernd

in der Litteratur verdienen. Was ihm eine solche verschafft hat, ist die Kraft und Feinheit der Sprache, die Klarheit, Bestimmtheit und Angemessenheit des Ausdruckes, die es zu einem der Denkmale der Prosa jener Epoche gemacht hat.

Ein Talent von vielleicht geringerer Wirkung auf die Gesinnung seiner Zeit als de la Rochefoucauld, aber von noch grösserer litterarischer Bedeutung war de la Bruyère*), der durch sein Buch: „Caractères" — betitelt, sich einen grossen Ruf erworben hat. Wenige Werke, welche die Darstellung des Lebens in reflektirender Form sich zur Aufgabe gemacht, enthalten eine so grosse Menge origineller Skizzen menschlichen Thuns und Treibens, eine solche Fülle scharfer Betrachtungen, und treffender Bezeichnungen. Die Charaktere, die La Bruyere auftreten lässt, sind so lebendig geschildert, dass man oft glauben könnte, sie sprechen, sich bewegen und handeln zu sehen. Er führt sie durch eine Menge von Situationen, in denen sie ihre gesammte Art zu sein, ihre Gesinnungen, Sitten, Gewohnheiten, ihr Inneres und Aeusseres, vollständig entwickeln. Sein Styl ist voll gestaltender und beleuchtender Ausdrücke, voll neuer und überraschender Wendungen. La Bruyère ist gedrungen ohne dunkel zu sein, und bringt durch Das, was er dem Leser zu errathen übrig lässt, oft fast eben so viele Wirkung, wie durch das, was er ihm mittheilt, hervor. Er ist weniger spitzfindig und zweifelnd als de la Rochefoucauld, und verliert die allgemein wahren Gesichtspunkte in seiner Betrachtung der menschlichen Natur nicht so sehr aus den Augen. Satyre und Ironie

*) Geb. 1644 in Paris, gest. 1696.

walten bei ihm ebenfalls vor, sind aber schärfer
grenzt und eigenthümlicher angewandt. La
beweist, so zu sagen, seine allgemeinen Behauptungen
an den Persönlichkeiten, die er redend oder
einführt. Er reflektirt nicht blos über Eitelkeit,
Neid, wie de la Rochefoucauld, er schildert den
Geizigen, Neidischen, wie er leibt und lebt. Man
in ihm eine Menge von ernsten, bedeutenden
tungen über das Leben und die Menschen, deren
heit sich uns aufdrängt, und deren Ausdruck
rascht. Unter so vielen Sentenzen und
die sein Werk enthält, giebt es nur sehr wenige,
als falsch gedacht oder mangelhaft bezeichnet
werden könnten.

La Bruyère ist in seiner Opposition gegen die
und Gewohnheiten seiner Zeit weniger
und exklusiv als de la Rochefoucauld, schmeichelt
hier und da den Grossen und besonders Ludwig
was de la Rochefoucauld, der seine Erziehung und
dung in einer früheren Zeit empfangen, nicht
thut. Obgleich La Bruyère bei Entwerfung seiner
raktere lebendige Originale vor sich gehabt, und
oft Portraits geliefert hat, so nehmen sie dennoch ein
gemein menschliches Interesse in Anspruch, und
sitzen eine dauernde Wahrheit. Die besonderen
nieren und Konvenienzen seiner Zeit treten bei
nie so überwiegend hervor, dass sie störend
Die Partikularitäten, die er in seinen Gemälden
erhöhen sogar deren Reiz, und tragen dazu bei,
einen eigenthümlichen Ausdruck von Leben zu geben.

Dieser Vorzüge ungeachtet ist La Bruyère aus der
Schule de la Rochefoucauld's oder vielmehr dessen Geistes

verwandter. Seine Betrachtungen, Darstellungen haben mehr litterarischen als sittlichen Werth. Er hat nicht die Absicht, oder wenn er sie gehabt, so wird sie nicht sichtbar, die Menschen zu bessern und zu erheben. Er will sie nur unterhalten und aufklären, aber ohne ihnen eine höhere Stimmung über sich und ihr Dasein einzuflössen. Ein gewisser Materialismus und Skepticismus ist auch bei ihm, wie bei de la Rochefoucauld, der herrschende Zug, nur mit weniger Uebertreibung entwickelt. Der, aller religiösen Formen ungeachtet, im Innersten, unheilige und selbstsüchtige Geist der Epoche Ludwig XIV stellt sich auch in ihm dar. Die Beobachtung und Kenntniss der Gesellschaft und des Menschen ist bei ihm nicht ein Mittel, sich und Andere zu veredeln, sondern strebt nur dahin, sich, im Konflikt so vieler widerstrebenden Interessen und gefährlichen Charaktere, so wenig als möglich auszusetzen, seinen Vortheil zu erreichen, und leicht und bequem durch das Labyrinth des Lebens zu kommen. Die Art kalter und engherziger Reflexion, welche man in Frankreich so oft Philosophie genannt hat, und zuweilen noch so nennt, und als deren Meister Horaz angesehen wurde, ist in La Bruyère zu finden, und wenn er vorurtheilsfreier und umfassender als de la Rochefoucauld ist, so besitzt er in seiner Ironie und Satyre vielleicht weniger Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit als dieser.

In den meisten französischen Moralisten, einige seltene, durchaus religiös gestimmte, Geister ausgenommen, werden übrigens weniger ernste und grosse Ideen über Welt und Zeit, als in Horaz gefunden, der, seiner Skepsis und Ironie ungeachtet, zuweilen einen tragischen Blick auf Menschheit und Dasein wirft, und sie tiefer durch-

dringt und schärfer beleuchtet. Es kann vielleicht Den
welche mit gewissen Seiten der französischen Litter
nur unvollständig bekannt sind, auffallen, dass hier i
römischen Dichters besonders Erwähnung gethan w
Horaz Anschauungs- und Betrachtungsweise hat s
auf viele, und selbst auf manche der ausgezeichnet
Talente in Frankreich mehr, als irgendwo anders
wirkt. Wenn manche Theile des Alterthums in Deuts
land gründlicher behandelt worden, in Italien die Spr
selbst der lateinischen näher geblieben, so ist ge
Horaz doch nirgends so, wie unter den Franzosen st
nachgeahmt und bewundert worden. Er ist der ant
Dichter, der ihnen am meisten zugesagt hat. — Au
ungeachtet Alles dessen, was man gegen La Bruy
wenn man seine Art der Auffassung und Darstellung
einer höheren vergleicht, auch einwenden mag, er
einer der Meister in seiner Sprache, und gehört zu
Kreise Derer, die von der Nachwelt nicht über
werden können.

Unter den Talenten, die, ohne zu den Säulen
französischen Litteratur gezählt werden zu können, gl
wohl etwas in ihrer Weise Bedeutendes und Bleiben
hervorgebracht, muss vor Allen die Marquise von S
vigné*) genannt werden, die, durch die nach ih
Tode veranstaltete Sammlung ihrer Briefe, berühm
als Andere durch viel ernstere Werke geworden ist.

Diese Briefsammlung, die bekannteste und an
hendste, die es in der französischen Litteratur gi
umfasst einen Raum von mehr als dreissig Jahren,
berührt, auf eine immer anmuthige und oft merkwürdig

*) Geb. 1626, gest. 1696.

se, Alles was in dieser langen Zeit in Frankreich
htiges geschehen, giebt von der gesammten Nation,
sie damals war und lebte, von den Prinzen und
sen in Paris und Versailles bis zu den Pächtern der
agne und Provence, ein allerdings nur abgekürztes
flüchtiges, aber treues und charakteristisches Bild.
hat bei Lesung dieser Briefe die Hofgesellschaft
vig XIV in den Prunkgemächern seines neu erbauten
stes, den Ton der Unterhaltung, die Sitte und das
gen dieses Kreises vor Augen, der damals für das
htvollste und Reizendste galt, was es in der Welt
Die Lebensweise der herrschenden Klassen, des
s in der Hauptstadt und in seinen Schlössern, der
ren Magistratur, der Prälaten, kurz Alles dessen,
damals in Frankreich eine Rolle spielte, der Ein-
der persönlichen Leidenschaften und Schwächen
vig XIV, seine Stellung zu seinen Ministern und
ralen, die Haltung und Sinnesweise seiner Umge-
en, die sonderbare Mischung von Ernst und Spiel,
Starrheit und Beweglichkeit, von Grösse und Klein-
in den Charakteren, Ideen, Gewohnheiten jener
treten klar und bestimmt hervor, und sagen oft
enigen, aber ausdrucksvollen Zügen eben so viel,
ie in alle Einzelheiten eingehenden Beschreibungen
Herzoges von St. Simon.
an wird durch diese Briefe in die vertraute Unter-
ng geistreicher Frauen, wie der Marquise von Se-
selbst, ihrer Tochter, der Gräfin von Grignan,
Freundin, der Gräfin de Lafayette u. s. w. einge-
erfährt ihre Urtheile über so manche merkwürdige
nen und Dinge, Descartes Philosophie, Corneille
Racine's Trauerspiele, Bossuet's, Bourdaloue's,

Flechier's Predigten, über tragische oder komisch
fälle am Hofe und in der Hauptstadt, das plötzlich
der Herzogin von Orleans, die vereitelte Verm
Lauzun's mit der Muhme Ludwig XIV, den glor
Tod Turenne's, die Gift- und Mordgeschichten der
quise von Brinvilliers u. s. w., hört die Bewund
welche die bändereichen Romane des Fräuleins von
dery erregen, die verschiedenen Meinungen und St
keiten über religiöse, politische, litterarische Er
nungen. Die berühmten Freundinnen Ludwig XIV
Fräulein de la Valliere, die Marquise von Mont
die Herzogin von Fontanges, und zuletzt die Fra
Maintenon werden kurz, aber auf eine Art erwähnt
nicht nur von ihnen selbst, sondern auch von den
hältnissen eine Vorstellung giebt, zu denen sie geh
Alles steht in diesen Briefen vertraut und doch ne

Aus den Schilderungen, welche die Frau von Se
von ihrem Aufenthalte auf ihrem Gute, Les Rocher
nannt, unweit Rennes gelegen, und von ihrem Au
halte in Grignan, bei Aix, in der Provence, macht
kennt man die Stellung der Grossen und Hofleute
ihren Besuchen in den Provinzen; den Geist des
reichen niederen Adels, die zwitterartige Existenz, we
derselbe führt, indem er den Bürgern in den klein
Städten und seinen Bauern gegenüber sich noch immer
Ansehen eines herrschenden Standes geben will, und
gleich, bei dem Verfall des Ackerbaues und der
der Abgaben, die Beschränkung seiner Geldmittel
verbergen kann, so wie seinen Hang, sich durch ei
geräuschvolle Zusammenkünfte in den Hauptorten
Provinzen, für die gewöhnlichen Entbehrungen in
Heimath zu entschädigen. Man wohnt den Sitzung

der Stände in Rennes oder Vitry bei, sieht wie die Deputirten der Provinz von dem königlichen Gouverneur überrascht, geschmeichelt, getäuscht werden, wie die alten Formen der ständischen Freiheit ein leeres Spiel geworden, und selbst nicht die Möglichkeit eines Widerstandes gegen die Forderungen der Regierung vorausgesetzt wird. Die Aufstände des niederen Volkes in mehren Gegenden, von dem Drucke und der Härte der Verwaltung zur Verzweiflung gebracht, die grausame Rache, welche an ihm genommen wird, die spöttische Gleichgültigkeit der Vornehmen gegen sein Elend, dies Alles geht mit Neuigkeiten vom Hofe, lustigen Intermezzi der Provincialgesellschaft, Besuchen und Zeitvertreib aller Art, wie in einer Tragikomödie, im bunten Wechsel durch einander.

Man ersieht jedoch, bei einiger Bekanntschaft mit jener Epoche, aus diesen leichten, nur wie von Lust und Laune eingegebenen, Schilderungen zugleich die dunkeln und verderblichen Züge des damaligen Lebens und Treibens, und die zerstörende Richtung, welche es, ohne eine Ahnung von deren Folgen zu haben, in seinem Innern verborgen trug. Man sieht die strenge Herrschaft religiöser Gebräuche bei einer in den höheren Klassen schon ziemlich allgemein verbreiteten Unsittlichkeit, den gedankenlosen Leichtsinn in wichtigen und die pedantische Genauigkeit in an und für sich geringfügigen Dingen, den tiefen Bruch mit den Ideen der Vergangenheit, bei Beobachtung und Anhänglichkeit an einige ihrer veralteten Formen, die völlige Gleichgültigkeit gegen die Zukunft, so als sei keine Veränderung irgend einer Art denkbar. Ungeachtet der grossen äusseren Verfeinerung treten in diesem glänzenden Zustande hier und da Züge

von Rohheit und Niedrigkeit hervor, wie sie besonders aus einer zu grossen Ungleichheit der Stände eines Volkes, dem ungestraften Uebermuthe der Höheren und der widerstandslosen Verletzung der Niederen zu entstehen pflegen.

Als allgemein wichtig und zur Kenntniss jener Zeit gehörig, erscheint in diesen Briefen, nicht gerade als persönliche Gesinnung der, welche sie verfasste, aber als Stimmung der damaligen Gesellschaft, eine hier und da bis zur Vergötterung gehende Bewunderung der Person Ludwig XIV und Billigung seiner selbst unlöblichsten Handlungen, die Ehrfurcht vor jeder äusseren und materiellen Ueberlegenheit, der grosse Einfluss der damaligen Litteratur auf die Gesellschaft, und ihre gänzliche Ohnmacht in Bezug auf die Organisation und Politik des Landes, die Willenslosigkeit der Masse der Nation, die, wie eine Heerde, von ihren Hirten und Hunden bewacht, sich zur Schlachtbank treiben, belasten oder scheeren lässt, ohne etwas Anderes als hier und da einen Schrei des Schmerzes auszustossen.

Der beweglichen und schimmernden Oberfläche dieser Verhältnisse ungeachtet, lag in ihrer Tiefe eine starre Ruhe und Beschränkung, die aber weniger aus einem Gefühl der Befriedigung und Uebereinstimmung, als aus der Macht der Gewohnheit und Entsagung kam. Ein Wechsel in den Ideen, der nie ausbleiben kann, musste in diesem künstlichen, mehr von Individuen als Institutionen abhängigen, mehr äusserlich abgeschlossenen als innerlich zusammenhängenden Zustande, eine totale Auflösung hervorbringen, die allerdings erst ein Jahrhundert später eintrat, aber schon damals vorbereitet wurde.

Als eine rein litterarische Erscheinung, ohne allge-

meinere Beziehungen, betrachtet, zeichnen sich die Briefe der Marquise von Sevigné durch ihre Natürlichkeit und Anspruchslosigkeit aus. Denn sie sind zunächst nur für einzelne Personen und einen vertrauten Kreis bestimmt gewesen, und bei ihrer Abfassung ist nie an das Publikum gedacht worden, welches sie erst lange nach dem Tode der Verfasserin kennen lernte. Das Interesse, welches die Nachwelt an dieser Sammlung genommen, ist übrigens keineswegs blos aus dem reichen Inhalt und der glänzenden Zeit, in welcher sie geschrieben, entstanden. Ein guter Theil davon ist auf Rechnung der eigenthümlichen und seltenen Persönlichkeit dieser merkwürdigen Frau zu setzen, in deren ganzem Wesen und Leben nicht nur die Vorzüge des Talents, sondern fast eben so sehr die des Charakters, ein unerschöpflicher Quell von Liebe zu den Ihrigen, von Theilnahme an Allem, was ihre Freunde beglückte oder in Leid versetzte, von allgemeinem Wohlwollen und heiterer Uebereinstimmung mit der Welt wahrgenommen werden. Die Marquise von Sevigné war nicht nur eine der geistreichsten, sondern auch eine der besten Frauen ihrer Zeit, und dies unter Umgebungen, die eine solche Entwickelung des Charakters nicht immer begünstigt hatten. Obgleich durch den Tod ihres Gemahls sehr jung unabhängig geworden, schlug sie nicht nur eine zweite Verbindung aus, um in der Sorge für ihre Kinder nicht gestört zu werden, sondern entsprach auch in ihrem Verhalten, obgleich sehr gesucht und bewundert, und in einer leichtsinnigen und zerstreuten Welt lebend, den Forderungen der strengsten Sittlichkeit. Denn was von einer geheimen Annäherung zwischen ihr und dem berühmten Finanzminister Fouquet, zur Zeit von dessen grossem Glücksstande, gesagt worden, hat

nie auch nur wahrscheinlich gemacht werden können, und ist der argwöhnischen Neugierde einer müssigen Gesellschaft zuzuschreiben, der es schwer wurde, in ihrem Kreise eine fleckenlose Tugend anzuerkennen.

Frau von Sevigné hatte ihre Erziehung und Bildung in der Epoche vor Ludwig XIV selbstständigem Auftreten erhalten, und wurde, obgleich in das Concert der allgemeinen Bewunderung für diesen König einstimmend, von ihm und seinem Verhalten doch nie so ganz, wie die meisten ihrer Zeitgenossen, bezaubert. Es finden sich in ihren Briefen Züge vor, die eine gewisse, damals seltene, Unabhängigkeit des Verstandes und Gefühls, diesem Idol gegenüber, beweisen. Sie blieb unter Anderem ihren Freunden treu, auch wenn dieselben bei dem Könige in Ungnade gefallen waren, oder sogar von ihm verfolgt wurden. Sie war keine uneingeschränkte Bewunderin der ersten Günstlinge Ludwig XIV, wie Colbert und Louvois, deren Hang zur Willkühr ihr nicht zusagte. Das Missgeschick, welches den Kardinal de Retz und später den Minister des Auswärtigen Pomponne traf, machte sie denselben nicht abwendig. Sie war für Corneille gegen Racine, obgleich Alles am Hofe, in Nachahmung des Königs, ersteren vernachlässigte und letzteren ausschliessend bewunderte. Sie verdankte überhaupt den Eindrücken ihrer Jugend, die in die Zeit der Fronde gefallen, eine gewisse Freiheit und Natürlichkeit des Innern, die sich nicht ganz in das abgecirkelte Wesen zur Zeit der Grösse Ludwig XIV einschliessen liess, den sie mehr bewunderte als liebte. Sie hing an dem ländlichen Aufenthalt in der Bretagne und Provence, an der vertrauten Gesellschaft ihrer Freunde in Paris, und erschien auf dem glänzenden Theater des Versailler Hof-

lebens nur dann und wann von den Umständen genöthigt, und ohne dafür eine besondere Theilnahme zu empfinden. Man erkennt aus ihren Briefen leicht, dass sie sich vor Allem in der Ruhe und Einsamkeit ihres bretagneschen Schlosses, in den stillen Gehölzen und Gärten von Les Rochers gefiel, wo sie ihren Erinnerungen und Betrachtungen ungestört leben konnte. Sie schildert den Landmann in jenen Gegenden ohne die Gleichgültigkeit und Geringschätzung, mit der damals die Niederen von den Höheren betrachtet wurden. Nur selten finden sich in ihren Briefen, als Ausdruck ihrer persönlichen Stimmung, Züge selbstsüchtiger Kälte und herzlosen Leichtsinnes vor, die, in Folge der besonders von Ludwig XIV begünstigten Herrschaft des Scheines und der Eitelkeit, unter den Vornehmen jener Zeit so allgemein waren. Ganz konnte sich jedoch fast Niemand diesem Einflusse entziehen, der in der allgemeinen Lage und Gesinnung der damaligen Welt lag. Was bei der Marquise von Sevigné von dieser Stimmung vorkommt, scheint jedoch mehr eine damals geltende gesellschaftliche Form gewesen zu sein, als dass es in ihrem Wesen gelegen hätte. Die Briefe dieser Frau sind ein kostbares Vermächtniss des besseren Geistes jener Epoche, und werden nie ihren Werth und Reiz verlieren.

## Neunzehntes Kapitel.

Zu den ersten Erscheinungen der französischen Litteratur des siebenzehnten Jahrhunderts gehört Fenelon*),

*) François de Salignac de Lamotte-Fénélon geb. 1651 im Schlosse Fénélon, im alten Perigord, starb 1715 als Erzbischof von Cambrai.

sowohl durch die dauernde Bedeutung seiner
als durch den Einfluss, den diese auf seine Zeit
übt haben. Er hätte deshalb schon früher, Bossuet
Seite, da er sich zum Theil auf demselben Gebiete,
Theologe und Moralist, hervorgethan hat, erwähnt
den können. Aber einmal ist Fenelon fast um ein
Menschenalter jünger als Bossuet, und von diesem
vielem Betracht sehr verschieden, und dann weisen
sein Talent, seine Ideen eine andere und
Stelle an. Er hat, Alles zu Allem gerechnet, kein
selbstständige, durchaus eigenthümliche Natur wie
offenbart, kann, was Sprache, Styl, Form betrifft,
kein eben so hohes Muster gelten, aber er ist
weiteren und selbst reicheren Geistes als Bossuet,
alle anderen grossen Schriftsteller der zweiten
des siebenzehnten Jahrhunderts gewesen. Fenelon
seiner Persönlichkeit, Bildung, Darstellung nach,
Epoche Ludwig XIV an, geht aber durch seine
sätze und Ueberzeugungen in vieler Beziehung über
selbe hinaus. Er wurzelt nicht, wie z. B.
Racine, Boileau, einzig in jenem Boden, die man
ohne denselben gar nicht denken kann. Sein
deutet in manchen charakteristischen Zügen auf
kommende Zeit hin. Er muss deshalb an das Ende
Epoche gesetzt werden.

Fenelon hatte schon früh eine lernbegierige, der
samkeit und Betrachtung zugewandte Stimmung
legt, die damals noch immer, wie im Mittelalter, für
Zeichen des Berufes zum geistlichen Stande
wurde, der die, welche ihn wählten, zumal
sich durch Geburt und Fähigkeit auszeichneten,
und sicherer als der Hof- und Kriegsdienst, zu

und Reichthümern führen konnte. Nach beendigten theologischen Studien und empfangener Priesterweihe wünschte Fenelon, dessen religiöser Sinn von einer lebendigen Phantasie erhöht wurde, in ferne Gegenden als Glaubensbote seiner Kirche gesandt zu werden. Zuerst schwebten ihm die Wälder und Ströme Nordamerika's, von dem damals ein ansehnlicher Theil, namentlich Canada, der französischen Krone gehörte, vor, und er dachte, unter den wilden Jagdvölkern am Missisippi die Wohlthat des Evangeliums zu verbreiten. Aber sein körperlicher Zustand stellte der Ausführung dieses Plans unübersteigliche Hindernisse entgegen. Denn Fenelon genoss keiner festen Gesundheit, die in jenen rauhen Gegenden die erste Bedingung der Wirksamkeit ist. Seine Aufmerksamkeit richtete sich auf den Orient. Er besass mehr als gewöhnliche Kenntnisse in der klassischen Litteratur, und es erschien ihm verdienstlich und anziehend, den christlichen Glauben auf demselben Boden zu predigen, wo er entstanden, aber seit Jahrhunderten vom Islam unterdrückt war.

Fenelon wünschte, den französischen Missionen in Griechenland zugesellt zu werden. Seine von der antiken Philosophie und Poesie genährte Einbildungskraft versetzte sich lebhaft in jene Stadt der Minerva, wo mit Sokrates und Plato, in deren Vergeistigung der alten Welt, die erste Morgenröthe des Christenthums angebrochen, und endlich in der Predigt des Apostel's Paulus als ein neuer Tag aufgegangen war. Er sah im Geiste das Kreuz auf dem Helikon und Parnassus aufgepflanzt, und hörte die Predigt des Evangeliums da ertönen, wo einst das Orakel des delphischen Apollo vernommen worden. Manche unter den Symbolen des

Alterthums waren ihm als unvollständige, aber
habene Anschauungen werth, und er war zu
und zugleich zu fromm, um in ihrer Betrachtung
Gefahr für den wahren Glauben zu sehen. Das
und Schöne galt in Fenelon's Augen für ein Gestirn,
in allen Jahrhunderten dasselbe gewesen, und über
aller Zonen geleuchtet. Die Welt Homers war für
keine fremde oder trügerische Erscheinung, sondern
erste Anfang einer Gesittung, die, unaufhörlich wachsend,
in den Mysterien des Christenthums ihre letzte
zu erhalten bestimmt gewesen. Diese in damaliger
ungeachtet aller materiellen Kenntniss des Alterthums
seltene ideale Anschauung desselben, und die Freiheit,
der Fenelon in die schöne Form der Antike die sittliche
Empfindung des Christenthums legte, begeisterte ihn
das Geschick Griechenlands, erregte seinen Unwillen
die Schmach der türkischen Herrschaft, und flösste
Wünsche und Hoffnungen ein, die erst so lange
ihm erfüllt werden sollten. — Er sagte um diese
in einem vertrauten Briefe: „Wann werde ich die
von Marathon wieder vom Blute der Barbaren
und Religion, Philosophie und Kunst von Neuem
Griechenland blühen sehen, deren Wiege dasselbe

Fenelon's Absicht, den französischen Missionen
Orient beigegeben zu werden, scheiterte an
Hindernissen, und es kann dies für die Kirche und
teratur seines Landes, deren Zierde er zu werden
stimmt war, als ein Glück angesehen werden.
sein Geist hätte, bei einer längeren Entfernung von
reich, schwerlich die Reife und Fülle erreicht,
er so bedeutend geworden. Er wäre in Griechenland
nach einem ersten begeisternden Eindruck, höchst

scheinlich von dem tiefen Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und seinen Vorstellungen getroffen worden, und diese Erfahrung dazu geeignet gewesen, seinen reizbaren und beweglichen Geist eher niederzuschlagen als zu erheben. Aber der religiöse und poetische Sinn, der in ihm das Verlangen nach einem Aufenthalte auf jenem klassischen Boden erregt, die innere Vereinigung der Tiefe der christlichen Ideen mit dem Reiz und der Anmuth der hellenischen Natur, blieb in ihm lebendig, und ward ein charakteristischer Bestandtheil seines Talents.

Eine im Vergleiche zu diesen Entwürfen sehr beschränkte Stellung ward ihm zu Theil. Er wurde, wegen der Reinheit und Zartheit seines Wesens, und seiner gefälligen und glänzenden Gabe der Rede, von seinen geistlichen Vorgesetzten dazu gebraucht, die Töchter protestantischer Familien, die entweder freiwillig zum Katholicismus übergetreten, oder die man ihren Eltern auf Befehl Ludwig XIV entrissen, und in Erziehungshäuser zusammengebracht hatte, in ihren neuen Religionsgrundsätzen zu unterrichten. Er brachte mit dieser dunkeln und mühsamen Beschäftigung zehn Jahre lang zu. Die Erfahrungen, welche er bei dieser Gelegenheit gemacht, veranlassten ihn zu einem damals äusserst seltenen Unternehmen, nämlich der Abfassung eines Werkes über die Erziehung junger Mädchen: „Traité de l'éducation des filles“ betitelt. Die Erziehung des weiblichen Geschlechts bestand in jener Zeit, ausgenommen in den vornehmsten Klassen, und selbst da war sie oft sehr mittelmässig, fast ausschliessend in der Erklärung der christlichen Dogmen, und besonders in der Gewöhnung an eine strenge Befolgung der religiösen Gebräuche, aber meist ohne Berücksichtigung ihrer mora-

lischen Bedeutung und ihres Einflusses auf das Leben. Alles Uebrige ward dem Zufall, oder der späteren Schule der Welt und Gesellschaft überlassen. Es herrschte in dieser Beziehung, wie in so mancher anderen, ein trokkener und todter Mechanismus vor, der, bei der Bedeutung, welche die Frauen in Frankreich besassen, und die sich fortwährend steigern sollte, so manche Schattenseiten des damaligen Lebens erklärt. Fenelon stellte in seinem Werk ein tieferes und seelenvolleres System weiblicher Erziehung auf, eine mehr christliche als theologische Pädagogik, in der die Religion die Grundlage blieb, aber zugleich eine thätigere Anwendung auf Sitte und Charakter erhielt. Diese Erziehungslehre war allerdings nur für Mädchen der höheren oder wenigstens gebildeten Stände bestimmt, aber sehr Vieles in ihr konnte auf Personen aller Klassen desselben Alters und Geschlechts angewandt werden.

Fenelon machte dadurch wenigstens den Anfang zu einer rationelleren Methode auf diesem Gebiet, das bisher fast ganz unangebaut geblieben war. An diesen ersten Versuch knüpften sich später die Bestrebungen so mancher verdienstvollen Männer und geistreichen Frauen, der weiblichen Erziehung eine höhere Richtung zu verleihen, sie den starren und leeren Formen eines aus den Klöstern des Mittelalters überkommenen Systems zu entziehen. Da die Frauen, bei dem engeren Kreise der Thätigkeit, für den sie bestimmt sind, nach ihrer ersten Jugend weniger Mittel zu weiterer Ausbildung und Aufklärung besitzen, und die ersten Eindrücke und Ueberzeugungen, die ihnen geworden, in ihnen tiefer als in den Männern wurzeln, so sollte ihre Erziehung besonders sorgfältig geleitet werden, was jedoch noch

jetzt nicht überall geschieht, damals aber so gut wie unbekannt war. Die Folgen dieser Vernachlässigung können aber nicht nur in den Sitten, sondern selbst in den Zuständen der verschiedenen Nationen nachgewiesen werden. — Fenelon's Werk ward wegen der Anmuth der Darstellung, der Feinheit der Beobachtung, der freien und umfassenden Aussicht, die es eröffnete, in den höheren Ständen mit grossem Beifall aufgenommen. Es dauerte aber lang, ehe die darin ausgesprochenen Ideen in grösseren Kreisen verwirklicht zu werden anfingen. Rousseau's Emile, das berühmteste pädagogische Werk neuerer Zeit, ist, obgleich nach einem grösseren Massstabe angeordnet, was die Entwickelung der inneren und sittlichen Seite seiner Erziehungslehre betrifft, hinter diesem ersten Versuche Fenelon's zurückgeblieben, und steht demselben ausserdem an praktischer Brauchbarkeit nach. Die zu Rousseau's mehr als zu Fenelon's Zeit sichtbar werdenden Mängel der bestehenden Pädagogik, die radikale Umwälzung, die der genfer Philosoph in diesen wie in so vielen anderen Dingen beabsichtigte, und der energische, pathetische Ton seines Vortrages haben Fenelon's Werk in den Augen der Nachwelt, obwohl mit Unrecht, verdunkelt.

In Folge der despotischen und intoleranten Gesinnung Ludwig XIV wurden die Protestanten in Frankreich, die nicht in das Ausland zu entfliehen Gelegenheit gefunden, und ihrer Religion treu bleiben wollten, auf jede Art gedrängt und verfolgt. In die Gegenden, wo sie besonders zahlreich waren, schickte die Regierung katholische Missionarien, deren Predigten sie beizuwohnen gezwungen wurden, und diese liessen sich, um ihre oft unzureichende Beredtsamkeit zu unterstützen, von

Dragonern begleiten, die nicht nur von der protes-
tischen Bevölkerung verpflegt und bezahlt werden
ten, sondern von denen diese ausserdem noch
Unbilden zu erdulden hatte. Fenelon wurde von
geistlichen Oberen zu diesem gewaltsamen Bekehr-
werke herbeigerufen. Aber einmal verlangte er
ihm nothwendigen Gehülfen selbst wählen zu
und nahm nur solche, deren Milde und Duldsamkeit
bekannt war, an, und dann wies er ausdrücklich
militairische Hülfe und Begleitung ab. Man hat bemerkt
dass er in Poitou, wo er eine Zeit lang predigte,
Protestanten zu seiner Kirche hinübergezogen hat,
in irgend einer anderen Gegend geschah. Wahrschein-
lich war ihm, ungeachtet der Anhänglichkeit an sei
Glauben, diese ganze Form der Bekehrung verhasst.
lässt sich dies wenigstens aus bestimmten späteren Äus-
serungen schliessen, in denen er ausdrücklich Gewissen-
freiheit empfiehlt. Aber der in dieser Beziehung tyra-
nische Wille Ludwig XIV, der, durch dieses verführe-
sche Beispiel, sich plötzlich in allen Klassen entzünde
religiöse Fanatismus, und Fenelon's abhängige äuss
Stellung hatten es ihm unmöglich gemacht, einen
chen Auftrag abzulehnen. Er entledigte sich seiner
nigstens mit so viel Schonung, als die Umstände
laubten.

Fenelon's Charakter und Talent hatte allmählig
Aufmerksamkeit des Hofes und der Hauptstadt auf
zu leiten angefangen. Obgleich nicht zu den ersten Kan-
zelrednern seiner Zeit gehörig, denn seine Predigt
besassen, ungeachtet aller Vorzüge der Darstellung, nicht
den Kern von Originalität, der Bossuet's, Bourdaloue's
Flechier's Vorträge bezeichnete, richtete er durch

Wärme und Salbung seiner Darstellung oft mehr, als die Meister der geistlichen Beredtsamkeit aus. Sein Geist, seine mannigfaltigen Kenntnisse, die Würde und Feinheit seines Betragens, sein fleckenloser Ruf, und, vielleicht mehr als dies Alles, die Gabe, ohne Täuschung und Erkünstelung, Andere für sich und seine Meinungen zu gewinnen, hatten ihm unter den ersten Personen in der Umgebung des Königs nicht blos Freunde, sondern Anhänger und Bewunderer erworben. Der älteste Sohn des Dauphin's, Herzog von Burgund genannt, war aus den Kinderjahren herausgetreten, und es handelte sich darum, die zu seiner weiteren Erziehung tauglichen Personen zu finden. Die Bildung eines Thronerben war damals in Frankreich, von ihrer wirklichen Bedeutung abgesehen, zugleich ein Werk der Konvenienz auf der einen, und der Rivalität auf der anderen Seite. Durch den Einfluss der Frau von Maintenon ward Ludwig XIV bewogen, Fenelon, für den er sonst keine persönliche Neigung empfand, zum Lehrer des jungen Prinzen zu ernennen. Der Herzog von Beauvilliers, ein durch die Reinheit und Strenge seines Wandels geachteter Hofmann, ward mit der obersten Leitung dieser Erziehung, die, nach damaliger Sitte, eine grosse Anzahl von Personen beschäftigte, beauftragt.

Fenelon wurde, obgleich dem Range nach, bei diesem Werke nicht der erste, durch Ruf und Einsicht die Seele dieses Vereins. Der Herzog von Burgund hatte, durch die Nachgiebigkeit und Schmeichelei seiner früheren Umgebungen verwöhnt, ein vorzeitiges Gefühl der ihm einst bevorstehenden Grösse eingesogen, das, mit einem reizbaren Temperament verbunden, ihn zu einem, je nach den Umständen, verschlossenem, oder

heftigen und widerspenstigen Zögling machte. Fenelon wusste durch Beispiel, Ermahnung und unablässige Aufmerksamkeit die Mängel des jungen Prinzen fast in das äusserste Gegentheil zu verwandeln, und aus ihm in wenigen Jahren einen anderen Menschen zu machen. Seine Methode, die weniger als die von Bossuet früher bei dem Dauphin angewandte, eine gelehrte Bildung zum Zweck hatte, sondern vor Allem den Charakter reinigen, und den Geist für alles Grosse und Gute empfänglich machen wollte, gelang besser, als die seines berühmten Zeitgenossen. Der Dauphin war von Hause aus eine weiche und träge Natur gewesen, die sich, so lang sie von Anderen abhing, ihren Vorschriften willig fügte, und Alles, was man ihr bot, ohne eigene Theilnahme hinnahm, später aber in ihre ursprüngliche Schlaffheit zurückfiel. Des Herzogs von Burgund lebhaftes und widerstrebendes Temperament ward dagegen erst durch den Einfluss seines Erziehers überwunden. Sobald dieser Sieg aber einmal davon getragen, so blieben die Grundsätze und Ueberzeugungen, die der Lehrer dem Schüler eingepflanzt, in der Seele dieses letzteren haften. Der junge Prinz, obgleich mit keinen ausserordentlichen Talenten versehen, versprach durch die tiefe Ueberzeugung, die er von den Pflichten seiner Stellung hegte, durch eine, im Vergleiche zu den meisten Fürsten seiner Zeit, seltene Mässigung in der Vorstellung von seinen Rechten, durch die Kenntniss von den Mängeln der Regierung seines Grossvaters, und den festen Willen, eine andere Bahn als dieser einzuschlagen, Frankreich, einen wenn auch nicht grossen, aber überaus guten, seltenen König. Obgleich diese Erziehung durch den frühen Tod des Herzogs von Burgund für den Staat ohne Erfolg

blieb, so gab sie dagegen zu einigen bedeutenden und noch heute bekannten Werken Veranlassung, wie: „Leitung für das Gewissen eines Königs — Direction pour la conscience d'un Roi“ — eine, selbst von ihrem moralischen Gehalt abgesehen, durch die Wahrheit und Höhe ihrer politischen Ideen in jener Zeit des monarchischen Despotismus und der höfischen Idolatrie, überraschende Arbeit, und der Telemach — welcher in alle Sprachen übersetzt, ungeachtet einzelner Mängel, immer für einen glücklichen Versuch, sittliche Grundsätze in das Gewand der Dichtung einzuhüllen, gelten wird.

Ludwig XIV war mehr durch den Ruf von Fenelon's Verdienst und die Empfehlung der Frau von Maintenon, als durch eigene Neigung veranlasst worden, ihm die Erziehung seines Enkelsohnes zu übertragen. Er suchte denselben jedoch nie näher an sich heranzuziehen, vermied ihn sogar, und man glaubt, dass dieser König, der gern in Allem für den Ersten gelten, und keine fremde Ueberlegenheit, selbst wenn solche mit seinem eigentlichen Berufe in keiner Verbindung stand, anerkennen wollte, sich durch Fenelon's glänzende Gabe der Unterhaltung und Mittheilung, in der dieser selbst in den geistreichsten Kreisen keinen Nebenbuhler fand, durch die Würde und Anmuth seines Wesens, verletzt gefühlt habe. Denn wenn Moliere, Boileau, Racine, in ihrer Art, nicht weniger als Fenelon hervorragten, und demnach des Königs Argwohn, sich ihres Talents überheben zu wollen, hätten erregen können, so standen sie zu ihm jedoch in einem ganz anderen Verhältniss als Fenelon. Sie waren ursprünglich arm, verdankten Ludwig XIV Alles, erschienen nur auf Befehl am Hofe, und beschränkten sich auf ihre besondere Beschäftigung. Als

Racine in den letzten Jahren seines Lebens an der politischen Lage des Landes Theil zu nehmen anfing, fiel er, wie bekannt, in Ungnade. Aber Fenelon stammte aus einem vornehmen Hause, war mit der Erziehung des Thronerben beauftragt, und schon durch seinen geistlichen Stand in der damaligen Zeit eine privilegirte Person. Auch besass er aus allen diesen Gründen zusammen, Ludwig XIV gegenüber, ein grösseres Selbstgefühl, als die, welche, blos durch das persönliche Wohlwollen des Königs begünstigt, mit ihm in Verbindung kamen. Ausserdem fühlte sich Fenelon von dem Stolze, und der, zumal bei zunehmendem Alter, immer mehr hervortretenden Dürre und Starrheit in Ludwig XIV Charakter abgestossen, und scheint denselben sogar mit einer damals gegen hohe Personen wenig üblichen Strenge beurtheilt zu haben, denn es ist ein Brief von ihm an Frau von Maintenon vorhanden, worin er ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Ueberzeugung ausdrückt, dass dieser König sehr weit davon entfernt sei, eine richtige Vorstellung von den Pflichten seiner Stellung zu haben, und dass er die Krone nur wie ein zu seinem Genuss bestimmtes Gut ansähe.

Ungeachtet aller, namentlich an einem solchen Hofe herrschenden Klugheit und Zurückhaltung, ist es nicht wahrscheinlich, dass Ludwig XIV mit Fenelon's Meinungen vollkommen unbekannt geblieben wäre, und dessen von den herrschenden in so mancher Beziehung abweichende Ansichten nicht geahnt habe. Da ihm indessen die guten Früchte der Erziehung seines Enkelsohnes nicht entgingen, und er es seiner Würde gemäss hielt, den Lehrer eines künftigen Königs nicht unbelohnt zu lassen, so ernannte er Fenelon, als seine Funktionen bei dem Her-

zoge von Burgund beendigt waren, zum Erzbischofe von Cambrai, damals einem der grössten und reichsten Sitze der gallikanischen Kirche.

Bald nach diesem Beweise von Gunst brach über Fenelon's Haupt ein Ungewitter aus, das jeden Anderen, dessen Ruf weniger begründet gewesen wäre, und der in sich kein so hohes Bewusstsein der Reinheit seiner Absichten getragen hätte, zu Boden geschlagen haben würde. Der neue Erzbischof von Cambrai vereinigte in sich zwei, sonst gewöhnlich getrennte Richtungen: eine scharfe Auffassung der äusseren Zustände, eine furchtlose Beurtheilung ihrer Mängel, eine Freiheit von jeder übertriebenen Bewunderung, selbst den mächtigsten und blendendsten Persönlichkeiten gegenüber, die Absicht auf die politische Welt einzuwirken, seine Ideen realisirt zu sehen, und, da er Dies nicht selbst leisten konnte, einen Thronerben für dieses Werk heranzubilden — und dabei eine lebhafte Neigung sich in sich selbst zurückzuziehen, sich in die Geheimnisse der göttlichen Offenbarung und der menschlichen Natur zu vertiefen, und das Labyrinth der verborgensten metaphysischen und religiösen Materien zu durchwandern.

Fenelon hatte, bei seinem klaren Verstande, das Princip der menschlichen Individualität, die Freiheit des Willens und Unabhängigkeit des Innern, wohl begriffen, und sie gegen die Annahme einer unwandelbaren Vorausbestimmung, die, wie alle eigene Entschliessung, so auch alle sittliche Verantwortlichkeit aufhebt, gegen Kalvinisten und Jansenisten, vertheidigt. Aber sein Verlangen nach unbegrenzter Erkenntniss und Ergründung der dunkelsten Seiten des Daseins, die Unmöglichkeit der Erreichung dieses Zieles, und der Mangel an Befrie-

digung auf dieser Bahn veranlasste ihn, einen id
schon in diesem Leben möglichen, Zustand zu träu
in welchem der Mensch, seiner besonderen Persönlich
entsagend, aller Wünsche, Triebe und Hoffnungen l
einzig in dem Gedanken der Gottheit, und der Anschau
des Ewigen leben sollte. Er glaubte, dass ein sol
Zustand, Dem, der eifrig nach ihm trachte, durch ei
besonderen Einfluss der göttlichen Gnade erreichbar
und nannte das Verhältniss, in das der Mensch auf d
Art zur Gottheit trete, das der reinen Liebe, die so
schaffen sein solle, dass die Seele sich nicht nur
der Herrschaft der Sinne frei mache, sondern sich
uneigennützigem Verlangen, ohne von dem höchsten W
sen etwas zu begehren oder zu erwarten, ihm zuwe

Fenelon lernte in der Zeit, wo diese Vorstellung
in ihm zu keimen anfingen, eine Frau Namens Ma
Guyon*) kennen, die, mit einer tiefen und zarten A
lage für das Gute geboren, aber mehr Gefühl als Ur
besitzend, ebenfalls nach Erreichung eines solchen
rang, und dasselbe auf eine lebhafte und beredte W
in mündlichem und schriftlichem Vortrage anzupr
verstand. Sie hatte ihre Meinungen von der göttl
Gnade und der reinen Liebe schon früher zu verbr
gesucht, war von der geistlichen Obrigkeit verfolgt
haftet und wieder auf freien Fuss gesetzt, in einig
ersten Familien am Hofe, wie bei dem Herzoge
Beauvilliers, dem Oberaufseher des jungen Herzogs
Burgu... und Freunde Fenelon's, und selbst bei
... so vorsichtigen und abwägenden Frau von Main

*) Johanna Maria de la Mothe Guyon, geb. zu Montargis
gest. 1717 in Blois. Ihr Hauptwerk führt den Titel: „Les T

aufgenommen worden. In diesem Kreise war es, wo der Erzbischof von Cambrai sie kennen lernte, und von der schwärmerischen Tiefe ihrer Ideen und der unschuldigen Gluth ihres Eifers ergriffen wurde. Diese beiden sonst in so verschiedenen Verhältnissen stehenden Personen wurden, indem sie sich in einer ähnlichen Stimmung befanden, von einander angezogen, und Fenelon fand in der Kraft, mit der diese, mit ihm verglichen, ungelehrte aber begeisterte Frau ihre Gesinnungen aussprach, eine Bestätigung für seine eigenen Ueberzeugungen.

Aber Bossuet, der ebenfalls in der Nähe war, dem keine Bewegung jener Zeit, namentlich auf dem Felde der Theologie und Philosophie, entging, erkannte mit seinem durchdringenden Blicke alsbald die schwache und selbst gefährliche Seite dieser Grundsätze, und drang auf eine Untersuchung derselben, und ihre Verwerfung. Bossuet, bedeutend älter als Fenelon, kälter und fester, von einer umfassenderen Kenntniss des gesammten kirchlichen Lehrgebäudes unterstützt, sah in diesem Streben, nach einem thatenlosen Versinken in die Anschauung der Gottheit, eine sittliche Verirrung, und in der uneigennützigen Liebe für dieselbe, ohne Hoffnung auf Lohn und Vergeltung, einen Widerspruch gegen die ausdrücklichen Erklärungen des Evangeliums. Diese Lehre war in seinen Augen eine Immoralität und zugleich eine Ketzerei. Da die Meinungen der Frau Guyon am Hofe grosses Aufsehen gemacht, und sie sich nicht mit einer mündlichen Darlegung derselben begnügt, sondern sie hier und da auch durch den Druck verbreitet hatte, so bestand Bossuet auf einer abermaligen Verhaftung derselben, und einem Verhör vor den geistlichen Oberen, Er verlangte aussordem von Fenelon, dessen Freundschaft

für Maria Guyon ihm bekannt war, eine öffentliche
klärung gegen die von ihn verkündigten Irrthü
Mochte nun Bossuet, der in seinen dogmatischen Ue
zeugungen rücksichtslos streng nud unbeugsam war,
vernachlässigt haben, diese Zumuthung auf eine sch
Art einzukleiden, oder war Fenelon von der Un
und Wahrheitsliebe seiner schwärmerischen Fre
überzeugt, dieser gab einem solchen Ansinnen nicht
nicht nach, sondern legte jene Gedanken von der
lichen Gnade und der reinen Liebe in einem eig
Werke: „Von den Maximen der Heiligen — Des Max
des Saints“ — betitelt, umständlich entwickelt nie

Das Publikum war schon seit längerer Zeit, du
Angriffe und Vertheidigungen, auf Frau Guyon aufmerk
sam geworden, und sah jetzt ihre Ideen von einem
berühmtesten und vornehmsten Prälaten unterstützt.
dem in jener Zeit herrschenden Geiste, wo der Gl
weniger eine Sache des Herzens, als des Kopfes und
äusseren Gebrauches war, und die Theologie im Gr
mehr, als die Religion galt, da jene mehr als diese
zu aller Art von Raisonnement und Disputation
musste ein solches Buch, wie die Maximen der H
gen, ein ausserordentliches Aufsehen, und bei den
kirchlich Gesinnten ein grosses Missfallen erregen.
suet, der damals in Frankreich, im siebenzehnten
hundert, fast dasselbe Ansehen, wie einst der hei
Bernhard fünf hundert Jahre vorher in ganz Europa
sass, schien in Fenelon einen anderen Abailard zu
und trat ihm mit grosser Heftigkeit entgegen. Aber
der Abwesenheit aller politischen Freiheit in jener
wandte er sich nicht, wie dies früher der Fall gewesen
würde, an den Klerus seines Landes, oder rief eine

sammlung desselben zusammen, sondern klagte Fenelon zuerst bei Ludwig XIV an. Dieser, der dem Erzbischofe von Cambrai nie zugethan gewesen, und von einer ganz besonderen Abneigung gegen jede Art von Tiefe, Ueberschwänglichkeit und Schwärmerei erfüllt war, nicht sowohl wegen der Verirrungen, zu denen eine solche Stimmung Veranlassung geben kann, als aus Misstrauen gegen sie, als eine von den herkömmlichen Regeln abweichende Geistesrichtung, ging auf Bossuet's Anschuldigungen begierig ein. Das Beispiel und die Autorität des Königs bewirkte, dass sich Alles, was bisher am Hofe mit Fenelon befreundet gewesen und ihn bewundert hatte, mit sehr seltenen Ausnahmen, von ihm zurückzog. Frau von Maintenon war eine der ersten, die ihn aufgab.

Fenelon, der das Ansinnen, sein Werk zurückzunehmen und zu widerrufen, ablehnte, beschloss es, dem Urtheil des römischen Stuhles zu unterwerfen. Bossuet machte eine Kritik desselben bekannt, indem er nicht nur die Irrthümer, Uebertreibungen, Widersprüche in Fenelon's Maximen hervorhob, sondern denselben auf eine seines Charakters und ihrer früheren Freundschaft nicht ganz würdige Art behandelte. Man glaubt sogar, dass Bossuet auf seines Gegners grossen Ruf, denn Fenelon galt schon damals für ein Talent erster Ordnung, und auf dessen Glück, viel jünger zu einem höheren Sitze in der Kirche gelangt zu sein, eifersüchtig gewesen sei. Haben solche Triebfedern der Selbstsucht auf seine Polemik eingewirkt, so muss man, bei einer näheren Einsicht in seine Gesinnung, die sonst überall mehr Ideen, als Personen in Betracht zog, annehmen, dass er sich derselben nicht klar bewusst gewesen, und eine persönliche Rivalität, war sie wirklich vorhanden, auf die

Form, aber nicht auf das Wesen dieses Streites
wirkt. Fenelon erhielt Befehl, den Hof zu verlassen
sich in seine Diöcese zurückzuziehen, was damals f
Zeichen einer entschiedenen Ungnade galt.

Der römische Stuhl, auf dem Innocenz XII,
der besten Päbste neuerer Zeit sass, nahm, mit F
Verdienst, seinen grossen Fähigkeiten und fromm
del bekannt, Anstand, einen Prälaten, wie ihn,
nähere Untersuchung seiner Sache, zu verurtheilen.
rend die päbstliche Kommission in Rom das Buch:
Maximen der Heiligen" von allen Seiten prüfte u
einer Entscheidung warten liess, wechselten die
berühmten Gegner mehre Streitschriften, in denen
suet Fenelon der Sekte der Quietisten zuzuzählen
die schon früher von der Kirche verdammt worden
ein Neffe des Bischofs von Meaux, der Abbé Boss
dieser Angelegenheit ausdrücklich nach Rom ge
ging noch weiter, und suchte Fenelon's Verbindung
Maria Guyon geheime und unerlaubte Beweggründe
terzulegen. Fenelon, der, überaus geistreich, sch
nig und gewandt, Bossuet's Polemik, obgleich das
im Ganzen auf dessen Seite war, mit grosser Kraf
derstand, wies die persönlichen Angriffe seines
so entschieden zurück, dass selbst seine Feinde sie
zu wiederholen wagten. Ludwig XIV Einfluss, vo
suet's Feder unterstützt, erzwang endlich in Rom,
dem man daselbst so lange wie möglich gezögert,
Verurtheilung des Werkes, das zu diesem Streit V
lassung gegeben. Fenelon hatte seinen Gegnern i
mit einer unter solchen Umständen seltenen,
aber natürlichen Mässigung, in einem eigenthüml
Tone von Adel und Würde geantwortet, der eine

weis für die Reinheit und Grösse seiner Sinnnesweise ablegte, und, was die Form betrifft, in den Augen des Publikums, über Bossuet, der seinem dogmatischen und kanonischen Eifer zuweilen eine gewisse Rauhheit und Leidenschaftlichkeit beimischte, den Sieg davon getragen. Aber er unterwarf sich der päbstlichen Entscheidung, und unterschrieb seine eigene Verurtheilung, entweder aus religiösen Gründen, indem er in dem römischen Stuhle wirklich die Stimme des Himmels zu vernehmen glaubte, oder weil es ihm thöricht erschien, in so zweifelhaften und dunkeln Materien eine Unbeugsamkeit zeigen zu wollen, die nur in der Vertheidigung absoluter Wahrheiten an ihrer Stelle sein kann.

Die Beendigung dieses theologischen Streites, der damals dem Publikum eben so viel Interesse, als später die Behandlung philosophischer und politischer Fragen einflösste, entwaffnete jedoch Ludwig XIV Zorn gegen den Erzbischof von Cambrai nicht, der gewissermassen persönlicher Natur war, und nicht blos von der Verschiedenheit der Meinung über einige theologische und dogmatische, diesem Könige im Grunde ganz unzugängliche, Gegenstände herkam. Fenelon galt in den Augen Ludwig XIV für einen unruhigen, chimärischen und subtilen Kopf, der nicht ganz in das System des Despotismus passte, das damals für den Ausdruck der höchsten Weisheit galt, zu dessen Vollendung dieser König so viel beigetragen, und von dessen Erhaltung er seine eigene Grösse und Sicherheit abhängig dachte. Der Hof blieb Fenelon nach wie vor verboten. Der Herzog von Burgund, der an seinem ehemaligen Lehrer mit der beharrlichsten Neigung hing, empfand diese Entfernung schwer, und blieb mit Fenelon in ununterbrochener briefli-

cher Verbindung, in der dieser das Werk seiner Erzie-
hung fortsetzte, und den Prinzen, welcher für den Thron
bestimmt war, über eine Menge moralischer und poli-
scher Gegenstände in einer Art zu unterrichten fortfuhr,
die von dem in der Regierung Ludwig XIV herrschenden
Geiste in mehr als einer Beziehung abwich.

Diese Verbindung, dieser Einfluss mochten, obgleich
geheim gehalten, Ludwig XIV nicht ganz entgangen sein
und die Kluft zwischen ihm und dem Erzbischof von
Cambrai noch erweitert haben. Ein besonderer Umstand
vermehrte aber seine Abneigung, und machte eine An-
näherung unmöglich. Fenelon hatte schon vor einer Reihe
von Jahren, zur Bildung seines königlichen Zöglings,
einen poetisch-didaktischen Roman „Telemach — les
Aventures de Télémaque“ — betitelt, verfasst, der eine
Art Regentenspiegel zu werden, und unter einer anmuthi-
gen Einkleidung, die den Fürsten nöthigen Tugenden, und
die Folgen ihrer Mängel, auf eine lebendige Art vor
Augen zu führen bestimmt war. Ausser dem Helden
dieses Romans, dem Sohn des Ulysses, traten in ihm
einige Heroen der Fabelwelt, wie Sesostris, Idomeneus
und Adrastus auf, an deren verschiedener Eigenthüm-
lichkeit gewisse moralische und politische Wahrheiten
der Sphäre des Königthums angehörig, nachgewiesen
werden. Diese Komposition war ein Spiel der Phantasie,
das einige anziehende Schilderungen aus dem hellenischen
Alterthum frei wiedergab, und zugleich ein Werk der
Pädagogik, das an allbekannte Charaktere und Sitten
nen sittliche Lehren und Ueberzeugungen knüpfen wollte.

Das Manuscript, wenigstens damals nicht zum Druck
bestimmt, kam durch die Untreue eines Abschreibers
in die Hände des Publikums. Es gab alsbald zu einer

von Vergleichungen Gelegenheit, und erregte die
n ihm Anspielungen auf die Gegenwart zu ent-
Man glaubte, dass Fenelon, unter einer fremd-
Hülle, die Person, das Leben und den Hof
XIV, und zwar in das nachtheiligste Licht ge-
abe schildern wollen. Das Werk, in Frankreich
, wurde in der Fremde überall gedruckt und
bekannt. Die lebhafte Abneigung, die Ludwig XIV
ust bei seinen Nachbarn, und der Tadel, den
illkühr, sein Verfolgungsgeist selbst unter einem
einer Unterthanen zu erregen angefangen, liess
eine solche indirekte Censur seiner Regierung
Er selbst und seine nächsten Umgebungen
lieser Meinung. Sein Unwille wurde von den,
m Werk hier und da hervorgehobenen, ihm
nen Walten entgegengesetzten Grundsätzen er-
nd zugleich sein Stolz über die vermeintliche
arkeit Fenelon's empört, der seine Anwesenheit
zu einer Verläumdung desselben gemissbraucht,
König, der ihn zu einer der höchsten geist-
Vürden erhoben, in den Augen der Nachwelt
etzt habe.

hat oft über die Absicht Fenelons, und ob er
nach etwas Anderes als ein philosophisch-poeti-
emälde des griechischen Alterthums bezweckt
stritten. Die Einen haben Ludwig XIV in den
guren des Idomeneus oder Adrastus erkennen
lie Anderen Dies geläugnet. Fenelon selbst soll
seiner letzten Krankheit, wo er von dem Könige
nehr zu fürchten oder zu hoffen hatte, gegen
he Vergleichung erklärt haben. Wie dem auch
sein mag, so viel ist gewiss, dass Fenelon ein

entschiedener Gegner der Regierungsweise Ludwig [illegible]
und kein Bewunderer seiner Person war. Es ist [illegible]
höchst wahrscheinlich, dass er, bei der [illegible]
seines Romans und der Zeichnung der einzelnen [illegible]
keine satyrische Tendenz vor Augen gehabt hat. [illegible]
einen Regentenspiegel schreiben, Fürsten und Völker [illegible]
treten lassen wollte, so war es nicht wohl möglich, [illegible]
Anspielung zu vermeiden, und zu keiner Vergleich[illegible]
Gelegenheit zu geben. Denn der Fond der mensch[illegible]
Charaktere und Zustände bietet in den verschieden[illegible]
Epochen vielfache Aehnlichkeit dar, und ein [illegible]
ein Eroberer, ein Fanatiker, Wollüstling oder [illegible]
in einen so weiten Kreis, wie der Besitz der [illegible]
lichen Gewalt ist, gestellt, wird immer irgend [illegible]
der Geschichte seines Gleichen finden. Ausserdem [illegible]
Fenelon von Jugend an mit Ludwig XIV Leben [illegible]
seinem Hofe bekannt, und es mussten sich ihm, [illegible]
bei Schilderung der entferntesten Vergangenheit, [illegible]
wusst und unbemerkt, eine Menge Züge darstel[illegible]
die den Eindrücken angehörten, die ihm die Gegen[illegible]
geboten hatte.

Das grosse Aufsehen, welches eine Komposition [illegible]
der Telemach verursachte, die Vergleichungen und [illegible]
suchungen, welche sie hervorrief, und die Ungunst, [illegible]
welche der Verfasser fiel, sind ein charakteristisches [illegible]
chen jener Zeit. Jetzt würde ein Roman, in dem sich [illegible]
im Ganzen so vollendete Anordnung, so sittliche Gr[illegible]
sätze, anmuthige Beschreibungen u. s. w. vor[illegible]
wohl eine litterarische Aufmerksamkeit erregen, [illegible]
selbst wenn Personen aus den höchsten Verhältn[illegible]
in ihm geschildert wären, keine grosse Bewegung, [illegible]
[illegible]rde bei den Einen, und noch weniger Zorn [illegible]

den Anderen erregen. Es müsste denn sein, dass ein solches Werk mit einer ganz besonderen Zuthat von Witz und Spott gewürzt wäre, wovon im Telemach keine Spur anzutreffen ist.

Die öffentliche Stimmung war aber damals eine ganz andere. Ludwig XIV stand im In- und Auslande als die bekannteste Persönlichkeit seiner Zeit da. Nicht blos seine Regierung, seine Politik, nicht blos der grosse Fortschritt, den sein Volk in allen Künsten des Friedens und Krieges während der ersten Hälfte seiner Regierung gemacht, seine grossen Unternehmungen aller Art, sondern sein Privatleben, seine Gewohnheiten, seine Eigenheiten und Schwächen, waren ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Selbst da, wo er gehasst war, bekümmerte man sich immer viel um ihn, und nichts was ihn anging war der Welt gleichgültig. Die fremden Fürsten ahmten ihn so viel als möglich in allen Stücken nach. Es war dies eine Zeit, wo auswärtige Grosse es für nothwendig hielten, eine öffentlich anerkannte Freundin (maîtresse en titre) zu haben, und sich um die rechtmässige Gemahlin wenig zu bekümmern, weil der König von Frankreich es also hielt, und anders zu leben für klein und unrühmlich gegolten hätte. Der geringste Vorfall am versailler Hofe kam in ganz Europa herum. Es wurde daselbst kein neuer Gebrauch, keine an und für sich noch so gleichgültige Mode, Haar- und Kleidertracht erfunden, die nicht alsbald von den höheren Klassen aller Nationen angenommen worden wäre. Zugleich aber hatte dieses Idol durch seinen Stolz, sein Umsichgreifen, seine Willkühr allmälig in seinem eigenen Lande stumme Unzufriedenheit und geheimen Tadel, im Auslande aber offene Abneigung und erbitterte Angriffe

zu erregen angefangen. Kein Wunder, dass ein
wie der Telemach, das sich durch so manche
Vorzüge auszeichnete, besonders dadurch bekannt
dass man in ihm eine verhüllte, aber erkennbare
rung des modernen Despoten unter dem Bilde
scher Tyrannen und Eroberer, eine satyrische
seiner Umgebungen, Günstlinge, Geliebten u. s. w.
erkennen glaubte. Ludwig XIV und seine persön
Bewunderer mussten durch eine solche Vergleich
deren Absichtlichkeit allerdings nicht klar hervor
am wenigsten bewiesen werden konnte, aber doch
und da fühlbar war, eben so sehr verletzt werden
sie bei den Gegnern Beifall fand. Daher die
Abneigung, die der, wegen seines Geistes und
Anmuth, sonst so geliebte und bewunderte Fenelon
Herzen dieses Königs erregte, und die Erkaltung
Theiles des Hofes gegen ihn.

Fenelon suchte sich für die Ungnade, in welche
bei Ludwig XIV gefallen, die Entfernung von
früheren Freunden und der geistreichen Gesellschaft
welche er so lange gewöhnt gewesen, dadurch zu ent
digen, dass er sich in seinem Sprengel allen Pflicht
seines Hirtenamtes nicht nur mit Strenge und Sorg
sondern selbst mit Aufopferung und Entsagung,
zog. Er nahm besonders an den Schicksalen und
des damals sehr gedrückten Landvolkes den innig
Antheil, half in und ausserhalb seinen Besitzungen
er konnte, und stieg ohne Zwang und Ueberwin
wie dies bei Personen von hohem Geist oder
Gefühl häufiger als bei mittelmässigen Naturen
wird, zu den niedrigsten Verhältnissen hinab,
er Trost oder Erleichterung gewähren konnte. Seine

graphen haben eine Menge rührender Beweise dieser Menschlichkeit, die ein in ihm besonders hervortretender und damals im Ganzen seltener Zug war, der Nachwelt aufbewahrt. Obgleich von vornehmer Geburt, in der Stellung eines fürstlichen Prälaten und an die grösste Anmuth und Feinheit im äusseren Leben gewöhnt, ward er dennoch in den Hütten der Bauern eben so oft als in den Schlössern des Adels gesehen, und wich keiner Berührung mit den Dunkelsten und Aermsten aus.

Wie Bossuet, der übrigens in persönlichen Beziehungen kälter und ablehnender war, unterrichtete er, der sich sonst mit den wichtigsten Dingen zu beschäftigen gewohnt war, zu gewissen Zeiten des Jahres die Kinder in den Anfangsgründen des Glaubens, wiederholte den Katechismus mit ihnen, predigte gegen die Gewohnheit der meisten Bischöfe sehr oft, und bewies, ungeachtet seiner religiösen Duldsamkeit, einen grossen Eifer in der Vertheidigung seiner Kirche.

Der spanische Erbfolgekrieg gab ihm häufiger, als früher der Fall gewesen, Gelegenheit, Grossmuth und thätige Theilnahme an Unglücklichen und Verlassenen zu bewähren. Die Provinz, in der seine Diöcese lag, wurde mehrmals von den Feinden Ludwig XIV, die den Krieg mit grosser Erbitterung und der Absicht der Wiedervergeltung führten, berührt, und es gehörte Fenelon's Ruf, seine Gabe der Ueberredung, seine bei aller Liebenswürdigkeit Ehrfurcht erweckende Persönlichkeit dazu, um die feindlichen Befehlshaber zur Schonung, besonders des Landmannes, zu bewegen. Er sah während dieses Krieges seinen ehemaligen Zögling, den Herzog von Burgund, wieder, dem sein Grossvater den Oberbefehl über die französischen Truppen an dieser Grenze

übertragen hatte. Obgleich seit seiner Entfernung
Hofe zehn Jahre verflossen waren, so hatte der Pri
nichts von seiner Ergebenheit und Dankbarkeit ge
seinen Lehrer verloren, sondern vielmehr bei allen Ge
legenheiten den Rath desselben eingeholt. Aus Fe
lon's noch erhaltenen Briefen aus dieser Epoche ers
man seine genaue Kenntniss der damaligen Lage Fra
reichs, seinen oft strengen Tadel der Minister
Generale Ludwig XIV, und seinen Einfluss auf den H
zog von Burgund, der ihm zuweilen die geringfügi
Zweifel und Bedenklichkeiten zur Entscheidung vor

Der Herzog von Burgund, obgleich fähiger als
Vater, der Dauphin, jedoch mit keinem beson
kräftigen Naturell begabt, besass einen entschie
Hang zu Zurückgezogenheit und Einsamkeit, und
mehr zum Privatstande als zur Herrschaft über A
geeignet. Fenelon, der, bei grosser Milde des pers
lichen Verhaltens, in seinen Grundsätzen sehr ents
den und selbstständig war, hatte dem jungen Prin
allerdings eine im Ganzen vortreffliche Richtung geg
aber vielleicht dessen Freiheit und Thatkraft durch
zu genaue und bestimmte Leitung geschwächt. Der H
zog von Burgund scheint, obgleich besser und emp
licher als die meisten übrigen Mitglieder seines H
keine innere Unabhängigkeit und eigene Urtheils
keit besessen zu haben, das Einzige was an Ludwig
wirklich bedeutend war. So zieht er z. B. mit ei
so wichtigen Amt, wie dem Oberbefehl über die le
Streitkräfte Frankreichs gegen einen siegreichen Fe
beauftragt, seinen ehemaligen Lehrer darüber zu R
ob er, ohne sein Gewissen zu beschweren, bei de
Wechsel des Kriegslebens, sein Hauptquartier für ei

Zeit, in Ermangelung einer anderen Oertlichkeit, in einem Frauenkloster nehmen, ob er unter den vorhandenen Umständen sich gewisser geistlicher Uebungen enthalten dürfe u. s. w. Fenelon selbst billigte diesen übertriebenen Eifer nicht, und suchte den Prinzen unaufhörlich an die grossen Interessen des Vaterlandes zu erinnern.

Nach dem Ableben des Dauphin, was den Herzog von Burgund zum unmittelbaren Erben der Krone machte, ward Fenelon in seinen Mittheilungen über Pläne zu einer Reform der Regierung und Verwaltung noch thätiger und dringender, und empfahl ihm, sobald er auf den Thron gestiegen sein würde, unter Anderem, die Errichtung von Provinzialständen in allen Theilen Frankreichs. Der unerwartete Tod dieses Prinzen musste für Fenelon ein harter Schlag sein, da er auf diese Art nicht nur einen geliebten Zögling, sondern zugleich die Aussicht, seine politischen Entwürfe verwirklicht zu sehen, verlor. Seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ward aber durch dieses Unglück nicht gelähmt. Das hohe Alter des Königs, die Besorgnisse über die Folgen einer langen Minderjährigkeit, der üble Charakter des zum Regenten bestimmten ersten Prinzen von Geblüt, die traurige Lage des Landes, gaben Fenelon einen in jener Zeit in Frankreich ausserordentlichen Gedanken ein, nämlich die Einberufung der Reichsstände, um die Nation durch eine Zuziehung bei der Leitung ihrer Angelegenheiten zu erheben und zu kräftigen, und sich selbst wiederzugeben. Wahrscheinlich würde Ludwig XIV, bei längerem Leben, dieser Nothwendigkeit nicht haben widerstehen können. Sein Tod, die Bedeutung, zu der das Parlament, welches einer nationalen Repräsentation, aus Furcht vor derselben zu verschwin-

den, entgegen war, sich von Neuem erhob, und Wechsel in allen obersten Regierungsstellen, liess Ausführung eines solchen Planes vergessen, die grosser Wirkung werden konnte, und Frankreich leicht die zwei Menschenalter später eintretende Umwälzung erspart hätte.

Ungeachtet aller litterarischen und politischen beiten war Fenelon seiner geistlichen Bestimmung untreu geworden, und die Verhältnisse seiner blieben immer der vornehmste Gegenstand seiner merksamkeit. Er war ein eben so eifriger wie Bossuet. Gegen das Ende der Regierung Ludwig entbrannte wieder der Kampf zwischen den und Jansenisten, der eine Zeit lang unterbrochen wesen. Letztere waren nicht geneigt, Fenelon's spiel nachzuahmen, und ihre Meinungen der Entscheidung des römischen Stuhles zu unter Fenelon, der ohne Hass gegen Andersgläubige war, innerhalb des Katholicismus selbst keine Wider und Spaltungen dulden wollte, bekämpfte die nisten, ohne die Jesuiten zu lieben. Er unterhielt derselben Zeit einen Briefwechsel mit dem Herzoge Orleans, in welchem Jedermann schon den künf Regenten Frankreichs sah. Er suchte darin diesen zen, der eben so ungläubig als sittenlos war, nicht den Wahrheiten des Christenthums, zu deren sich bei ihm keine Aussicht eröffnete, sondern, Allem, wenigstens von den Grundsätzen der natür Religion, dem Glauben an eine Vorsehung und ein Rechenschaft, aus Gründen der Vernunft, zu überz weil diese Ueberzeugung einen Einfluss auf seine zu erwartende Leitung der öffentlichen Angelegenh

haben konnte. Denn Orleans rühmte sich öffentlich seines Atheismus, und Fenelon scheint die traurigen Folgen einer solchen Regentschaft vorausgesehen zu haben. Er nahm in seiner letzten Zeit noch an dem Streite zwischen den Jesuiten und dem Erzbischofe Noailles von Paris Theil, und erklärte sich für die unbedingte Annahme der Bulle Unigenitus, durch die der Jansenismus in letzter Instanz verurtheilt wurde. Von Arbeit erschöpft, durch den Verlust mehrer seiner vertrautesten Freunde gebeugt, und von einem Falle beschädigt, starb er am 7. Januar 1715, acht Monate vor Ludwig XIV Tode, der in seiner Abneigung gegen ihn verharrt war, ungeachtet Fenelon, ausser den übrigen Eigenschaften, die ihn empfehlen konnten, in seiner Aufopferung und Liebe zum öffentlichen Wohl so weit gegangen war, bei dem Feldzuge in den Niederlanden, einen bedeutenden Theil seiner Einkünfte für den Unterhalt des Heeres, während des harten Winters von 1709, hergegeben zu haben.

Fenelon hat viel durch seine Persönlichkeit auf seine Zeitgenossen gewirkt. Eine solche Uebereinstimmung von Kraft und Milde, von Ernst und Anmuth, von religiösem Gefühl und philosophischem Urtheil, ist wenigstens damals sonst nicht hervorgetreten. Als eine rein litterarische Erscheinung betrachtet, einigen anderen Talenten der Epoche Ludwig XIV nachstehend, hat er gleichwohl durch die Gesammtheit seines Daseins einen grossen moralischen Einfluss ausgeübt. Keine seiner Produktionen ist mit einem solchen Stempel von Eigenthümlichkeit und Vollendung bezeichnet wie das Beste, was Corneille, Moliere, Racine, Bossuet, geleistet haben. Aber er übertrifft die Einen unter ihnen an Adel

und Reinheit in seinem Wesen, die Anderen an-
nigfaltigkeit und Umfang in seinen Bestrebungen,
aber an Freiheit, Selbstentäusserung und Unabhän
in seinem ganzen Thun. Dies ist es, was ihm in
Zeit eine so grosse Bedeutung, und in der Ges
der französischen Litteratur eine besondere Stel
geben hat. Sein Charakter, so edel auch die
denden Elemente gewesen, wäre, von seinem
getrennt, allmälig vergessen worden, und dieses
hätte, ohne jenen Charakter, noch keinen Autor
Klasse hervorgebracht. Aber die Vereinigung einer
nen sittlichen Stimmung mit ausgezeichneten Gaben
Geistes hat Fenelon zu einem grossen Manne gem
und seinen Namen bei der Nachwelt unter den Er
seiner Zeit erhalten.

Das bekannteste von Fenelon's Werken ist der poet
didaktische Roman, Telemach genannt, der dadurch,
er, im Auslande, der Jugend häufig zur Erlernung
französischen Sprache dient, etwas von seinem Ruf
loren hat und als eine Art von Kinderschrift ange
wird. Er steht jedoch keineswegs auf dieser Stufe.
ist nur in dem Sinne eine Kinderschrift, wie e
homerischen Gedichte und andere epische Dichtu
werden können, die, in eine fassliche Prosa über
das erste Jugendalter ungemein ansprechen. Die er
sten und gründlichsten französischen Litteratoren h
von je her die allgemeine Anordnung dieses Ro
z. B. die Art, wie die verschiedenen Episoden unte
ander verbunden sind, und dennoch jede ein beson
Interesse gewährt, bewundert. Der Charakter des
den, eines fürstlichen Jünglings im heroischen Zei
der Menschheit, ist mit grossem Glück und poeti

Verstande durchgeführt. Der Sohn des Ulysses tritt in dieser modernen Bearbeitung thätiger und entwickelter, als in dem grossen antiken Original auf. Er vereinigt in seiner Erscheinung Alles, was anziehen und belehren kann. Im Alter jugendlicher Leidenschaften stehend und mehrmals ihren Gefahren ausgesetzt, wankt er zuweilen, sinkt aber nie. Es wird in seinem Wesen eine eigenthümliche und ächt dichterische Mischung von Kraft und Zuversicht, mit einer reinen und zarten Stimmung des Innern wahrgenommen, die sich, ungeachtet ihres Selbstgefühls und Thatendurstes, der ächten und liebevollen Ueberlegenheit des Alters und der Erfahrung leicht unterordnet, ihr gern folgt, wie sich dies in einer besonders edelgesinnten und jugendlichen Persönlichkeit auszusprechen pflegt, und unter verschiedenen Hüllen in allen Zeiten und Völkern ähnlich erscheint. Shakespeare hat mehre solche Charaktere gezeichnet. J. J. Rousseau hatte dies wohl begriffen, wenn er sagt, dass das Bewusstsein einer heroischen Natur, mit der Anmuth und Gelehrigkeit der Jugend verbunden, den Charakter des Telemach zum Ideal der Liebe eines ähnlich gestimmten weiblichen Wesens mache. Die übrigen männlichen Figuren, Sesostris mit seiner grossartigen Eroberungslust, Idomeneus unkluger Ehrgeiz, der Uebermuth des Pygmalion, die Grausamkeit und Heuchelei des Adrastus, sind lebendig und wahr gehalten. Die verschiedene Form der Liebe tritt in der sinnlichen Leidenschaft der Calypso, der Unschuld und Innigkeit der Antiope, charakteristisch hervor.

Obgleich Fenelon sich bei dieser Komposition durch Homer und Virgil begeistern liess, so hat sein dichterischer Geist gleichwohl einige neue und ihm eigene Züge

zu erfinden verstanden. Sein von den Ideen des stenthums durchdrungener Sinn gab ihm, in Schilderung der Unterwelt, ein allerdings weniger stisches, aber gefühlvolleres Bild des Glückes der ligen und der Qual der Bösen, als in Virgil ge wird, ein. Ihre Freuden und Leiden sind innere sittlicher, von ihrem eigenen Bewusstsein abhän Natur, und bestehen nicht, wie bei den Alten, in lichen Genüssen oder äusseren Entbehrungen. Die friedenheit der Einen und die Reue der Anderen ist starken und tiefen Zügen, wie sonst nicht leicht Fenelon gefunden werden, gezeichnet.

Die überall sichtbare didaktische Tendenz dieses mans schadet indessen hier und da dem poetischen rucke, den so viele treffliche Einzelheiten hervor en. Mentor ist oft zu lehrhaft, und hält so lange en wie Nestor, und seine Moral ist zuweilen von etwas breiten Art, wie die, welche dem jungen C von seinem Lehrer vorgetragen wird. Man kann Fenelon nicht Das sehr vorwerfen, was an Homer Xenophon ertragen, oder übersehen wird. Die A von den ... die meisten französischen Schriftsteller siebenzehnten Jahrhunderts durchdrungen waren, nen si... Allem, was nicht Politik und Religion lt, ... erst ihre geistige Nahrung empfingen, ergingen ... Reflexionen und Sentenzen aller Art mehr und als die Modernen, was zum Theil aus der Abwesenheit eigentlicher Dogmen und der Unsicherheit ihres sittl Gefühls, theils aus dem geringeren Umfange ihrer fahrungen und Anschauungen, erklärt werden kann suchten für sich und Andere lang und breit zu ...en, was von einem ausgebildeteren und weiteren

wusstsein entweder gar nicht bezweifelt, oder mit einem einzigen Blicke erkannt wird, und Fenelon war unter allen französischen Autoren erster Klasse der, welcher sich mit den Formen des Alterthums am meisten vertraut gemacht hatte. Daher die oft zu fühlbare Nachahmung desselben.

Manche französische Kritiker haben Fenelon's Styl im Telemach, wie überhaupt, eine zu grosse Breite und Behaglichkeit, eine zu häufige Wiederkehr derselben Ausdrücke und Wendungen, einen Mangel an Nerv und Präcision, vorgeworfen. Besonders hat dies Voltaire gethan, der zweien der grössten Talente des siebenzehnten Jahrhunderts, Pascal und Fenelon, wenig zugethan war, weil sie, ohne ausschliessend Theologen zu sein, eifrige Vertheidiger des Christenthums gewesen, und danach gestrebt haben, ihre philosophischen Ideen mit demselben in Uebereinstimmung zu bringen, wovon bei Voltaire gerade das Gegentheil hervortritt. Er hat deshalb die Talente der Epoche Ludwig XIV, welche sich auf einem rein dogmatischen Boden bewegten, wie z. B. Bossuet und Massillon, mit mehr Gunst und Nachsicht beurtheilt, indem er in ihnen keine Rivale sah, und nur die Form ihrer Werke in Betracht zog, da deren Fond von dem seinigen durchaus verschieden war, und zu keiner Vergleichung Gelegenheit gab.

Der Vorwurf einer zuweilen zu sehr hervortretenden Neigung zu Berücksichtigung und Schilderung unwesentlicher Einzelheiten, überflüssigen Beiwerkes in der Darstellung, kann nicht ganz zurückgewiesen werden, verschwindet aber, wie ein vorüberziehender Schatten, in der unvergleichlichen Klarheit, Fülle und Anmuth der Gesammtdarstellung in Fenelon's Werken. Auch erman-

gelt er da, wo Kürze, Kraft und Gedrungenheit un-
lässlich sind, in leidenschaftlichen Scenen oder in
Polemik, dieser Eigenschaften nicht. Sein Streben,
allen Dingen, eindringlich zu sein, zu belehren und
überzeugen, nichts ungewiss und dunkel zu lassen,
ihm allerdings zuweilen das Ansehen einer ge-
Breite und Bequemlichkeit, die aber nichts Leeres
Schleppendes hat, sondern im Gegentheil von dem
thum seiner Gedanken und Bilder auf das glän-
ausgefüllt wird. Auch spricht sich in seinem Styl
blos die seltene Feinheit und Biegsamkeit seines
sondern vor Allem die Milde und Menschlichkeit
ganzen Wesens aus, das überall die Anderen zum
zu bewegen, sie zu veredeln und zu erheben trach-
und über die Härte und Kälte der Wirklichkeit ein
schönerndes und verklärendes Licht zu verbreiten
stand.

Man hat Fenelon's Darstellung zuweilen mit
J. J. Rousseau's verglichen. Der volle, oft über-
mende Fluss in Beider Rede, ihr Hang zur Schilde-
die vorherrschende Macht des Gefühls in ihrer
mung, hat auf diese Vergleichung geführt. Von
ganz verschiedenen Richtung und Wirkung abge-
und blos ihr Talent in Betracht gezogen, so
Fenelon's Styl tiefer aus der Quelle des französi-
Lebens und Empfindens geschöpft, nicht im Ein-
originaler, aber im Ganzen nationaler, als der
genfer Philosophen gewesen zu sein, der, obgleich
Ursprung und Sprache der grossen französischen F
angehörig, sich in vieler Beziehung von der ihr
thümlichen Anlage unterschied. Fenelon ist natür-
freier, ungekünstelter, und sieht weiter in die

hinaus. Rousseau's leidenschaftliche, selbstsüchtige, bis zum Fanatismus exclusive Natur hat in der Bahn, auf welche er sich warf, allerdings tiefe Spuren zurückgelassen, aber diese Bahn war eng, rauh, von einem düstern Horizont umgeben, und führte zu einem Abgrunde.

Fenelon hat poetische, philosophische, theologische und politische Arbeiten zurückgelassen, von denen manche erst nach seinem Tode gedruckt und bekannt gemacht wurden, in denen aber eine moralische Tendenz vorherrscht, so dass sie nicht eigentlich selbstständig dastehen, sondern meist der Verwirklichung einer in ihrer Form nicht immer nothwendig enthaltenen Idee dienen. Sein Genie war überhaupt durchaus didaktischer Natur. Es lag dies einmal in seinem Wesen, dann auch in seinem Berufe als Geistlicher, war aber zugleich aus der Zeit, in welcher er lebte, in ihn hineingekommen. Denn die allgemeinen Gesetze der französischen Bildung waren fast alle vor ihm gefunden, und festgestellt worden. Er hatte Descartes, Pascal, Bossuet u. s. w. zu unmittelbaren Vorgängern in der Litteratur gehabt, und es blieb ihm im Grunde nur eine Anwendung der von diesen geschaffenen Werkzeugen des Denkens und Gestaltens übrig. Denn in jeder Sprache, Litteratur, Kunst, kurz in jeder intellektuellen Thätigkeit, giebt es nur ein gewisses Mass von eigentlicher Produktion, über dessen Grenze nicht hinausgegangen werden kann. Sobald gewisse Ideale der Betrachtung und Bildung einmal hervorgebracht und anerkannt sind, so wendet sich der Geist eines Volkes zu deren praktischer Realisirung im Einzelnen, und selbst das grösste Talent kann dann die einmal gezogenen Grundlinien nicht

mehr verändern. Daher kommt es auch, dass jede Li
teratur sich fixirt und endlich erschöpft. Es liegt d
einmal in der Bedingung jedes Daseins überhaupt, u
erklärt zugleich die Nothwendigkeit verschiedener F
men und Stufen der Gesittung im Leben der Mensch
die sich einander vorbereiten, ergänzen, ablösen, v
denen aber jede in der Wirklichkeit zu altern und
verschwinden bestimmt ist.

Die französische Litteratur hat sich, ihrer gr
Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit ungeachtet, in s
selbst, was ihre allgemeinen Formen betrifft, auffal
früh zusammengezogen und festgestellt. Dies hat
Theil zu ihrer grossen Verbreitung beigetragen, in
die Fremden nur das leicht annehmen und begr
was ihnen in stereotypartigen, einander ähnlichen
daher schnell zu erkennenden Zügen entgegentritt,
sie hat auch dadurch, wenigstens für das Gefühl
jenigen Nationen, welche mit einer tieferen und eigent
licheren Weise der Auffassung begabt sind, etwas
kenartiges bekommen, indem in ihr mehr allgem
Typen als charakteristische Individualitäten angest
werden.

Es soll übrigens, wenn Fenelon eine vorherrsch
didaktische Richtung zuerkannt wird, hiermit kein
del ausgesprochen werden. Der Letzte, der Zeit n
unter den grossen französischen Litteratoren des sie
zehnten Jahrhunderts, die mit Descartes anfangen, h
er sich nicht, wie im achtzehnten Jahrhundert Mont
quieu, Voltaire, Rousseau und Andere gethan,
neue Bahn brechen, denn sein produktives Talent
zelte in der Epoche, in der er geboren und gr
war, obgleich er in seinen Reflexionen und Th

über dieselbe hinauszugehen anfing. Uebrigens hat jedes ächt didaktische Talent einen hohen Werth, und nimmt in der Litteratur die erste Stelle unmittelbar nach den originalen Genies ein, welche die Form einer Sprache vollenden und feststellen.

Fenelon's rein theologische Schriften, wie seine Polemik gegen Bossuet bei Gelegenheit des Buches: Die Maximen der Heiligen — gegen die Jansenisten u. s. w. werden jetzt wenig mehr gelesen. Seine religiös-moralischen Abhandlungen, Briefe genannt, z. B. „Lettre sur l'existence de Dieu et sur la Religion — Sur le Culte de Dieu, L'immortalité de l'âme et le libre Arbitre — Sur l'Existence de Dieu, le Christianisme et la véritable Eglise" u. s. w., sind dagegen noch sehr bekannt, und gelten für Muster einer Darstellung, in der ein tiefer religiöser Sinn mit einem grossen Reichthum der Betrachtung verbunden ist. Auch spricht sich in ihnen die praktische Richtung und Wirksamkeit des Christenthums mehr, als in den meisten theologischen Werken jener Zeit, aus.

Fenelon's Widerlegung*) einer der bekanntesten Arbeiten des Pater Malebranche**): „Ueber die Natur und die Gnade" — ist sehr gründlich, scharfsinnig, reich an philosophischem und religiösem Geiste, und erfüllt, was polemische Schriften selten leisten, ihre Aufgabe, d. h. widerlegt und zerstört wirklich die Ideen, gegen die sie gerichtet ist.

Malebranche, ein denkender und gelehrter Mönch, war, wie Spinoza, von Descartes System ausgegangen,

---

*) Refutation du Système du Père Malebranche sur la Nature et la Grâce.

**) Oratorianer, geb. 1638 in Paris, gest. 1715.

entschiedener Gegner der Regierungsweise Ludwig
und kein Bewunderer seiner Person war. Es ist
höchst wahrscheinlich, dass er, bei der Ab
seines Romans und der Zeichnung der einzelnen Fi
keine satyrische Tendenz vor Augen gehabt hat.
einen Regentenspiegel schreiben, Fürsten und Völke
treten lassen wollte, so war es nicht wohl möglich,
Anspielung zu vermeiden, und zu keiner Vergleic
Gelegenheit zu geben. Denn der Fond der mensch
Charaktere und Zustände bietet in den verschied
Epochen vielfache Aehnlichkeit dar, und ein De
ein Eroberer, ein Fanatiker, Wollüstling oder He
in einen so weiten Kreis, wie der Besitz der
lichen Gewalt ist, gestellt, wird immer irgend
der Geschichte seines Gleichen finden. Ausserdem
Fenelon von Jugend an mit Ludwig XIV Leben
seinem Hofe bekannt, und es mussten sich ihm,
bei Schilderung der entferntesten Vergangenheit,
wusst und unbemerkt, eine Menge Züge dar
die den Eindrücken angehörten, die ihm die Ge
geboten hatte.

Das grosse Aufsehen, welches eine Kompositi
der Telemach verursachte, die Vergleichungen und
suchungen, welche sie hervorrief, und die Ung
welche der Verfasser fiel, sind ein charakteristisch
chen jener Zeit. Jetzt würde ein Roman, in dem
im Ganzen so vollendete Anordnung, so sittliche
sätze, anmuthige Beschreibungen u. s. w. vor
wohl eine litterarische Aufmerksamkeit erregen,
n Personen aus den höchsten Verhält
hildert wären, keine grosse Bewegung,
bei den Einen, und noch weniger Ze

Werk der Erlösung zu, das aber in einer aus dem Wesen der Gottheit selbst hervorgegangenen, unwandelbaren und vollkommenen Natur überflüssig gewesen wäre, und verfällt hierbei, wie in manchen anderen Dingen, in viele mit einem grossen aber zwecklosen Scharfsinn vertheidigten Widersprüche.

Fenelon wies in seiner Widerlegung des Pater Malebranche alle Folgen seiner Grundsätze nach, da wo dieser selbst sie nicht zu ziehen oder einzugestehen gewagt hat, und setzte ihn in den Fall, entweder offen mit den Ideen und Dogmen des Christenthums zu brechen, oder seinen Irrthümern zu entsagen. Malebranche, der entweder sein ganzes Wesen nicht in dem Grade, wie Spinoza, mit seinen Meinungen identificirte, und seine Illusionen nicht für absolute Wahrheiten hielt, oder von den Eindrücken und Gewohnheiten seiner geistlichen Erziehung und Stellung abhing, entsagte lieber seinem System als seiner Kirche, und unterwarf sich.

Descartes System, auf das sich aller eigentliche philosophische Deismus neuerer Zeiten, d. h. die Ueberzeugung von dem Dasein eines einzigen und vollkommenen höchsten Wesens, die weder aus einer geoffenbarten Religion genommen, noch dem blos natürlichen Gefühl angehört, gründet, wäre allerdings ohne das Christenthum nicht denkbar, steht aber zu demselben in einzelnen Theilen in einem wenig fühlbaren, aber dennoch vorhandenen Widerspruche. Descartes hatte, um das Bestehen der Welt zu erklären, die Gottheit als die einzige thätige Macht und wirkende Ursache in derselben angesehen, und demnach, ohne dies übrigens ausdrücklich auszusprechen, die menschliche Individualität aller Freiheit, Selbstbestimmung, und damit zuletzt der

Persönlichkeit, die hierin besteht, beraubt. Wir hät-
ten mit einer solchen Ansicht, wäre sie begründet, die
vornehmsten Principien des Christenthums, die Lehre
von der Erbsünde, die daraus folgende Nothwendigkeit
der Erlösung, die künftige Rechenschaft u. s. w. verei-
nigt werden? Für Wesen, die, alles freien Willens ent-
behrend, in ihrem Thun durchaus von einem Andern
abhängen, wäre eine solche Veranstaltung der Versöh-
hung, wie die Erscheinung Christi, überflüssig gewesen.

Diese Vorstellung von der alleinigen Macht der Gott-
heit und der Willenslosigkeit des Menschen hatte sich
in Descartes Untersuchungen, gewissermassen ihm selbst
unbemerkt, eingeführt, und stand zu dem Fundament
seines Systems, in welchem dem Bewusstein und der
Persönlichkeit des Individuums eine so hohe Stelle ein-
geräumt wird, indem dieses das Dasein der Gottheit
durch sich selbst erkennt, in einem schneidenden Gegen-
satz. Da Descartes aber nie die geoffenbarte Religion
berührt, sondern sich streng in den Grenzen der durch
die Vernunft allein erkennbaren Wahrheiten hält, so
tritt dieser Widerspruch in seinen Ideen wenig hervor.
Aber die, welche nach ihm kamen, und, die von ihm
begonnene Bewegung des Gedankens fortsetzend, sich
nicht damit begnügen wollten, das System eines Ande-
ren zu bereichern, sondern ein neues und eigenes zu
gründen suchten, stützten sich auf jene Vorstellung von
der allein thätigen Macht der Gottheit, und erhielten
von ihr den Impuls, der sie weiter trieb. Spinoza kam
durch sie auf die Idee von der Identität des Geistes und
der Materie, wo die menschliche Persönlichkeit nichts
als eine vorübergehende Modifikation des absoluten We-
sens, ohne Selbstständigkeit und Freiheit ist, und sich

nur die übersinnlichen Lehren des Christenthums, sondern auch die Wahrheiten der natürlichen Religion aufgehoben werden, und Malebranche auf die weniger verwegenen, nicht so schlussmässig und beharrlich ausgesprochenen Begriffe, z. B. der „Vision en Dieu“ — den „Volontés générales et occasionelles“ u. s. w. geführt, die jedoch ihrem Wesen nach dem Pantheismus Spinoza's nahe kamen.

Die Vorstellung, Alles durch und in der Gottheit anzuschauen, ging von dem Descartesschen Grundsatze aus, dass wir die Dinge einzig durch den Geist und die Vernunft, von denen die Sinne nur als Werkzeug gebraucht werden, erkennen. Da Geist und Vernunft von der Gottheit empfangene Gaben sind, so muss diese allerdings als die erste Ursache unseres ganzen Sinnens und Denkens angesehen werden. Der Gebrauch dieser Fähigkeit, einmal verliehen, fiel aber der besonderen Natur und Freiheit des Menschen anheim, und es ist deshalb die Annahme, dass Alles, was dieser mit seiner besonderen Persönlichkeit denkt oder thut, in einem unmittelbaren Zusammenhange mit der Gottheit stehe, durch diese vermittelt werde, oder sie zum Grunde habe, eine falsche Folgerung, und die Uebertreibung eines ursprünglich wahren Gedankens. Descartes hatte, bei der Autorität, die sein System besass, zu diesen Verirrungen der Betrachtung die nächste Veranlassung gegeben, obgleich sie auch ohne ihn, aus anderen Einflüssen und Ursachen her, hätten entstehen können, wie sie denn unter anderen Formen schon früher mehr als einmal erschienen waren. Gegen diese Abwege erklärte sich Fenelon, Spinoza mit weniger Kraft und Nachdruck bekämpfend, und nur bemüht, die Konsequenzen seiner Principien, als zu

unvereinbaren Widersprüchen mit der Natur der Dinge führend, nachzuweisen, aber Malebranche ward von ihm vollkommen besiegt. Fenelon scheint sich gescheut zu haben, Spinoza in das grosse und dunkle Labyrinth seiner dialektischen Spitzfindigkeiten zu folgen, und er greift nur die Aussenseite dieses Systems an. Malebranche verfolgt er dagegen bis in alle Ecken und Schlupfwinkel seines Gebäudes, und lässt ihm keine Ruhe, als bis er ihn aus denselben hervorzugehen gezwungen ist. In Spinoza's Ideen, die grenzenlos, aber wüst und unfruchtbar, wie der Ocean, daliegen, konnte Fenelon keine Spur einer Verbindung mit seinem eigenen Wesen erkennen. Die Kluft war zu tief und zu weit, und er betrachtete diesen Pantheismus nur, wie er sich auf den ersten Blick darstellt, ohne sich in denselben zu vertiefen. Malebranche aber, der sich nicht vollkommen vom Christenthum getrennt hatte, der dasselbe mit seinen Meinungen zu verbinden suchte, gab ihm selbst die Waffen in die Hand, mit denen er ihn bekämpfen konnte.

Die Widerlegung des Systems des Pater Malebranche — Ueber die Natur und die Gnade — ist eine von den Schriften Fenelon's, in denen die Theologie eine eben so grosse Stelle, wie die Philosophie einnimmt. Sein einziges rein philosophisches Werk, in dem er das Descartes'sche System popularisirt, und in einigen Zügen näher bestimmt, ist seine Abhandlung: „Von dem Dasein und den Eigenschaften Gottes — De l'Existence et des Attributs de Dieu“ — wo er die sonst zerstreuten Resultate seiner philosophischen Studien niedergelegt, und einen merkwürdigen Beweis der Vielseitigkeit seines Geistes gegeben hat, denn von der Nachahmung Homer's in

Virgil's im Telemach bis zur Behandlung eines so erhabenen Entwurfes ist kein geringer Abstand vorhanden.

Dieses Werk ist in zwei Abschnitte getheilt. In dem ersten wird die Existenz eines höchsten Wesens aus der materiellen Schöpfung, der Organisation der Natur und des Menschen, in dem zweiten aus den dem Geiste eingebornen Ideen hergeleitet. Fenelon wich in dieser Anordnung, der Form nach, von Descartes ab, indem dieser das Dasein Gottes unmittelbar aus der Vernunft selbst beweist, und erst, nachdem er diesen obersten Grundsatz gewonnen, die weitere Entwickelung desselben in der in der Schöpfung vorhandenen Uebereinstimmung, Zweckmässigkeit und Weisheit findet. Diese Methode war allerdings die logische und philosophische, und des Gründers eines metaphysischen Systems würdig. Sobald dieses aber einmal bestand, so handelte es sich darum, dasselbe zu verbreiten, der Menge verständlich zu machen, und nahe zu bringen, und hierzu war der von Fenelon betretene Weg geeignet, da die Menschen zur Auffassung allgemeiner Gedanken erst durch die Erfahrung vorbereitet werden müssen, und kein Princip für sie unmittelbar selbst, ohne aus der Sinnenwelt genommene Beweise, eindringlich wird. Ein Philosoph, wie Descartes, sah die Natur in der Gottheit, die Menge sucht die Gottheit in der Natur.

Es war für den Cartesianismus, der durch seine Methode auf die gesammte französische Bildung einen so grossen Einfluss ausüben sollte, kein geringer Vortheil, dass er einen so vielseitig gebildeten, klaren und freien Geist, wie Fenelon, als Erklärer und Verbreiter fand. Denn nie hat, wenigstens in neueren Zeiten, ein philosophisches System, ohne eine solche Verdolmetschung,

allgemeinen Eingang und tiefe Bedeutung erlangt. Der, der, welcher dasselbe hervorbringt, nimmt gewöhnlich eine Weise der Betrachtung und besonders des Ausdrucks an, die, von der üblichen Form abweichend, das Verständniss erschwert. Der Meister erfindet bei der, in ihn selbst schwierigen, Arbeit seiner inneren Entwicklung eine neue Terminologie, die, nur ihm und seinen Vertrauten geniessbar, die Menge, und selbst die Unterrichteten und Wissbegierigen in ihr zurückstösst, und sie über dieser rauhen Schale den vielleicht kostbaren Kern vernachlässigen lässt. Denn das Publikum will, in einer schon vorgeschrittenen Gesittung und ausgebildeten Sprache, sich in keine ihm durchaus ungewohnte Manier finden. Es nimmt eine neue Wahrheit nur dann auf, wenn sie sich in einer ihm schon bekannten Hülle darstellt. — Aber Fenelon thut noch mehr als dies. Er popularisirt nicht nur Descartes System, sondern entfernt in der Darlegung Das, was in demselben zu extrem und exclusiv ist, und was, wie Spinoza's und Malebranche Beispiele beweisen, zu Verirrungen und Uebertreibungen aller Art Veranlassung geben konnte.

Es liegt in der Bewegung jedes spekulativen Systems eine Richtung verborgen, die, sobald sie über eine gewisse Grenze hinaus verfolgt wird, zu irgend einem grossen Widerspruche mit der Vernunft und Wahrheit führt, und dem Gefühl und Bewusstsein der Menschheit widerspricht, was seinen Grund in der unheibaren Schwäche jeder rein auf sich selbst gestellten Betrachtung [illegible] hat. Es ist dies im Anfange oft nur ein zufälliges Nichtbeachten der gewissen Annahmen entgegengesetzten Gründe, eine fast unmerkliche Täuschung in dem Bemissen, in der Legung der ersten Grundzüge, auf den

dann die Logik mit ihrer formellen Strenge und Bestimmtheit weiter arbeitet, und zuletzt einen riesigen Bau hervorbringt, auf den sich jene ersten Irrthümer, mit dem Ganzen zunehmend und verbreitend, übertragen. Der Meister und seine Jünger verschliessen sich vor der Ueberzeugung dieser Widersprüche, und nehmen oft die seltsamsten Resultate hin, um der einmal gewählten Methode treu zu bleiben, vertheidigen sie durch Sophismen, Extravaganzen aller Art, und verfallen in den in dieser Sphäre so häufigen theoretischen Fanatismus, der, in dem Schacht seiner dialektischen Irrgänge immer weiter grabend, von seinen Ideen, wie von Berg- und Grubenlichtern, getäuscht wird. Aber die Menge, die nicht unter dem Einflusse dieses Zaubers steht, hat weder Lust noch Zeit, die Rückkehr des Philosophen zum Tageslicht abzuwarten, und wendet sich einer anderen Aussicht zu. Auf diese Art bleibt oft ein herrliches Metall ungebraucht, weil es mit Schlacken vermischt war, welche die Welt von ihm zu trennen nicht Muth und Geduld hatte. Es ist deshalb ein Glück für ein philosophisches System und dessen Einfluss, wenn es einen Vermittler zwischen ihm und dem Publikum findet, der ausser der eigentlichen Schule steht, weniger starr als diese, und ausdauernder als jenes ist, die Ergebnisse einer freien Forschung von ihren Fehlgriffen zu sondern, und sie in einer fasslichen und annehmbaren Gestalt vorzuführen weiss.

Es ist hier, in diesen rein litterarischen Untersuchungen, nicht der Ort, näher nachzuweisen, was Fenelon für den damals so wichtigen Cartesianismus gethan hat, was aber hieher gehört, ist die Vollendung, zu welcher die französische Sprache in der Darstellung abstrakter und dialektischer Gegenstände

durch Fenelon gelangte. Nie hat ein moderner Au
die höchsten und tiefsten Gegenstände des Geistes
mehr Klarheit, Bestimmtheit, Anmuth und Natürlichk
wie Fenelon entwickelt. Der Styl in seinen philo
phischen Werken ist das Muster einer Behandlung e
dem gewöhnlichen Bewusstsein so fern stehenden Mater
ohne Flachheit wie ohne Härte, und kann auf je
andere System mit Erfolg angewandt werden. Er
jene übersinnlichen und unendlichen Dinge, die vollk
men zu ergründen und durchaus angemessen zu bezei
nen dem Menschen versagt ist, in einer Weise
ihrer Natur wenigstens so nahe als möglich k
Denn selbst das Wort, die geistigste Form des Gedank
entspricht diesem nie ganz. Das Licht innerer W
heit kann nicht vollkommen rein zur Erscheinung gebr
werden, sondern nimmt von der körperlichen Hülle
Rede immer gewisse Flecken an. Fenelon hat in
Beziehung gethan, was die Sprache ihm erlaubte.
Styl ist in der Entwickelung selbst der schwierig
Gegenstände klarer, freier, gelenkiger als Descartes,
obgleich er auch in der Form, mit seinen Vorgä
und den meisten seiner Zeitgenossen verglichen,
sehr hervorgethan, in seinen französich geschrieb
Werken, zuweilen etwas Starres und Unbewegliches
wo man die Arbeit und das Ringen der aus dem
des Geistes eben erst heraustretenden Ideen, und
Fremdheit in der sie umgebenden Wirklichkeit be
ken kann.

Zu dieser vollendeteren Darstellung in Fenelon's phi
sophischen und moralischen Schriften hat allerdings
Fortschritt der Litteratur überhaupt und insbe
Pascal's Beispiel mitgewirkt, obgleich Fenelon sich

diesem letzteren durchaus unterscheidet, und sich in ihm keine bestimmte Nachahmung irgend eines modernen Musters erkennen lässt. Das Alterthum allein wirkte auf ihn, wie auf alle grossen Talente jener Epoche begeisternd ein.

Unter den politisch-moralischen Schriften Fenelon's steht die Abhandlung: „Anweisung für das Gewissen eines Königs — Direction pour la Conscience d'un Roi“ — oben an. Dieselbe kam erst dreissig Jahre nach des Verfassers Tode heraus, und war ursprünglich, wie mehrere andere Arbeiten der Art, einzig zum Gebrauch des Herzoges von Burgund bestimmt gewesen. Fenelon scheint bei seinen Kompositionen fast nie an einen blos litterarischen Zweck, noch weniger an seinen Ruhm gedacht za haben, sondern zu Allem, was er hervorgebracht, von einer bestimmten Pflicht, oder einem sittlichen Bedürfniss veranlasst worden zu sein. Er hat nie das Ansehen eines Mannes, der schreiben und sich vernehmen lassen will. Man sieht es seinen Gedanken, seinem Vortrage an, dass sie ihm von einer inneren Regung eingegeben worden, und unmittelbar aus seiner Seele fliessen.

Es ist schon oben, bei Erwähnung der Erziehung des Enkelsohnes Ludwig XIV bemerkt worden, dass Fenelon über das Verhältniss der Fürsten und Völker zu einander, über deren gegenseitige Rechte und Pflichten, Ueberzeugungen hegte, die von den im grössten Theile Europa's damals geltenden Grundsätzen abwichen. Da seine männlichen Jahre, sein Aufenthalt am Hofe und die Gelegenheit, den Gang der öffentlichen Angelegenheiten mit eigenen Augen zu beobachten, in eine Epoche fielen, wo das Glück Ludwig XIV zu sinken und die Mängel seines Systems

fühlbar zu werden anfingen, so konnte er nicht
manche seiner älteren Zeitgenossen, von dem
Glanz dieser Regierung geblendet sein. Indessen
er, von dieser Erfahrung abgerechnet, der
Souverainetät, aus Gründen des Rechts und der
überhaupt abgeneigt gewesen zu sein. Denn er
da, wo es sich noch um keine bestimmten, ihr zu
den Grenzen handelt, eine so mässige und vorsichtige
Anwendung ihrer Mittel, stellt den Souverain so
drücklich nur als den Erhalter des Gleichgewichts
Staate, den Bewahrer der Gesetze, aber *nicht* als
Herrn und Besitzer einer Nation hin, dass es von
klar wird, dass er überhaupt nicht an die Befugniss
einer unumschränkten Gewalt glaubt, sondern diese
nur als eine vorübergehende, von dem Bedürfniss
der Noth geschaffene politische Konvenienz ansieht.
sagt in einer Stelle dieser „Anweisung für das Gewissen
eines Königs“ — „der Despotismus der Souveraine
eine Verletzung der menschlichen Verbrüderung —
Macht ohne Schranken ist eine Art von Wahnsinn
man kann, den Unterschied der Stände beibehalten,
die Freiheit des Volkes mit dem dem Monarchen
schuldigen Gehorsam vereinigen u. s. w.“

Aber Fenelon beschränkt sich nicht auf diese
moralischen Betrachtungen, sondern geht in derselben
Schrift zu bestimmten politischen Maximen über.
lässt sich da, wo er seinem Zöglinge Winke über
Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, im Falle
Gelangung zum Throne, giebt, folgendermassen
men: „Sie wissen, dass der König früher von
Unterthanen nichts nach eigenem Ermessen fordern
sondern dass ein Parlament, d. h. die Repräsentanten

der Nation ihm die nöthigen Auflagen bewilligten. Was hat diese Ordnung der Dinge gestürzt, als die unumschränkte Gewalt, welche die Könige an sich gerissen haben? Noch zu unserer Zeit hat man Parlamente, die aber den Körperschaften desselben Namens in früheren Zeiten, d. h. den Ständen des Reiches weit nachstehen, Vorstellungen gegen die Finanzedikte machen sehen u. s. w.“ — Wüsste man auch nicht, dass Fenelon noch in seinen letzten Jahren zu einer Berufung der Notabeln, und sogar der Reichsstände rieth, welche damals in einer viel entwickelteren Zeit, als das letzte mal unter Ludwig XIII, versammelt, der absoluten Monarchie schon durch ihr blosses Erscheinen gewisse Grenzen angewiesen haben würden, so ginge seine Ueberzeugung aus jenen angeführten Stellen hervor.

Ludwig XIV, der mit der Geschichte und früheren Verfassung seines Landes vertraut war, aber aus Selbstsucht, und von den Umständen begünstigt, jede Regung der Freiheit unterdrückt hatte, kannte Fenelon's Grundsätze in dieser Beziehung, feindete ihn zum Theil deshalb an, und verbrannte nach dem Tode des Herzoges von Burgund alle demselben von seinem ehemaligen Lehrer eingesandten Denkschriften, die aber dadurch nicht vernichtet würden, da sie in mehreren Abschriften vorhanden waren.

Wenn Fenelon's politische Ideen einen in jener Zeit besonders in Frankreich, seltenen Grad von Freisinnigkeit und Liebe zum öffentlichen Wohl bekunden, so spricht sich dies in seinen religiösen Meinungen noch auffallender und grossartiger aus, besonders wenn man bedenkt, dass er seiner Kirche sehr zugethan war, als einer ihrer ersten Prälaten dastand, und nach der Aufhebung des

Edikts von Nantes schrieb, die Bossuet's, aller ihrer
Bischöfe und der meisten französischen Schriftstel
Beifall erhalten hatte. Er sagt in der oben erwäh
Abhandlung zu dem Herzoge von Burgund: „Vor a
Dingen zwingen Sie Ihre Unterthanen nie, ihren Gla
zu ändern. Keine menschliche Gewalt hat das Recht
unverletzbaren Pforten der inneren Ueberzeugung
brechen. Die Gewalt überredet die Menschen ni
sondern schafft nur Heuchler. Sobald die Könige
in die Religionsangelegenheiten mischen, so leg
denselben, anstatt sie zu beschützen, nur ein Joch
Gewähren Sie Allen Gewissensfreiheit, nicht als ob Sie
Meinung für gleich berechtigt ansehen, sondern dulden
was Gott selbst mit Langmuth betrachtet, und suchen
die Menschen nur durch Milde und Ueberredung au
rechten Weg zu leiten." — In einer anderen Sc
die ebenfalls eine moralisch-politische Tendenz hat
für den Herzog von Burgund bestimmt war „Gesp
zwischen Todten — Dialogues des Morts" — bei
legt Fenelon folgende Worte in Sokrates Mund:
Volk braucht geschriebene Gesetze, und die vo
Gesammtheit der Nation angenommen und aner
sind. Diese Gesetze müssen über Allen stehen
welche regieren, sollen nur vermöge derselben ihre
walt besitzen, und Alles für das Gute, diesen Ge
gemäss, nichts aber für das Böse, ihnen zuwider
mögen." —

Es wäre indessen eine arge Uebertreibung, wenn
in Fenelon, wie dies hier und da geschehen,
Apostel der Demokratie und Toleranz, im Sinne
französischen Philosophen des achtzehnten Jahr
derts, von denen einige alle religiösen und moral

Schranken umzustossen und das Chaos zurückzuführen dachten, erkennen wollte. Er besass zu viel sittliches Gefühl und zu viel Einsicht in die Natur der bürgerlichen Gesellschaft, um die Autorität, die deren Fundament ist, untergraben zu wollen. Er war, was die Religion betrifft, seiner Kirche unbedingt und mit ganzer Seele zugethan, und dachte, in politischer Beziehung, nur die Auswüchse und Schäden vom Baume des damaligen Lebens zu entfernen, nicht aber denselben in seiner Wurzel anzugreifen. Fenelon scheint von der religiösen und politischen Opposition, die, in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, von England und Holland ausgehend, sich obwohl langsam zu verbreiten anfing, und den Altar und Thron gleich sehr anfeindete, keine Kunde genommen, oder diese Regungen wenigstens für unbedeutender, als sie waren, gehalten zu haben. Aber man kann in ihm, was viel seltener als ein grosses litterarisches Talent ist, nicht einen Geist verkennen, der sich über die Irrthümer und Leidenschaften seiner Zeit erhob, und eine, in mehreren wesentlichen Beziehungen, andere und bessere Gestalt des Lebens, als damals bestand, in seinem Innern trug.

Mit Fenelon erlosch das letzte der grossen litterarischen Talente, die unter Ludwig XIV aufgetreten waren, und mit ihm zugleich ihre Laufbahn beschlossen. Nur Wenige, wie Massillon, J. B. Rousseau, der Herzog von St. Simon u. s. w., die unter jenem Könige geglänzt oder wenigstens ihre Bildung empfangen, überlebten denselben längere oder kürzere Zeit, obgleich sie im Ganzen seiner Epoche zugezählt werden müssen, da, wenn auch nicht immer ihre besondere Weise des Urtheils und der Empfindung, aber die litterarische Form

ihres Talents deren Stempel trägt. Sonst waren die, welche das Zeitalter Ludwig XIV charakterisiren, Mo- liere, Boileau, Racine, Lafontaine, Bossuet, La Bruyère vor diesem Könige verschwunden. Man kann deshalb sagen, dass die Litteratur des siebenzehnten Jahrhun- derts von Fenelon beschlossen wurde, und mit ihm vom Schauplatz abtrat. — An das Ende dieser wichtigen Periode angekommen, die für den reichsten und ent- scheidendsten Moment in der Entwickelung des fran- sischen Geistes gelten muss, die Alles, was vor ihr ge- schehen, verdunkelt, und von der Das, was nach ihr gekommen, sich nie ganz hat losreissen und entfernen können, wollen wir einen Blick auf ihre Gesammt- erscheinung, ihre Bedeutung und ihren Einfluss werfen.

## Zwanzigstes Kapitel.

Es kam im siebenzehnten Jahrhundert nicht, wie im funfzehnten und sechszehnten, darauf, an, das Dunkel des Mittelalters zu lichten, oder die, nach dem Ver- schwinden dieser Epoche, und während der zögernden Entwickelung einer neuen Bildung, entstandene Leere des Innern zu befriedigen, denn es war vielmehr eine durch die Kenntniss und Betrachtung des Alterthums und den von den Religionskriegen herbeigeführten Um- schwung des Lebens entstandene, Ueberfülle von Be- griffen und Anschauungen aller Art vorhanden, sondern die Form und Methode zu finden, durch die dieser Reichthum geordnet, verarbeitet und dadurch zu einem unverlierbaren Eigenthum gemacht werden konnte. Dies ward von Descartes geleistet, der durch die Klarheit

Schärfe und Allgemeinheit seines Systems dem französischen Geist die ihm mangelnde Disciplin verlieh, und ihm seine eigene Natur zum Bewusstsein brachte. Descartes, der für die Kenntniss des Alterthums, an dessen Fackel sich in Frankreich, wie in ganz Europa, ein neues Licht entzündet hatte, nichts zu thun brauchte, denn diese war vorhanden, fasste alle zerstreuten und oft sich widersprechenden Richtungen seiner Zeit in einen grossen philosophischen Codex von Principien und Consequenzen zusammen, und gab dadurch dem geistigen Leben eine Einheit, die ihm seit dem Sinken der Hierarchie und dem Untergange des Mittelalters gefehlt hatte. Der Staat, die öffentlichen und politischen Verhältnisse wurden von dieser durch Descartes begonnenen Bewegung, nach Erreichung und Darlegung allgemeiner Wahrheiten und ihnen gemässer Zustände, allerdings nur langsam und theilweise ergriffen, aber der Einfluss seines Systems auf die Litteratur that sich alsbald kund. Corneille, von einem ähnlichen Bedürfnisse des Schaffens und Bildens, auf einem beschränkteren Gebiet, für einen unmittelbaren Zweck, und unter anderer Form ergriffen, stellte im Cid das erste Muster einer französischen Tragödie, und überhaupt eines grossen poetischen Werkes, in der seit dem sechszehnten Jahrhundert in eine neue Bahn getretenen Litteratur auf, in welchem die Nation nicht blos die besondere Stimmung, von der sie gerade damals beherrscht wurde, sondern ihren Charakter und ihre Natur, und zwar in einer, in ihrer Art vollkommenen und zugleich eigenthümlichen, Sprache wiedererkannte. So wie Corneille die französische Poesie, im Wesentlichen, fixirte, so dass, alles späteren Fortschrittes ungeachtet, er in seinen besten Kompositionen nicht

übertroffen worden ist, so brachte bald nachher Pascal
die Prosa zu einer Vollendung, die noch weniger zu
wünschen übrig liess, und später, je nach dem Takt
dem Gegenstande, der Absicht, eine andere, aber nie
eine bessere, werden konnte. Descartes durch seine
Grundsätze, Corneille und Pascal durch ihre Leistungen
wurden die Gründer und Träger der französischen Schrift-
welt, der Prosa und Poesie der zweiten Hälfte des sie-
benzehnten Jahrhunderts oder der Zeit Ludwig XIV,
die sich, bei aller Mannigfaltigkeit und Freiheit im Ein-
zelnen, im Ganzen der von diesen Meistern gelegten
Grundlage gemäss entwickelte.

Ausser dem persönlichen Einflusse grosser Talente,
die in jeder Zeit Viel aber nie Alles sind, traten in
dieser Epoche der Litteratur besonders drei Elemente
hervor, denen sie ihre Gestaltung verdankt: die Reli-
gion, der die philosophischen und moralischen Ideen,
selbst wenn sie sich von ihr unabhängig wissen, we-
stens äusserlich nicht zu widerstreben wagen, sondern
sich mit ihr vielmehr in Uebereinstimmung zu setzen
suchen — das Alterthum, dessen Formen, als ein
angesehen, und, so weit es das Genie der Nation
ihre Sprache erlaubt, erneuert werden — die Monarchie
Ludwig XIV, welche der ganzen intellektuellen Bewe-
gung jener Zeit einen festen Halt giebt, und eine be-
stimmte, Bahn anweist. — Diese drei Elemente, ob-
gleich jedes in sich von dem anderen sehr verschieden,
verbanden sich damals so eng, dass es unmöglich
würde eines derselben vom Ganzen zu trennen, ohne
dieses zu zerstören. Aus ihrer Vereinigung ging die
Litteratur der Epoche Ludwig XIV hervor. Da
Person und äussere Macht die Aufmerksamkeit der

schen gewöhnlich mehr auf sich zieht, als die Herrschaft von Ideen und inneren Richtungen, so wird in der Betrachtung jener Zeit die Bedeutung der Regierung Ludwig XIV für sie meist allein hervorgehoben. Diese hat allerdings viel auf sie gewirkt, aber Religion und Alterthum, so wie man sie damals auffasste und anwandte, sind bei ihrer Ausbildung nicht weniger thätig gewesen.

Keine andere Litteratur ist von drei solchen Einflüssen zu gleicher Zeit und in demselben Grade in Bewegung gesetzt worden. Welche Bedeutung die Religion in ihr besass, kann schon daraus erkannt werden, dass zwei Bischöfe, Bossuet und Fenelon, zu ihren ersten Zierden gehören, dass dieselben sich mit Philosophie, Moral, Geschichte, Politik beschäftigten, und bei diesen Bestrebungen, jeder in seiner Art, einen vorherrschend religiösen Standpunkt einnahmen. Ihnen ist es vorzüglich zuzuschreiben, dass die von dem Cartesianismus in Frankreich begonnene philosophische Richtung nicht über ihre Grenzen hinausging, und dass der in England und Holland entstandene Skepticismus, der, wie Bayle's und Anderer Beispiel beweist, unter den Franzosen Anklang fand, dem damaligen Zustande der Dinge nicht offen entgegenzutreten wagte. Bossuet und Fenelon, so mancher anderen bedeutenden Geistlichen unter ihren Zeitgenossen nicht zu erwähnen, sind nicht nur zwei grosse Schriftsteller, sondern gehören zu den Säulen, auf die sich das Gebäude jener Epoche stützt. Aber es war nicht allein ihr individuelles Talent, sondern vornehmlich der religiöse Inhalt desselben was ihnen einen so grossen Einfluss gab.

Das Alterthum, welches, ungeachtet Amyot's, Montaigne's und einiger Anderer Bemühungen, bisher mehr ein

Gegenstand theoretischer Verehrung oder materieller Kenntniss als lebendiger Anwendung gewesen, trat durch Boileau und Racine, tiefer als früher geschehen, in die Sprache und Litteratur, und dadurch in die Vorstellungen und Anschauungen der Nation ein. An ihm, und besonders dem römischen glätteten sich die vielen an der französischen Sprache noch haftenden Ecken, Härten und Rauhheiten ab. Ihre ursprünglich so spröde, ungleiche, dunkle Oberfläche gewann, erst durch die Berührung mit dem Marmor des lateinischen *Idioms* die Politur und Harmonie, von der sie am Ende des siebzehnten Jahrhunderts wie ein Spiegel *strahlt*, der Alles was auf ihn fällt, verschönert wiedergiebt.

Durch ihr Verhältniss zu der Monarchie Ludwig XIV empfing diese Litteratur den Charakter der Einheit, des Gleichgewichts in ihren einzelnen Theilen, die Beziehung auf einen festen Mittelpunkt, ungeachtet aller Bewegung, die Uebereinstimmung mit den Vorstellungen, Sitten, Gewohnheiten der höheren Klassen, die Würde *und Anmuth*, die Schicklichkeit und Feinheit, die so bedeutend an ihr hervortraten, und so viel zu ihrer Verbreitung beigetragen haben.

Was jedoch mehr als dies Alles jene Epoche charakterisirt und von jeder anderen unterscheidet, ist die in ihr hervortretende Richtung, unter der Form der Litteratur, eine Norm und Regel aufzustellen, die für die Welt des Geistes dieselbe Bedeutung, wie die Anordnungen des Staates für das äussere Dasein, *besitzen* sollte. Wie diese Tendenz in die französische Schriftwelt gekommen, die keiner anderen ganz fehlt und *fehlen* kann, in keiner anderen aber so vorgewaltet, im Einzelnen nachzuweisen, würde zu weit in die geschicht-

liche Entwickelung des französischen Volkes zurückführen, und die Grenzen einer litterarischen Untersuchung überschreiten. Wir wollen hier nur das Allgemeinste zur Beantwortung dieser, ihrer weiteren Beziehungen wegen, wichtigen Frage anführen.

Ausser mancherlei Ursachen, die sich aus dem Charakter dieser Nation und der ursprünglichen Anlage ihrer Sprache. erklären lassen, in welcher schon früh, im Vergleiche zu anderen auf derselben Stufe der Gesittung stehenden Völkern, ein Streben nach Hervorbringung allgemeiner Formen und deren Herrschaft im Leben, überhaupt mehr abstrakte Universalität als konkrete Individualität angetroffen wird, hat das politische Geschick des Landes auf die Bildung seiner Litteratur einen grösseren Einfluss als anderswo ausgeübt. Frankreich ist durch seine Lage, seine Natur, die frühe Verbindung, in welche seine einzelnen Bestandtheile zu einander traten, mehr als andere Staaten des Continents zur Darstellung einer grossen nationalen Einheit veranlasst worden. Diese Richtung lässt sich schon im Mittelalter, sowohl in der inneren Stimmung des Volkes, als in seinen äusseren Bewegungen erkennen. Die Gründung einer wenigstens dem Namen nach schon im zehnten Jahrhundert das ganze Land umfassenden Erbmonarchie, während es in den meisten Gegenden Europa's damals nur Wahlkronen giebt, die ununterbrochene Folge von Souverainen desselben Stammes, die Ueberlegenheit, zu der die Könige vom dreizehnten Jahrhundert an über die Lehnswelt kommen, die Art, wie sie dem Volke, mit den übrigen Fürsten jener Zeit verglichen, nahe treten, auf dasselbe unmittelbar einwirken, dies Alles trug dazu bei, das ganze Dasein um einen festen Mittel-

punkt zusammenzuziehen, und eine grosse Einheit vorzubereiten.

Dieses System, in welchem Krone und Nation übereinstimmten, wird selbst durch die grössten äusseren und inneren Hindernisse, wie die Kriege mit England im funfzehnten und die religiösen Streitigkeiten im sechszehnten Jahrhundert, nur einen Augenblick lang aufgehalten, und nach eingetretener Ruhe mit um so grösserem Eifer fortgesetzt. Im siebenzehnten Jahrhundert war, unter Richelieu's Verwaltung, Frankreich der Erreichung dieses Zieles endlich nahe gekommen. Vom Canal bis zum Mittelmeer, von den Pyrenäen bis zu den Alpen ward, trotz aller einzelnen Ungleichheiten und Widersprüche, im Ganzen derselbe Pulsschlag des Lebens gefühlt. Ludwig XIV durch seine Stellung, seine Persönlichkeit, die Vereinigung glänzender und gründlicher Eigenschaften in ihm, noch mehr als Richelieu begünstigt, setzte diese lang vor ihm begonnene Richtung auf eine durchgreifende Einheit in der Regierung, Gesetzgebung, Verwaltung u. s. w. noch weiter fort, und leitete, wenigstens zur Zeit seiner Jugend und seines Glückes, das ganze Dasein seines Volkes. Gerade um diese Zeit ging aus den fruchtbaren Keimen, die während der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts gesät worden, die grösste Epoche der französischen Litteratur auf. Es war natürlich, dass das Beispiel eines so abgeschlossenen Staates, seiner absoluten Maximen, seiner übereinstimmenden Ordnung und regelmässigen Haltung einer Litteratur voranleuchteten, die sich in einem Augenblicke erhob, als diese politische Einheit unter Ludwig XIV mit solcher Entschiedenheit und Anerkennung auftrat.

Die Monarchie Ludwig XIV hatte den Charakter des Mittelalters, seine Trennungen, Freiheiten, Unterschiede u. s. w. dem Wesen nach gebrochen, aber viele seiner Formen und Traditionen, so weit sie ihr nicht widerstrebten, gewähren lassen. Denn selbst auf dem Boden der Geschichte entstanden, konnte sie nicht den gesammten überkommenen Zustand, ohne sich in Gefahr zu setzen, verändern. Es schwebte ihr jedoch ein politisches Ideal vor, von dem diese Ueberreste der Vergangenheit nur geduldet, und ihnen, im Verhältnisse zum Geiste der Gegenwart, eine nur sehr untergeordnete Bedeutung zuerkannt wurde. Das Königthum jener Zeit strebte dahin, der Gesellschaft, so viel als möglich, Eine Gestalt und Farbe, Eine Bewegung und Richtung zu geben, und war deshalb Allem was früher ein gesondertes und unabhängiges Dasein geführt, einem Adel, sobald er mehr als ein betitelter Diener sein wollte, provincialen und municipalen Freiheiten, wenn sie auf einigen Einfluss Anspruch machten, entgegengesetzt. Aus diesem Charakter der damaligen Monarchie folgt von selbst, dass sie überhaupt ein Gegner alles Originalen, Persönlichen und Lokalen war, und dass sie bei dem Nachdruck, mit dem sie auftrat, dem unumschränkten Recht, das ihr zugestanden wurde, die Nation allmälig mit denselben Gesinnungen erfüllen musste.

Die Litteratur, die sich in dieser Zeit entwickelte, war ein Bild und Abglanz jenes Staates, und dies erklärt den engen Bund, der zwischen der realen und politischen und der idealen und moralischen Macht gleich im Anfang des Entstehens der letzteren sich bildete, der inniger und näher gewesen, auf beide mehr Einfluss, als in anderen Zeiten und unter ähnlichen Um-

ständen, ausgeübt hat. Es muss jedoch hierbei
sowohl an eine bewusste und bestimmte Nachahmung
sondern an eine, von der damaligen Lage der Dinge
geregte, Uebereinstimmung gedacht werden. Beide
aus derselben Quelle, aus einer das gesammte nati
Leben zur Einheit der Gesetze, Vorstellungen und
führenden Richtung hervor, nur war der politische
der Nation, sich früher als ihr intellektuelles Bew
sein entwickelnd, auf dieser Bahn vorangegangen. Sp
im achtzehnten Jahrhundert, zur Zeit Voltaire's
Rousseau's, sollte das Verhältniss sich umkehren,
die sich bildenden Ideen einflussreicher als die be
henden Institutionen werden, was der innerste
jeder grossen politischen oder religiösen Umwälzung

Wenn die Monarchie des siebenzehnten Jahrh
sich von allem Traditionellen, Gewordenen, Besond
möglichst frei machte, und sich die Erreichung
allgemeinen politischen Ideals, in der Person eines
umschränkten Königs und einer mit diesem überei
menden Einrichtung des Staates realisirt, zur Auf
machte, sich aber auf dieser Bahn durch ihren Ur
und die noch vorhandenen Ueberreste früherer Jah
derte vielfältig aufgehalten sah, so trat dagegen die
damals bildende Litteratur, die, als eine rein gei
Macht und auf einem noch wenig bebauten Felde
tend, weder einen äusseren noch inneren Wid
fand, mit noch viel unbedingteren Ansprüchen auf
wollte, indem sie, besonders in ihrem ersten
alles in dieser Sphäre bisher Bestandene verwarf
wenigstens verwandelte, nicht nur eine neue
geistiger Produktion beginnen, sondern in dieser

eine neue Gesetzgebung für ihre Nation, in Allem was mit Gedanke, Sprache, Sitte, zusammenhängt, aufstellen.

Was für eine allgemeine Norm gelten will, muss sich, so viel als möglich, aller Subjektivität entkleiden. In den litterarischen Hervorbringungen dieser Zeit ward deshalb alles Individuelle, Trennende, Unterscheidende, so weit dies thunlich ist, ausgeschlossen, und, wenn es erschien, seiner ursprünglichen Natur entkleidet, und in eine allgemeine Form gebracht. Die nächste Folge dieser Richtung auf das Allgemeine war der Krieg, der dem Herkömmlichen, Historischen, Populairen erklärt wurde, und namentlich die Ausschliessung des Mittelalters, in welchem die Wurzel alles Bestehenden, in Bezug auf Vorstellung, Ausdruck, Gewohnheit lag, und das eben reformirt werden sollte. Man brauchte aber gleichwohl eine Grundlage, ein Gerüste, zumal in der Poesie, an die hier als den vornehmsten Ausdruck einer nationalen Litteratur besonders gedacht wird, um einen neuen Bau aufzuführen. Es war nicht möglich, Alles aus der Gegenwart zu nehmen, man musste sich auf irgend eine Vergangenheit stützen. Hierzu wurde das Alterthum gewählt, das, als eine durchaus verschwundene Zeit, schon von selbst in der Höhe und Reinheit eines Ideals erschien, und zugleich, da es zu dem Vorhandenen in keinem unmittelbaren Verhältnisse stand, eine mit der Gegenwart übereinstimmende Behandlung des von ihm Entlehnten erlaubte. Daher die Befolgung und Beobachtung der Formen des Alterthums, so weit es der Geist der modernen Sprache erlaubte, in der Tragödie, Komödie, der Satyre des siebenzehnten Jahrhunderts, und selbst in der Prosa, die Nachahmung des Cicero,

Seneca, Tacitus u. s. w., und zugleich die Umbildung dieser grossen Originale in den französischen Copien, um sie der Zeit, in der man lebte, anzupassen, die häufige Verkennung ihrer wahren Natur und Eigenthümlichkeit.

Man trug die griechische und römische Welt, aber mit mehr Berücksichtigung der eigenen Nationalität, mit mehr Geschick, Kraft und Auswahl, als es im sechszehnten Jahrhundert in der Poesie durch Ronsard und seine Schule, und in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts durch Balzac, Voiture u. s. w. in der Prosa geschehen war, in das moderne französische Leben über. Der dem Lateinischen und dadurch dem Alterthum überhaupt verwandte Stoff der französischen Sprache, der Einfluss, den die klassische Poesie und Beredtsamkeit seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften und Künste, vom sechszehnten Jahrhundert an, in Frankreich ausgeübt, erleichterte dieses Unternehmen einer Vereinigung zweier sonst so getrennten Welten, und es ward in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts wirklich eine Litteratur hervorgebracht, in der die Einfachheit, Harmonie und Grösse der antiken Formen sich, wenigstens in mehren hervorragenden Leistungen Corneille's, Racine's, Moliere's, Pascal's, Bossuet's, Fenelon's, mit der grösseren Beweglichkeit, Mannigfaltigkeit und den besonderen Bedürfnissen des modernen Geistes zu einem Ganzen verband. In dieser Verschmelzung blieben allerdings viele Ungleichheiten, Widersprüche und künstlich ausgefüllte Lücken sichtbar. Aber diese aus so verschiedenen Elementen gebildete Litteratur stand mit dem Innern eines Volkes in Uebereinstimmung, das selbst ungleichen Ursprunges, römischen

und germanischen, in Vorstellung, Sprache und Sitte, sich ersterem immer mehr zugeneigt, und von letzterem, ohne ihn ganz abstreifen zu können, immer mehr abgewandt hatte, und war das einzig Mögliche und Beste, was unter den gegebenen Umständen hervorgebracht werden konnte.

Die Entwickelung einer Litteratur, wie die französische, die sich von einer fremden und die einer längst verschwundenen Zeit angehörte, nicht nur begeistern und erheben liess, sondern sie, so weit es anging, nachzuahmen und zu erneuern suchte, war nur in einem Volke möglich, dessen Sprache grossentheils einer anderen und erstorbenen ihre Entstehung verdankte, das, durch mannigfaltige Umstände und Schicksale veranlasst, mit seiner natürlichen Vergangenheit gebrochen hatte, und in seinem eigenen Wesen nicht Fülle und Tiefe genug besass, um aus sich selbst eine durchaus eigenthümliche Welt der Empfindung und Anschauung hervorzubringen. Dies Alles fand bei den Franzosen statt, und lässt diese Anomalie in ihrem Bildungsgange begreifen. Ihr Idiom, dessen einzelne Bestandtheile meist aus dem Lateinischen stammen, schien allerdings eine sehr veränderte, aber doch immer eine Fortsetzung dieses letzteren zu sein, und das so mächtig hervortretende Streben dieser Nation nach nationaler und politischer Einheit, trennte sie von dem Mittelalter und dem germanischen Element in ihrem Ursprung, die aus einem entgegengesetzten Princip hervorgegangen waren. Man kann fragen, wie es gekommen, dass Italiener und Spanier, deren Sprachen ebenfalls aus dem Quell des Alterthums geflossen, in ihrer Entwickelung nicht eine ähnliche Bahn gewählt. Aber die Litteratur dieser beiden Völker bil-

dete sich in einer Zeit, wo entweder das Mittelalter noch vollständig unter ihnen herrschte, oder wenigstens nicht ganz verschwunden war, und wo sie unter dem Einflusse der Kirche und des Feudalwesens, und nicht unter dem der unumschränkten Monarchie standen. Dann strebte der originellere, konkretere, phantasievollere Geist dieser Nationen nicht, vor Allem, nach der Erreichung einer grossen politischen Einheit, und nach Hervorbringung davon abhängiger allgemeiner Formen des Lebens, wie dies unter den Franzosen geschah, sondern sie beharrten lange in besonderen, getrennten, von Unterschieden aller Art erfüllten Zuständen, in denen ihre Eigenthümlichkeit sich frei entwickeln, und die mannigfaltigen Keime ihres Wesens in selbstständiger Gestalt an's Licht treten konnten.

Eine ganz aus eigener Wurzel entstandene Sprache und Schriftwelt, wie die deutsche, wird, ungeachtet einzelner Mängel, im Ganzen mehr Kraft und Wahrheit besitzen als eine, die, wenn auch nur zum Theil, auf eine fremde und entschwundene Zeit zurückweist. Nur erstere kann auf ihre eigenen Uranfänge zurückgehen, sich aus sich selbst erklären, sich in sich selbst verjüngen. Es muss ihr deshalb nothwendig mehr Mark und Frische einwohnen. An einer Sprache, die aus einer anderen, zur Zeit der Auflösung derselben entstanden, wird immer etwas vom Tode ihrer Mutter haften. Die deutsche Litteratur, die jüngste Frucht am ältesten Stamme, wird deshalb immer mehr die Aufmerksamkeit fremder Völker auf sich ziehen, da sich in ihr eine universelle Tendenz mit einer originellen, in ihrem selbstständigen Ursprunge liegenden Natur, wie in keiner anderen Schriftwelt, vereinigt.

Eine Litteratur, die, wie die französische der Epoche Ludwig XIV, so viel als möglich aus dem Alterthum schöpfte, in die von demselben entlehnten Regeln und Formen aber den Charakter ihrer Zeit trug, und aus dieser widerstrebenden Mischung durch Kraft des Geistes gleichwohl ein Ganzes zu machen wusste, muss sich tief von jeder anderen unterscheiden, deren keine sich auf solche Art entwickelt hat, und ganz eigenthümliche Vorzüge und Mängel darlegen. Was zunächst an ihr auffällt, ist ihr Verhalten gegen das Mittelalter, und Alles, was von diesem stammte oder mit ihm zusammenhing, das sie entweder durchaus ausschloss, oder ihm eine nur sehr untergeordnete Stelle einräumte. Sie riss dadurch die Nation von ihren Uranfängen, ihren Ueberlieferungen, kurz von ihrer Vergangenheit ab, und brachte in ihrer naturgemässen Entwickelung einen totalen Bruch hervor. Diese gegen alles Frühere sich gleichgültig verhaltende, von ihm abgewandte Richtung war allerdings längst vorhanden gewesen, hatte schon im sechszehnten Jahrhundert begonnen, kam aber erst in der Epoche Ludwig XIV an ihr Ziel. Da nun das Mittelalter vor allen Dingen eine Welt gewesen, in welcher der Glaube, die Empfindung, die Persönlichkeit, mächtig gewirkt, so musste die gänzliche Entfernung von demselben eine Leere im inneren Leben, einen Mangel an Gefühl und Phantasie hervorbringen, die durch den Verstand, seine Abstraktionen und Konvenienzen, ersetzt werden sollten. Indem diese Litteratur ihre eigene Vergangenheit verwarf, und sich, so viel es ihr möglich war, mit den Formen des Alterthums umgab, kam sie dahin, weder dieses, noch die Gegenwart rein auffassen zu können. Sie verpflanzte einmal ihren besonderen Charakter, die

Vorstellungen und Sitten ihrer Zeit, in die Behandlung der griechischen und römischen Fabel- und Heroenwelt, der sie grossentheils die Entwürfe für ihr schaffendes Vermögen entlehnte, und bekleidete dann wieder die sie umgebende Wirklichkeit mit dem Gewande des Alterthums. Dies geschah wenigstens in der Poesie, an die hier besonders gedacht wird, und mehr oder weniger überhaupt in allen Werken redender Kunst. Auch verstehen wir unter „dem Gewande des Alterthums“ — nicht bloss antike Namen, Oertlichkeiten, Geschichten u. s. w., sondern einen gewissen von Griechen und Römern erborgten, aber sehr veränderten Typus der Gesinnung und des Ausdruckes, der in die Persönlichkeiten, Leidenschaften, Ereignisse der modernen Menschheit gelegt wurde.

Aus dieser Amalgamirung des an und für sich Ungleichartigen, des innerlich und äusserlich Getrennten, entstand die Abwesenheit von Unmittelbarkeit, Wahrheit und Tiefe, die in den Erzeugnissen jener Epoche so oft fühlbar wird. Aber die Kraft, mit der sich der französische Geist auf die Verwirklichung dieser Aufgabe warf, den Charakter der antiken und modernen Welt mit einander zu verschmelzen, und aus dieser Verbindung ein neues Ganzes hervorzubringen, veranlasste ihn, der Form desselben die grösste Reinheit, Uebereinstimmung und Festigkeit zu geben. Dadurch allein konnte einem im Innersten seines Wesens sich selbst widersprechenden Gebilde ein Schein von Leben und Wahrheit verliehen werden. Diese äussere Harmonie bezauberte nicht allein die, für welche sie zunächst bestimmt war, sondern auch die fremden Völker, und dieses französische Ideal ward für eine Zeit lang zu einem eurpäischen erhoben. Die

französische Sprache und Litteratur, welche früher nur durch Kriege und Eroberungen nach England, Sicilien, dem Orient, verpflanzt worden, aber an innerer Ausbildung einigen anderen, wie z. B. der spanischen und italienischen weit nachgestanden, kam in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, auf friedlichem Wege, durch den Einfluss des Beispiels und der Nachahmung, zu einer fast allgemeinen Anerkennung und Herrschaft, nicht als ob sie Alles, was sonst bestand, übertroffen hätte, sondern weil von dem ihr vorschwebenden Verstandesideal, das sie mit so grosser Energie realisirte, alles Besondere, Natürliche, Originale ausgestossen, oder unter eine allgemeine Norm gebracht, und sie selbst dadurch Allen zugänglich gemacht worden war. Die französische Sprache und Litteratur hatte, da alle individuellen Widersprüche in ihr aufgelöst oder umgangen waren, so viel dies möglich ist, die Durchsichtigkeit und Regelmässigkeit der Mathematik bekommen, war ein Allen verständliches Symbol geworden. Ihre Hervorbringungen wurden, indem sie keinen eigentlich neuen, grossen, aus dem Boden der Innerlichkeit, der Natur und Geschichte genommenen Inhalt boten, sondern das dem Verstande allgemein Bekannte oder leicht Fassliche in eine harmonische, vollendete Form einschlossen, namentlich von den höheren Klassen anderer Völker, leicht begriffen und gern angenommen. Aber selten haben diese Werke eine fremde Individualität tief ergreifen, oder den schlummernden Funken eines fremden Genies wecken können, denn sie waren nicht aus der Begeisterung, sondern aus der Reflexion, nicht aus der Seele, sondern aus dem Verstande geboren. Sie wurden, als die am leichtesten zu erlangende Befriedigung eines allgemein herr-

schenden geistigen Bedürfnisses, dem gerade von kei
anderen Seite her eine Erfüllung entgegenkam, mehr u
der Vollendung ihrer Form, als der Grösse ihres Geh
willen, bewundert.

Die französische Schriftwelt des siebenzehnten Ja
hunderts stand, in dem Augenblicke, wo sie sich er
ohne bedeutende Konkurrenz da. Die englische, itali
sche und spanische Litteratur besassen zwar eine An
Meisterwerke, welche den intellektuellen Charakter d
Nation fixirt hatten, aber es fand in ihnen damals kei
dem Geist der Zeit entsprechende, oder mit ihm in u
mittelbarem Zusammenhange stehende, Bewegung sta
Ihre tiefere, konkretere, individuellere Natur erla
ihnen ausserdem keine so allgemeine Verbreitung, w
der französischen. Der eigenthümliche Charakter die
letzteren Litteratur, sich von dem Natürlichen und Hist
rischen abzuwenden, ein von Reflexion und Kritik e
fundenes, ein abstraktes Ideal in Gedanke und Ausdru
aufzustellen, sich möglichst in der Sphäre des All
meinen zu halten, der totale Bruch mit dem Geiste u
den Traditionen des Mittelalters begegnete, und d
muss bei einer Betrachtung des Einflusses und der rasch
Verbreitung der französischen Schriftwelt nicht über
hen werden, in den übrigen europäischen Nationen ei
ähnlichen, nur nicht so entschieden ausgesprochene Sti
mung. Denn auch unter ihnen drängte sich Alles, w
auch auf andere Weise, einem den Ueberlieferungen d
Mittelalters fremden, wenigstens von ihnen nicht b
herrschten Zustande zu.

Diese grosse, in der zweiten Hälfte des siebenzeh
Jahrhunderts vorgehende, innere Bewegung des fran
sischen Geistes hatte noch eine andere äussere, erst i

der Folge sichtbar werdende Wirkung, die hier nur angedeutet werden kann. Indem sich die damalige Litteratur, wie oben bemerkt worden, die Hervorbringung einer allgemeinen Gesetzgebung für Gedanke, Empfindung, Ausdruck, Sitte, zur Aufgabe machte, alles Herkömmliche, Persönliche, Natürliche, wenn es sich diesem Zweck nicht fügen wollte, abwies, dadurch den Geist der Nation von ihren Traditionen abriss, und den Trieb zur Aufstellung abstrakter Ideale in ihr erweckte, bereitete sie dieselbe, durch diesen Bruch mit ihrer intellektuellen Vergangenheit, auf die Möglichkeit eines ähnlichen Bruches in ihren politischen Institutionen vor. Dieses war eines jener in der Geschichte hier und da vorkommenden Ereignisse, wo die Wirkung der Ursache so fern zu liegen scheint, gleichwohl aber zwischen beiden ein innerer Zusammenhang, der weiter unten näher angegeben werden wird, vorhanden ist.

Wenn wir der Litteratur der Epoche Ludwig XIV einen Mangel an Tiefe und Wahrheit vorwerfen, in ihr Regel und Kunst zu sehr an die Stelle der Freiheit und Begeisterung gesetzt sehen, so wird Dies, wie sich von selbst versteht, nur im Ganzen und Grossen, und von der allgemeinen Richtung jener Zeit, aber nicht von allen ihren einzelnen Erzeugnissen behauptet. In Corneille's, Racine's und Moliere's vorzüglichsten Dramen tritt, ungeachtet des vorherrschenden Formalismus, und eines dem Alterthum entlehnten, den modernen Geist beschränkenden Systems, überall eine grosse natürliche Anlage und gestaltende Kraft hervor, und die Praxis überwindet sehr oft die ihr von der Theorie gesetzten Schranken. In Pascal's, Bossuet's, Fenelon's Werken sind nur selten Spuren jener inneren Widersprüche zu erkennen, in die

der französische Geist durch den Bruch mit seiner eigenen Vergangenheit und die künstliche Erneuerung des Alterthums gerathen war. Aber einmal lassen selbst diese Meister und besonders die Dichter darunter, hier und da, den Zwang und die Grenzen erkennen, die ihnen jene Grundsätze und Einflüsse auflegten, und dann waren dies isolirte Grössen, die weit das gewöhnliche Mass überschritten. Die durch ihr Beispiel sanktionirten Principien und Regeln, von ihren jüngeren Zeitgenossen und ihren Nachfolgern, ohne den inneren Fond von Kraft und Wahrheit, der in jenen grossen Talenten lag, methodisch und mechanisch angewandt, durch den grossen Einfluss, den das Zeitalter Ludwig XIV überhaupt ausübte, durch den geselligen, nach Einheit strebenden, und sich deshalb gewissen Ideen und Maximen eng anschliessenden, Geist der Nation begünstigt, erzeugten in einzelnen Theilen der französischen Litteratur, namentlich in der Poesie, eine immer seelenloser werdende Wiederholung derselben Typen, und brachten Kompositionen hervor, die mehr todten Vorschriften, als lebendigen Eindrücken nachgebildet zu sein schienen, und denen es an aller Frische, Freiheit und Eigenthümlichkeit fehlte. Der grosse Umschwung, der in den Ideen des französischen Volkes im achtzehnten Jahrhundert eintrat, war es allein, der diesen von einigen seltenen Talenten, die aber selbst nicht tief genug aus dem Quell der Natur geschöpft hatten, ausgebildeten, und bald nach ihnen abgenutzten, Formen einen neuen Inhalt gab, und die französische Litteratur, vor der sie bedrohenden Verflachung und Verflüchtigung alles ächten Stoffes, in gewisse abstrakte Regeln und Konvenienzen bewahrte.

Ungeachtet aller einzelnen Mängel, die man in der

Litteratur der Epoche Ludwig XIV erkennt, ist dieselbe dennoch nicht nur eine wichtige und, im Ganzen, nothwendige Erscheinung im Entwickelungsgange des französischen Volkes gewesen, sondern hat auch auf die ganze neuere Zeit einen unermesslichen Einfluss ausgeübt. Was in einer so klaren und reichen Welt, wie die des siebenzehnten Jahrhunderts, und die so viele Mittel zu Vergleichung und Beurtheilung besass, eine solche Bedeutung gehabt, muss, was auch an ihm vermisst werden mag, in sich eine grosse Kraft getragen haben. Denn eine so allgemeine und dauernde Wirkung kann kein Ergebniss blos äusserer Umstände, noch weniger des Zufalles und der Mode, gewesen sein. So günstig auch damals die Lage der französichen Litteratur im Verhältniss zu anderen sein mochte, ohne die ihr eigenthümlichen Vorzüge würde sie keine solche Anerkennung gefunden haben. Einmal hatte sie die Aufgabe, die sie sich gesetzt, so rein und vollständig wie keine andere moderne Schriftwelt gelöst. In Italien, England, Spanien, dann von Deutschland, konnte in dieser Beziehung damals noch nicht die Rede sein, hatten sich allerdings, und zum Theil schon früher, einige Alles überragende poetische Talente epischer oder dramatischer Natur erhoben, die aber wie einzelne abgerissene, einsame Höhenpunkte, mitten in einer tiefen, zu ihnen ausser allem Vergleich liegenden, Ebene, da standen. Die Menge sah zu jenen erhabenen Geistern mehr bewundernd und erstaunend hinauf, als dass sie sich zu ihnen emporgezogen gefühlt hätte. Sie hatten in ihren Werken einen Beweis für die Grösse des in ihnen wohnenden individuellen und nationalen Talents abgelegt, es war von ihnen aber keine neue, gemeinsame, Alles umfas-

sende Richtung und Bildung hervorgebracht worden. Die Epoche Ludwig XIV hatte dagegen ihre Absicht, in der Form der Litteratur eine Gesetzgebung für Das zu gedacht, empfunden, dargestellt, und wie es dargestellt werden sollte, wirklich erreicht, und in einer in sich übereinstimmenden, abgeschlossenen Form einen Allen verständlichen Inhalt ausgesprochen. Sie umfasste nicht nur von Corneille's und Racine's Tragödien bis zu Lafontaine's Fabeln, von Bossuet's Reden bis zu den Briefen der Frau von Sevigné, von Fenelon's metaphysischen Untersuchungen bis zu seinem Roman, dem Telemach fast alle Richtungen litterarischer Produktionen, sondern erfüllte mit ihren Ideen und Formen das Leben der Nation selbst, und wies ihm eine neue Bahn an.

Dann war es die mit der Zeit, wie sie geworden und bald noch mehr werden sollte, übereinstimmende Natur dieser Schriftwelt, die ihr auf ihr eigenes Volk und ganz Europa einen so grossen Einfluss gab. Es ging in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts Alles einen neuen, dem Mittelalter, seinen Vorstellungen, Sitten, Einrichtungen, fremden und entgegengesetzten Zustande, in den verschiedenen Ländern in ungleichem Grade, aber überall vorhanden, entgegen. Noch erinnerte sehr Vieles in den bestehenden Verhältnissen an jene Vergangenheit, aber es fehlte ihm das wirkliches Leben, und der Glaube an seine Rechtmässigkeit oder Nothwendigkeit. In Frankreich war dieser Schritt zu einem Uebergange in eine neue Welt, in der unumschränkten Regierungsgewalt Ludwig XIV und der von ihm eingeführten, an das Mittelalter nur blos durch Namen und Formen erinnernden Ordnung, am entschiedensten gethan worden. Die innere Stimmung des fran-

zösischen Volkes kann schon unter der Herrschaft dieses Königs als durch und durch modernisirt angesehen werden. Eine Litteratur, die unter solchen Einflüssen entstand, eine solche Richtung theilte und darstellte, musste, als ein Zeichen der Zeit und ein Mittel des Fortschrittes, angesehen und aufgenommen werden. Sie war, da die Idee schnellere Flügel als die Fakten haben, in diesem Werk einer neuen Gestaltung des Lebens, dem Staate, obgleich anfänglich ihm folgend, zuletzt weit vorangeeilt. Sie tritt gegen den Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts hin als eine durchaus neue, durch die Wahl ihrer Entwürfe an die Vergangenheit erinnernd, aber durch die Art der Darstellung, und durch den sie belebenden Geist von jeder anderen Zeit, besonders aber vom Mittelalter, getrennte Erscheinung auf.

In den Ideen und Empfindungen Corneille's und Pascal's sind noch zuweilen, wenn auch selten, die Fäden der Verbindung mit früheren Zuständen erkennbar, in Racine und Fenelon steht Alles, von den Entwürfen abgesehen und deren charakteristische Behandlung in Betracht gezogen, neu, von der Vergangenheit getrennt, und wie aus sich selbst entstanden, da. Noch deutete in dieser Litteratur nichts auf einen äusseren Bruch mit den herkömmlichen socialen Zuständen hin. Sie schien vielmehr mit denselben in vollkommener Uebereinstimmung zu stehen, war zum Theil aus ihnen hervorgegangen, und diese verdankten meist ihr allein das verschönernde Licht, das sie umgab. Auch war die hohe Stelle, die Religion und Moral in ihr einnahmen, von deren Verehrung sich keines ihrer grossen Talente ganz entfernte, die von einigen sogar zum ausschliessenden Gegenstand ihrer Betrachtung und Darstellung genommen

wurden, jedem eigentlichen Kampfe und Umsturz, ohne den nichts Neues in die Wirklichkeit eintreten kann, entgegen. Aber schon in Fenelon, der an dem Ausgange dieser Epoche steht, und auf eine folgende hinweist, regt sich die Unzufriedenheit mit dem Geiste und den Formen des damals in Frankreich bestehenden politischen Lebens, und obgleich er zur Heilung der fühlbar werdenden Uebelstände eine Institution der Vergangenheit, die alten Reichsstände, zu versammeln empfiehlt, so liegt in dem blossen Wunsche einer solchen Zuziehung des Volkes zu seinen eigenen Angelegenheiten, nach so langer Entfernung von ihnen, ein Gedanke der Neuerung und Zukunft verborgen, der, einmal verwirklicht, den Bruch zwischen der Gegenwart und Vergangenheit allgemein fühlbar gemacht haben würde. Selbst Racine beschäftigte sich gegen das Ende seines Lebens hin mit Planen für eine Verbesserung der Verwaltung, woran er selbst und seines Gleichen in früheren Jahren nicht gedacht hatten.

Der eigenthümliche Charakter dieser Litteratur der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, sich als eine Gesetz gebende Macht für Gedanke, Sprache, Sitte zu betrachten, in dieser Beziehung allgemeine, mit der Geschichte der Nation, ihrer Vergangenheit und ihren Ueberlieferungen in keiner bestimmten Verbindung stehende, Formen und Regeln aufzustellen, musste, über lang oder kurz, auf die äusseren Einrichtungen des Lebens und Staates einen bedeutenden Einfluss ausüben. Es konnte dies nicht von denselben Personen ausgehen, die ihre ganze Kraft auf die Gründung jenes idealen Baues gerichtet hatten. Es blieb dies ihren Nachfolgern in derselben Sphäre, und der in der Nation von ihnen

hervorgebrachten Wirkung überlassen. Aber es ist deshalb nicht weniger wahr, dass der in der Litteratur Ludwig XIV waltende abstrakte und systematische Idealismus, seinem innersten Wesen nach, mit dem auf den Trümmern der Feudalwelt errichteten Staate im Widerspruche stand, und über die Grenzen, die dieser sich in seinen Neuerungen gestellt, hinausging. Die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, die sich gegen die damals bestehenden öffentlichen Verhältnisse erklärte, und in ihrem besonderen Streben von ihrer Vorgängerin ganz verschieden erscheint, ist von ihr gleichwohl ausgegangen, hat sich auf Das, was diese gegründet, gestützt, und ist in dem zunehmenden Drange, das ganze Dasein auf allgemeine Ideen und Formen zu bringen, als deren Fortsetzung zu betrachten.

Diese moderne Richtung des französischen Geistes, welche die Pforten der Vergangenheit verschloss und die der Zukunft öffnete, erweiterte die Gegenwart durch die Klarheit, die sie über dieselbe verbreitete, plötzlich zu einem unermesslichen Gebiete. Dies ist, ungeachtet aller besonderen Mängel, die grosse Bedeutung dieses im siebenzehnten Jahrhundert in der französischen Litteratur waltenden Idealismus gewesen, dem Frankreich und ganz Europa einen grossen Theil ihres moralischen Fortschrittes verdanken, und dem deshalb in der Betrachtung der allgemeinen, auf das Geschick der Menschheit einwirkenden, Principien eine bedeutende Stelle gebührt. Es war nicht dieser oder jener einzelne Dichter, Redner oder Moralist, der so bedeutend dasteht, es ist nicht das individuelle Talent, was so sehr hervorragt, denn andere Völker haben eben so grosse oder grössere Genies besessen, aber der allgemeine Gedanke, das Streben

und Ziel dieser ganzen Epoche ist überaus fruchtbar und einflussreich gewesen, und es würde ohne sie eine, sonst durch nichts auszufüllende, Lücke in der Entwikkelung der neueren Zeit vorhanden sein.

Etwas Anderes aber ist es, den Einfluss dieses mehr ordnenden als schaffenden, mehr erhaltenden als erwärmenden Princips auf die besonderen Erscheinungen des Geistes und des Lebens zu beurtheilen, die alle von einer ihnen eigenthümlichen Natur beseelt sind, und dieselbe bewahren müssen, wenn sie sich rein und frei entwickeln sollen. Hier wurden die Folgen dieses abstrakten und systematischen Idealismus erst viel später im achtzehnten Jahrhundert, nachdem er, was seinen Inhalt betrifft, sich in das Gegentheil von Dem, was er früher gewesen, verwandelt, und sich zu Materialismus und Atheismus hinneigte, gefühlt. Die innere Natur des französischen Geistes ward indessen durch Voltaire, Rousseau und die Encyklopädisten nicht so umgestaltet, wie die Verschiedenheit der religiösen und politischen Ueberzeugungen in beiden Epochen voraussetzen lassen könnte. Corneille, Moliere, Racine, Boileau hatten durch die überwiegende Bedeutung, die sie einer allgemeinen Form in Gedanke, Ausdruck, Sitte, über die Freiheit und Wahl des Innern gaben, und durch den von ihnen herbeigeführten vollkommenen Bruch mit den Ueberresten mittelalterthümlicher Empfindung und Vorstellung, den Geist der Nation auf die Herrschaft systematischer Abstraktionen d. h. auf eine Art zu sehen und zu empfinden, vorbereitet, die alle natürlichen und ursprünglichen Unterschiede einem universellen Princip unterwirft, und, die Vergangenheit verachtend die Ge-

genwart und somit die Zukunft aus sich selbst hervorbringen, und nach seinen Ueberzeugungen gestalten will.

Als das französische Volk, von einem nothwendigen Fortschritt in seiner Entwickelung getrieben, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts von der Litteratur zur Politik überging, und aus der Sphäre der Theorien auf den Boden der Praxis niederstieg, trug es diese, ihm durch seine frühere Bildung, zur anderen Natur gewordene Gewohnheit abstrakter Idealisirung auf die Umgestaltung des äusseren Daseins über. Jene allgemeine Form, die früher in der Litteratur unter dem Namen Geschmack als oberstes Kriterium gegolten, ward in der Revolution Vernunft genannt, und beide Begriffe sind sich, in der Weise, wie sie von den Franzosen aufgefasst wurden, dem Wesen nach nicht so unähnlich, wie ihre äussere Verschiedenheit vermuthen liesse. Die Assemblée constituante reformirte den Staat eben so von Grund aus, wie die Litteratur Ludwig XIV es mit dem geistigen Leben der Nation gethan hatte.

Diese Herrschaft allgemeiner Formen, ohne Rücksicht auf die besondere Natur des Gewordenen und Vorhandenen, ist der gemeinsame Charakter des französischen Geistes im siebenzehnten wie im achtzehnten Jahrhundert, und das innere Band, das diese beiden sonst so ungleichen Epochen zusammenhält. Die Revolution, von ihrem äusseren Verlaufe abgesehen, nicht als ein historisches Faktum, sondern als die Verkörperung einer neuen Idee betrachtet, ward durch die im Zeitalter Ludwig XIV in der Sprache, den Vorstellungen und Sitten sich ereignende grosse Veränderung vorbereitet. Das Wesen beider Epochen war die Hervorbringung und Anerkennung universeller Principien, und

deren Anwendung, erst in den idealen, dann in den realen Kreisen des Daseins. Dieses Streben wäre an und für sich gerecht gewesen, denn dem Einzelnen wie dem Staate, der Litteratur wie der Politik, ist von der Gottheit die Aufgabe gesetzt worden, die Forderungen der Vernunft zur Herrschaft zu bringen, und die Idee der Wahrheit in der Aussenwelt zu verwirklichen. Aber der im französischen Geiste überwiegend gewordene Hang zu systematischer Abstraktion verlieh diesem Streben eine mehr negative als positive Tendenz, die noch mehr zerstörte als schuf. Die Litteratur des siebenzehnten Jahrhunderts hob das gesammte Mittelalter im Bewusstsein der Nation auf, und wollte sich unmittelbar dem Alterthum anschliessen. Die Revolution that auf ihrem Gebiete etwas Aehnliches, nur wie es die Natur ihrer Bewegung mit sich brachte, auf eine andere Art. In beiden Erscheinungen ist die Herrschaft eines abstrakten Idealismus und universeller Principien, denen selbst der Materialismus und Atheismus der Encyklopädisten, und der Fanatismus der Revolutionsmänner dienen musste, sichtbar.

Das grosse Ergebniss des siebenzehnten Jahrhunderts für Frankreich war, unter der Form der Litteratur, die Idee einer allgemeinen Gesittung aufgestellt, und dadurch zu deren Fortschritt beigetragen zu haben. Ueber die Revolution, und wir verstehen hier unter dieser Bezeichnung nicht die Geschichte des letzten Decenniums des achtzehnten Jahrhunderts, sondern den Beginn einer socialen und politischen Umgestaltung, mit der Absicht den Staat auf eine neue, allgemeinen Begriffen entlehnte, dem Geiste des Mittelalters entgegengesetzte Grundlage zu stellen, ist, da diese Bewegung noch nicht

an ihr Ziel gekommen, kein so bestimmtes Urtheil auszusprechen möglich. Es kann bei ihr noch nicht das Wesentliche vom Zufälligen, das Wahre vom Falschen, ihr Gesammtverlauf von ihren Episoden und Incidenzien, vollkommen klar und scharf geschieden werden. So viel aber lässt sich mit Sicherheit erkennen, dass, wenn die Litteratur des siebenzehnten Jahrhunderts das Innere, Natürliche, Ueberlieferte, die Individualität des Geistes überhaupt durch ihren strengen und ausschliessenden Formalismus häufig verletzte, die Revolution eben so, nur mit anderen Mitteln und auf viel allgemeinere Weise, der Geschichte, den Nationalitäten, den bestehenden Rechten und herkömmlichen Zuständen durch eine schrankenlose Ausdehnung ihrer abstrakten Principien vielfältig Gewalt angethan hat.

Beide Erscheinungen, die Litteratur des siebenzehnten Jahrhunderts und die Revolution sind sich, ihrem Wesen nach, verwandt, eine Behauptung, die übrigens Niemanden, der die verborgene Verbindung der Dinge zu ahnen, und unter verschiedenen Hüllen eine verwandte Gestalt zu erkennen vermag, befremden kann. Beide sind in demselben Volke und Lande, und nur einige Menschenalter von einander entfernt, an's Licht getreten, und ausserdem noch auf eine bestimmte Art unter einander verbunden. Die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts ist der Faden, der das Zeitalter Ludwig XIV mit der Revolution verknüpft. Diese Litteratur wies in ihren Formen auf jene Epoche der Regel und Hierarchie zurück, bereitete aber durch ihren Inhalt den Geist der Nation auf diese grosse Umwälzung vor.

Berlin, Druck der Gebr. Unger'schen Hofbuchdruckerei.

